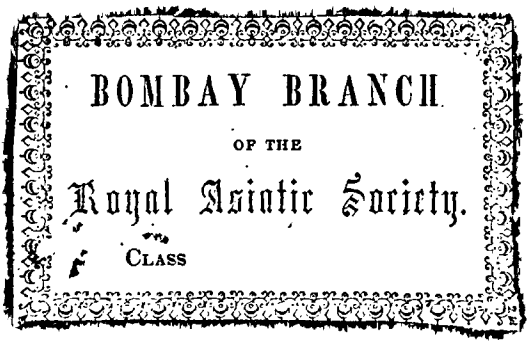
God
830.8
e/Sam
19802
00099802



Digitized with financial assistance from
Government of Maharashtra
on 30 January, 2020

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

99802

Neunundzwanzigster Band.

29 v01

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1857.

00099802

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vermiſchte Schriften.

Inhalt.

	Seite
Sympathien	1
Gesicht des Mirza	63
Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen	73
Platonische Betrachtungen über den Menschen	103
Was ist eine schöne Seele?	129
Was ist Wahrheit?	139
Philosophie, als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet	151
Betrachtungen über J. J. Rousseau's ursprünglichen Zustand des Menschen	161
Ueber die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken	201
Reise des Priesters Abulfanaris ins innere Africa	241
Die Bekenntnisse des Abulfanaris, gewesenen Priesters der Isis in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder-Aegypten	259
Ueber die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey	285
Ueber die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts	319
Auszüge aus Jakob Forsters Reise um die Welt	351

Sympathien.

Einleitung.

Wie glücklich, wenn sympathetische Seelen einander finden! Seelen, die vielleicht schon unter einem andern Himmel sich liebten und jetzt, da sie sich sehen, sich dessen wieder erinnern, wie man eines Traumes sich erinnert, von dem nur eine dunkle angenehme Empfindung im Gemüthe zurückgeblieben ist. Das Schicksal trennte sie vielleicht, als sie von jenen seligen Gestaden herabsanken, ihre Prüfungszeit in diesem fremden Lande anzutreten. Aber ihre befreundeten Engel bringen sie wieder zusammen, wenn gleich Jahre, Gebirge und Flüsse zwischen sie gelegt sind. Kaum erwachen die schwesterlichen Seelen wieder von der Betäubung, worein der Fall in den irdischen Klumpen sie stürzte; kaum fühlen sie sich selbst wieder recht, so erwacht auch eine geheime Sehnsucht, die ihnen selbst fremd ist. Sie athmen nach einem Gute, das ihnen fehlt; sie staunen; oft sinken sie in einsamen Schatten oder unter den Flügeln der Nacht in ernste Träume. Tausend Gestalten der Dinge gehen vor der denkenden Seele vorbei, ohne sie zu rühren; sie erfindet sich zuletzt ein liebenswürdiges Bild, sie malet es aus und liebt es und wünscht, wie Pygmalion, daß es leben möge, unwissend, daß dieses Bild ein Urbild hat, und daß

ſie ſich nur wieder auf ſeine Züge beſinnt. Wie ſüß iſt dann das Erſtaunen dieſer harmoniſchen Geiſter, wenn ſie ſich unverhofft finden! Ein geheimer magnetiſcher Reiz nähert ſie einander, ſie ſchauen ſich an und lieben ſich immer mehr, je länger ſie ſich anſchaun. Und wie könnten ſie anders als ſich lieben? Ihre Herzen ſind in den lieblichſten Gleichlaut geſtimmt. Die Natur hat gleiche Reize für beide. Dieſer reine Azur des Himmels, dieſe balſamiſchen Blumen, dieſe blühende Gegend, die im Mondſchein ſchlummert — aber noch viel mehr das geiſtige Schöne, die Ordnung, die Güte, die Unſchuld, die ſtille Tugend, die unaufgemuntert, unerkannt und unnachgeahmt mitten in dem Getümmel einer ausgearteten Welt der Stimme des Himmels getreu bleibt — alle dieſe Gegenſtände rühren beide auf gleiche Art. Wie ſüß iſt es ihnen, ihr Innerſtes einander aufzuſchließen! Wie leicht verſtehen ſie ſich! Wie ſchnell geht jede Empfindung aus der einen in die andre über! Sie ſcheinen nur zwei Hälften zu ſeyn, welche die Freundſchaft wieder in eine Seele zuſammenfügt. Kein großer Gedanke, keine ſchöne Empfindung, keine frohe Hoffnung, keine edle That, die ſie nicht unter ſich gemein haben! Kein Mißklang in der einen, der nicht durch die andere in Harmonie aufgelöst werde! Die Begierde, ſich den Unſterblichen, jenem heiligen Lande, wo ſie entſprungen ſind, immer mehr zu nähern; dieſe erhabne Begierde, man mag ſie nun Tugend oder Religion nennen, vereinigt ſie in Allem, was ſie denken oder thun. Denn was für eine andere Harmonie kann unter Geiſtern ſeyn, wenn es nicht die Tugend iſt?

O, hütet euch, die geheiligten Namen der Liebe und Freundſchaft zu entweihen, ihr kleine Seelen, welche Ehrgeiz oder Wolluſt auf kurze Zeit an das gleiche Joch ſpannen;

nennet nicht Sympathie, was eine schändliche Zusammenrottung ist, die ihr umsonst mit dem Namen der Liebe und Freundschaft bedeckt, wie Afra ein häßliches Gemüth unter den Rosen ihrer Wangen verbergen will. Begnüget euch, von uns unbeneidet, an euren thierischen Trieben und Freuden, aber haltet euch in euren Grenzen und gönnet uns, daß wir die Welt in einem andern Lichte betrachten; daß wir unsern Geist lieber mit großen und gewissen Hoffnungen nähren und erweitern, als in schnell vorbeirauschenden Wollüsten zerschmelzen wollen; uns lieber mit einem göttlichen Glauben nähren, als mit Einbildungen, die keine Wahrheit außer dem Hirn des Träumers haben; daß unsre Seelen lieber bei sich selbst wohnen, als in tausend eitle Begierden und sprudelnde Thorheiten ausfließen; daß wir desto mehr zu leben glauben, je mehr der Geist frei und seiner eignen Natur gemäß empor steigt, und je mehr wir von den Banden, die ihn an diesen irdischen Felsen anheften, zerreißen können.

Und wie kann es anders seyn, als daß Alle, die mit dieser Denkart beseliget sind, in einer geheimen geistigen Verbindung stehen und einander nahe sind, wenn gleich ihre Blicke sich nie begegneten, und ihre Lippen sich nie gegen einander eröffnet haben? Ihre Neigungen begegnen einander, ihre reinsten Wünsche steigen gemeinschaftlich zu Gott auf, ihr Geist strebet in gleichlaufenden Linien nach der Vollkommenheit, ihre Hoffnung fließt in dem gleichen Mittelpunkt zusammen. Zwar hängt oft eine Decke zwischen ihnen, die sie verhindert, einander zu erkennen; viele finden sich erst in jener Welt. So ordnet es der, der allein weise ist! Die Erde soll kein Himmel seyn! Doch fügt es oft ein gütiges Geschick, daß sie auch schon hier sich finden; und wenn gleich Ort und Zeit sie

trennt, so hat der Witz, den Begierden des Herzens zu Hülfe zu kommen, ein Mittel erfunden, die Bewohner entfernter Gegenden in einem Augenblick zusammenzubringen und die Jetztlebenden in die Gesellschaft jener ehrwürdigen Schatten zu versetzen, deren Tugend mit jedem Jahrhundert neu geboren wird.

Wie oft, wenn meine Seele aus den Zerstreuungen des Tages in stille einsame Schatten flieht, zu ihren liebsten Gedanken sich flüchtet und sich mit unsichtbaren Gegenständen unterhält; wie oft ergötzt mich da die süße Vorstellung, daß es Verwandtschaften unter den Geistern gibt, und daß viele mit mir verschwisterte Seelen auf dem Erdboden zerstreut sind, die vielleicht in diesem Augenblick, wie ich, in einsame Schatten entflohen sind und sich mit gleichen Gedanken und Gegenständen unterhalten! Dann hänge ich in stiller Entzückung diesen geliebten Träumen nach und fliege in Gedanken umher, diese sympathetischen Seelen aufzusuchen und an dem Zustand, worin jede sich befindet, Antheil zu nehmen. Vielleicht, denke ich, schmachtet diese nach einem Freunde, dem sie ihr Herz entdecken dürfte, der ihre Empfindungen verstände und ihr so rathen könnte, wie sie es nöthig hat; vielleicht ist eine andere noch unerfahrene, obgleich gut geartete Seele, der Belehrung, eine andere, die gleiten will, der Unterstützung, eine niedergeschlagene der Ermunterung, eine leichtsinnige der Warnung benöthigt. So stelle ich mir verschiedene Umstände vor, in den jetzt meine nächsten und eigentlichen Verwandten sich befinden, und sinne voll Freundschaft nach, wie ich sie belehren oder ermuntern, trösten oder stärken, bestrafen oder mit gerechtem Beifalle belohnen wolle. Dann zeichne ich diese Gedanken auf, und mein Herz findet eine süße Befriedigung

darin, ſich mit ſeinen Abweſenden zu beſprechen und ihnen das gleiche Vergnügen zu machen, das ich an dieſen geheimen Geſprächen finde.

Nehmet denn, ihr geliebte Seelen, die mich näher angehen als die übrigen Menſchen — für deren größeren Theil keine andre Liebe als Bedauern möglich iſt, nehmet dieſe Erinnerungen und Ermunterungen von eurem Freunde an, der euch in einer beſſern Welt alle um ſich her verſammelt zu ſehen hoffet. Ihr allein verſtehet dieſe Blätter; ihr allein werdet dieſe Sprache kennen und fühlen, und nur in euren Herzen werden ſympathetiſche Empfindungen den meinigen antworten.

1.

Schöne Celia, du kenneſt deinen zärtlichſten Liebhaber noch nicht. Deine reizende Geſtalt hat einen Schwarm von kriechenden Seelen um dich her verſammelt; aber ſie lieben nicht dich. Wie wenig müßteſt du deinen Werth kennen, wenn du auf ſie ſtolz wäreſt! Sie lieben dich nicht, Celia, ſie gelüſten dich. Ein jeder deiner Reize verſpricht eigne Freuden, eigne Entzückungen; dieſe lieben ſie, wie Eva die Frucht liebte, die ihr lieblich zum Anſchauen und noch lieblicher zum Koſten ſchien. Aber ich, der dich nie mit körperlichen Augen ſah, kann dich nur mit geiſtigen betrachten, und dieſe entdecken unter deiner irdiſchen Form etwas, das noch ſchöner als die Schönheit iſt. Blumen, Statuen, Gemälde kann ich bewundern; aber dieſes Göttliche, das deine ſichtbare Geſtalt ſo weit über alle andere Schönheiten erhöht, als ein Engel über einen Sommervogel erhaben iſt, nimmt mein Herz ein. Ohne dir zu ſchmeicheln (denn warum ſollte ein unſichtbarer Liebhaber, ein Genius, ſchmeicheln?), will ich dir ſtolzere Dinge vorſagen, als die unermüdeten Lobredner deiner jugendlichen Reizungen dir ſagen können. Ich möchte dein Herz mit einem heiligen Stolze begeiſtern, der dich über jene roſenwangigen Mädchen hinwegſetzte, an denen die Natur oder die Kunſt das Vornehmſte auszuarbeiten vergeſſen hat; deren ganze Geſchichte iſt, daß ſie blühen, gepflückt werden und verwelken.

Siehe, du reifeſt zu einem Alter heran, da die Welt dich mit ſchmeichelnden oder tadelſüchtigen Blicken beobachtet; deine Schönheit zieht dir eine Achtung zu, welche die bloſe Schönheit nicht verdient. Es iſt Zeit, daß du deine Beſtimmung kennen lernſt. Wenn mir anders die Gewalt der Sympathie recht bekannt iſt, ſo wird eine geheime Stimme in dieſem Augenblick deiner Seele ſagen, was ich jetzt denke. — „Schöne Celia, alles Sichtbare iſt ein Schatten, ein Wiederſchein des Unſichtbaren, welches allein ewig und göttlich iſt. Deine Seele iſt ein Bildniß der Gottheit, deine Geſtalt ein Bild deiner Seele. Dieſe Farben, dieſe Grazien ſind der Glanz, den ſie über den Leib ausgießt, durch welchen ſie wirken ſoll. Schönheit iſt ein Verſprechen, wodurch ſich die Seele verbindet, groß, edel, nachahmenswürdig zu handeln. Sie iſt der Reiz, wodurch wir auf die lehrende Tugend aufmerkſam gemacht werden ſollen. Denn eine Schöne ſoll eine Lehrerin ſeyn, eine Lehrerin durch die Beiſpiele, die ſie gibt. Die Tugend, die, in Schönheit gehüllt, mitten unter die Menſchen tritt, mit ihnen Umgang pflegt und vor ihren Augen handelt, gefällt mehr, rührt zärtlicher, drückt tiefere Spuren in die Herzen, als in den Regeln der Weiſen, ja in den reizendſten Dichtungen eines Richardſon. Die Sittſamkeit ſcheint einnehmender, wenn ſie auf ſchönen Wangen erröthet; die Empfindungen, welche Ordnung und Güte des Herzens zeuget, tönen lieblicher von ſchönen Lippen; und wie entzückt uns ein ſchönes Auge, das ſich voll andächtiger unverſtellter Andacht gen Himmel hebt und die göttlichen Gedanken, die in der frommen Seele aufwallen, durch einen hellern blendendern Glanz entdeckt! Wenn Weisheit, wenn Unſchuld, wenn Demuth, wenn die großen Geſinnungen

welche der Glaube der Christen einflößet, auf Herzen, die durch die sichtbare Schönheit schon erweicht und bildsam geworden, in aller ihrer Stärke wirken, wie können sie anders als diese höhere Schönheit bewundern? Und bei jeder edeln Seele wird aus Bewunderung Liebe, aus Liebe Nacheiferung entstehen. O Celia, wie könntest du eine Wohlthäterin der Menschen werden! Wie viele Thoren könntest du beschämen, welche nicht glauben wollen, daß eine Tugend, die man prüfen darf, in einem zärtlichen Busen zugleich mit der Jugend wohnen könne! Wie viele könntest du zwingen, die Tugend wider ihren Willen zu ehren! wie viele, die sich sonst vor ihr fürchteten, würden, von deinen Reizungen angezogen, sie in der Nähe sehen und liebenswürdig finden! Wie würde die bloße Ungewöhnlichkeit der Sache aufmerksam machen! Man würde glauben, es sey ein Engel unter den Menschen erschienen, sie durch Thaten zu lehren, ob vielleicht Schönheit und Weisheit, wenn sie zusammen verwebt wären, diese Unachtsamen rühren möchte, welche zu sinnlich sind, die Tugend in ihrer eigenen Gestalt zu lieben. O Celia, betrüge nicht die Absichten des Schöpfers, der dich gebildet hat! Mache deine Grazien nicht zu Sirenen, die uns zum Tod einladen! — Vergib, vergib, schöne Freundin, meinem redlichen Eifer! Ich weiß, du würdest lieber diese glänzenden Farben verlieren, als eine sittliche Häßlichkeit unter einer so reizenden Larve, eine Schlangenseele unter diesen Blumen verbergen wollen. Ich sehe noch mehr! Ein edles Bewußtseyn glüht in deinen Augen; eine Empfindung deiner selbst, eine heilige Ahnung erschüttert dein Herz. Du verschmähest die tändelnde Aufwartung menschlicher Insecten, in was für Farben sie auch zu schimmern belieben. Du sehnest dich nach dem Beifall des Königs und Richters

der Welt, der bis in die Irrgänge unsrer Neigungen sieht und jede unsrer Thaten abwägen wird. Mit welch einer Schönheit wirst du unsre so verunstaltete Welt vermehren! Wie werden dich alle Freunde der Tugend lieben! Welch einen Himmel wird in deinem Besitz der Glückliche finden, dem dich die Vorsicht zur Belohnung seiner Tugend schenken wird! Wie selig werden die seyn, die du an deinem mütterlichen Busen zur Unschuld bilden wirst! Du wirst eine Byron in deinen blühenden Tagen und eine verehrungswürdige Shirley seyn, wenn silberne Haare dein Haupt decken, und das Alter deinen Wangen, ihre Rosen, aber nicht deinem Gesicht die harmonischen Züge wird entwendet haben."

2.

Was für ein Gewölk, o Alceſt, hat sich über dein Gesicht gezogen, das die Natur zur Freundlichkeit bildete? Woher diese unmuthigen Blicke, diese Falten auf einer Stirne, die zur Heiterkeit ausgebreitet ist? Ueber wen zürnst du, Alceſt? — „Ueber das ganze menschliche Geschlecht. Die Menschen sind Mißgeburten und Ungeheuer in deinen Augen, die man entweder hassen oder verachten muß. Ihre Thorheit, ihre Laster, ihre Einbildungen, ihre widersinnigen Ungleichheiten, ihre Falschheit und Bosheit sind dir nicht länger erträglich. Du siehest sie von allen Seiten an, wie du glaubst, und kannst nichts Liebenswürdiges an ihnen finden. Sie mögen liebenswürdig gewesen seyn, da sie in ihrer ersten Unschuld aus der Hand des Schöpfers kamen. Aber, wie sie bald nachher geworden und bisher geblieben

ſind, findeſt du ſie unerträglich. Sie prahlen auf Vernunft, der ſie niemals folgen, und bewundern die Tugend deſto mehr, je weniger ſie Luſt haben, ſie auszuüben. Sie ſind aufgeblaſen und übermüthig, wenn es nach ihrem Sinne geht, und kriechen muthlos am Boden, ſobald ihnen etwas Widriges aufſtößt. Sie ſchweifen immer aus ſich ſelbſt hinaus und ſuchen die Glückſeligkeit allenthalben, wo ſie nicht iſt. Die Wahrheit hat kein Anſehn bei ihnen. Der ſchändlichſte Irrthum gefällt ihnen in einer ſchönen Larve beſſer, als die Wahrheit, die ungeſchmückt am ſchönſten iſt. Sie haſſen ſich um Gottes willen, den ſie nie glauben, außer wenn ſein Donner ſie an ihn erinnert, oder wenn ſie im Angeſicht des Todes vom Bewußtſeyn ihrer eigenen Thaten, wie von Furien mit Schlangenpeitſchen, vor ſeinen Richterſtuhl geſchleppt werden. Sie machen unaufhörliche Geſetze und unterſuchen, was recht iſt; ſie machen Geſetze, die ihre Leidenſchaften bändigen ſollen, und dieſe Leidenſchaften ſind die einzigen Geſetze ihrer Handlungen. Viele ſcheuen ſich nicht, im Angeſicht des Himmels und der Erde Böſewichter zu ſeyn; und die Uebrigen, die noch erröthen können, haben zur Verhehlung ihrer Schande falſche Tugenden erſonnen und ſie an die Stelle der wahren geſetzt, von der ſie weder Gefühl noch Kenntniß haben. Die Elenden! Die Religion ſelbſt, die ihnen eine Ewigkeit voll Wonne zum Sold anbietet, wenn ſie das thun wollen, was ſie aus Eigennutz thun müßten, wenn auch kein Himmel wäre, — die Religion ſelbſt hat ſie nicht vermögen können, weiſe zu werden. Welch eine Unordnung, welch ein Getümmel von moraliſchen Diſſonanzen iſt dieſe menſchliche Welt! Was für ein glorreiches Geſchöpf wäre der Menſch, wenn er wäre, was er ſeyn ſoll! der Engel der Erde. Aber was iſt er jetzt, da

es dem Vieh ſelbſt eine Schande iſt, mit dem Menſchen verglichen zu werden! da er aus einem weiſen, gutthätigen, zärtlichen Weſen in ein grauſames, ſtolzes, ſchändliches Ungeheuer verwandelt iſt, das die Natur nicht für ihre Geburt erkennt und gern in den Abgrund ausſpeien möchte, wo es allein ſeines Gleichen fände!"

Genug, genug, Alceſt! du könnteſt noch Tage lang aus dieſem Geſichtspunkt und in dieſem Ton auf die Menſchen ſchmälen. Aber was folgerſt du aus dem Allem!

„Was Anderes, als daß es die Hölle einer redlichen Seele iſt, unter ſolchen Scheuſalen zu wohnen und entweder ſchweigend, wie eine Statue, die man nicht ſcheut, ihren ſchändlichen Thaten zuzuſehen oder ſich, wenn man den Mund öffnet, alle Augenblicke ihren dummen Hohn, ihren ſophiſtiſchen Künſten und ihrer tückiſchen Rachſucht auszuſetzen? Kann man Verſtand und Redlichkeit haben und hierbei gleichgültig bleiben? Nein! Ich will nicht, daß mich ein vergeblicher Eifer freſſe. Ich will in eine Einöde gehen, in unzugangbare Wildniſſe, wo das Gras niemals unter den Tritten dieſer giftigen Thiere verdorret iſt. Löwen und Tiger mögen ihr Lager daſelbſt haben, Schlangen und Drachen mögen um mich her ziſchen; vom Anblick der Menſchen erlöst, will ich mich in einem Paradieſe glauben."

Und dieß iſt alſo dein Entſchluß? So willſt du deine Umſtände verbeſſern? durch deine eigene Weisheit den Fehler der Vorſicht verbeſſern, die dich unter die Menſchen geſetzt hat? Ohne Zweifel wirſt du die Wunder des Orpheus noch weiter treiben und die wilden Thiere durch die magiſche Gewalt deiner Philoſophie geſchickt machen, deine Geſellſchaft zu ſeyn. Denn, glaube mir, wofern du Niemand haſt, dem du deine Betrachtungen entdecken kannſt, Niemand, der dich

billigen oder lieben kann, so wirst du sehr lange Weile haben. Gleich den Liebhabern in Romanen mit den Bäumen zu reden, ist nur eine kleine Zeit angenehm. Aber verstatte wenigstens zuvor, daß ich dich frage, was die Veranlassung zu dieser Erbitterung gegen das menschliche Geschlecht gewesen sey. Bekenne nur offenherzig, du bist von einem Niederträchtigen verleumdet worden, von einem Menschen, dem Jedermann gesunde Vernunft und Redlichkeit abspricht, und der doch Leute gefunden hat, die ihm glaubten. Dieß hat deine Galle so aufgebracht! In der That eine schwarze Handlung, aber welche keinen solchen Sturm in einem Weisen hätte sollen erregen können. Denn du siehest leicht, daß es sehr unbillig ist, den Zorn, den ein Einziger verdient hat, alle Uebrige ohne Unterschied entgelten zu lassen.

Ja, sprichst du, wenn ich nicht wüßte, daß die Uebrigen eben so schlimm wie dieser sind. Was ist gegen die Wahrheit des Gemäldes einzuwenden, das ich von den Menschen gemacht habe?

Vielleicht sehr viel. Aber antworte jetzt nur auf diese Frage: Gibt es keine tugendhafte Menschen auf der Welt? — Ja, antwortest du, aber es sind ihrer so wenig, daß sie gegen die schlimmen in keine Betrachtung kommen. Du urtheilest sehr schnell. Ein einziger Tugendhafter kommt gegen eine ganze Hölle voll Bösewichter in Betrachtung. Aber warum machst du die Zahl der Redlichen so klein? Kennst du nicht selbst verschiedene? und sind es diejenigen desto minder, die du nicht kennst? Wie, wenn ihre Zahl in den Registern des Himmels viel größer wäre? Und sollte nicht ein einziger Tugendhafter einem wohl beschaffnen Geiste so viel Vergnügen geben, daß der Anblick von zehn Boshaften

es nicht sollte vermindern können? — Laß mich freimüthig reden, Alceſt, — du liebeſt die Freimüthigkeit an dir ſelbſt — hat nicht eine Leidenſchaft, die vielleicht unedler iſt, als du denkſt, dein inwendiges Auge benebelt? Du kennſt doch die Natur der Leidenſchaften. Sie vergrößern, ſie leihen den Sachen ihre eigene Geſtalt, ſie ſind die älteſten und künſtlichſten Sophiſten. Von Leidenſchaft erhitzt ſieht der Anhänger Mahomeds in der blutigen Schlacht den Himmel voll ſchwarzaugiger Mädchen; im Affect ſieht und hört der Furchtſame lauter Geſpenſter um ſich her; im Affect ſieheſt du eitel Thorheit und Laſter, eitel Unordnung in der Welt. — Iſt ſie dir allezeit ſo häßlich vorgekommen? — Du erröthest! Erſt geſtern ſchien dir Alles blühend, da du von der ſchönen Delia kamſt; Alles war Himmel um dich her, du träumteſt lauter Unſchuld und Zärtlichkeit. Die Welt iſt gleich unſchuldig, wenn du ſie für ſchöner, als wenn du ſie für häßlicher hältſt, als ſie iſt. Nimm ſie für das, was ſie iſt, und gewöhne dich, ſie mit dem Auge des echten Chriſten anzuſehen, und ſie wird wieder zu einer paradieſiſchen Schönheit vor dir aufblühen. Dieß iſt mehr, als bloſe Weltweisheit kann. Dieſe kann uns geduldig, die chriſtliche Weisheit allein kann uns vergnügt machen. Meineſt du, der Schöpfer würde dieſe Erde nur einen Augenblick vor ſeinem Angeſicht dulden, wenn er nicht eine ihm gefällige Schönheit, eine überwiegende Güte in derſelben fände? Glaubeſt du, der Sohn Gottes ſey vergebens herunter geſtiegen, ſich eine unſichtbare Gemeine von Heiligen zu ſammeln, damit die alten Anſprüche des Himmels an die Erde gültig blieben? Schäme dich deines unbeſonnenen Eifers, der die Gottheit ſchmähet, da er nur die Menſchen zu tadeln glaubt. — Und wie verträgt ſich dieſe Verbitterung gegen

das menſchliche Geſchlecht mit der Güte, welche du von dir ſelbſt fordern ſollteſt, da du an Andern den Mangel derſelben ſo ſtreng verdammeſt? Ich fordre nicht von dir, ein Menſchenfreund zu ſeyn, ſolange du ſie haſſenswürdig findeſt. Aber als ein Weltbürger darfſt du keinem Inſect Unrecht thun. Wenn du alſo deine Beſchuldigungen nicht auf alle und jede Menſchen erweiſen kannſt; wenn es ſich befindet, daß der Menſch eine ſchöne Seite hat, welche die unvollkommene bei Weitem übergläuzt, und daß die Quellen der moraliſchen Uebel vielmehr Mängel ſind, als Bosheit: ſo würdeſt du, nach dem Ausſpruch deines eigenen Herzens, ein ſehr ungerechtes Geſchöpf ſeyn, und es würde Niemand weniger als dir anſtehen, ſo unbarmherzig auf die Sterblichen herabzudonnern. Verſtatte mir in dieſem Augenblick dein Gewiſſen zu ſeyn und dich an dich ſelbſt zu erinnern. Siehe in dein Leben zurück und ſage mir dann, ob du leugnen kannſt, daß du auch zu den Menſchen gehörſt? Wie viel Thorheit wird dieſe Selbſtbeſchauung in deinem eignen Buſen entdecken! Vielleicht findeſt du bei genauer Unterſuchung, daß das menſchliche Geſchlecht erſt alsdann ſo verachtet zu werden verdiente, wenn ein Jeder nach dem Verhältniß ſeiner Kräfte und der Gelegenheiten, die er zu ſeiner Selbſtverbeſſerung hat, noch ein ſo großes Maß von Fehlern hätte, wie du.

Ich ſehe, wie beſchämt dich dieſe Betrachtung macht. Ich will dich nicht noch mehr zu Boden drücken. Aber ich hoffe, daß du jetzt an den göttlichen Lehrer der Chriſten denken werdeſt, der, gewiß aus tiefer Einſicht in die Natur des Menſchen, ſeine Jünger ſo ſtark zur Demuth ermahnet. Demuth oder Selbſterkenntniß iſt das beſte Gegengift gegen eine Miſanthropie wie die deinige, die zwar aus Eifer für

das Gute entſpringt, aber vom Stolz zu einer Leidenſchaft aufgeſchwellt wird, die den Menſchen ſchändet und eine Art von Empörung gegen die Vorſicht iſt.

3.

In einer mitternächtlichen Stunde, als meine Seele in ſtille Schatten gehüllt umhergeleitete, hörte ſie mit dem inwendigen leiſen Gehör, womit ſie die Hymnen der Natur und die noch zartere Stimme vernimmt, die bei jeder Idee oder Handlung uns Beifall gibt oder tadelt, einen Streit zwiſchen zwei Geiſtern, welche um das Haupt der ſchlummernden Sacharissa ſchwebten. Der eine war leicht für einen guten Engel und für ihren Beſchützer zu erkennen; aber den andern verrieth ſein ſchweflichter Glanz und eine Miene voll tückiſcher Bosheit, daß er einer von denen ſey, welche im Finſtern umherſchleichen, um das reine Herz der Unſchuld zu beflecken. Denn eine jede Seele, o Sacharissa, iſt von zwei Genien umgeben. Der eine, ihr Freund und getreuer Wächter, iſt unabläſſig bemüht, ſie unverletzt durch die Irrgänge des Lebens zu leiten; er wirkt durch geheime Einflüſſe in den edelſten Theil der Seele, wo er die Vernunft ſtärket und ſich von da ins willige Herz ergießt. So ſüß iſt nicht dem zärtlichen Jüngling die Stimme der Geliebten, noch der liebenden Mutter das Stammeln des Kindes, das um ihren Buſen lächelt, als ſeine ätheriſche Stimme ſanft ſäuſelnd ins Herz hinabtönt, wenn er eine gute That mit inwendigem Beifall belohnt und der in ſich ſelbſt geſammelten Seele ein Triumphlied ſingt. Unter ſeinen Flügeln im Bewußtſeyn der Unſchuld ruhen, iſt lieblicher, als in Bächen ſinnlicher Freuden

ſchwimmen. Von ihm kommt es, ſchöne Sacharissa, wenn du durch ein wunderbares geheimes Gefühl gewarnet wirſt, Gedanken in deinem Gemüthe Platz zu geben, welche den holden Frieden deiner Seele zerſtören könnten. Von ihm kommt die Beſtrafung, die du auf deinem nächtlichen Lager fühlſt, wenn du einen Tag zum Opfer der Eitelkeit abgeſchlachtet oder aus allzu großer Gefälligkeit wider deinen eignen Geſchmack Thorheiten, die der Gebrauch nicht rechtfertigen kann, mitgemacht haſt. Glücklich, wenn du einen ſolchen Beſchützer nie von dir verſcheucheſt, noch dein leicht verwundetes Herz dem tückiſchen Dämon ausſetzeſt, der immer, bald näher, bald entfernter, nach dir ſchielt und auf Gelegenheiten lauert, irgend einen unverwahrten Zugang in deine Seele zu finden. Und wie leicht iſt dieß möglich, da er die gefährliche Gabe beſitzt, gleich dem betrüglichen Witz allerlei Geſtalten anzunehmen! Wie oft verſteckt er ſich hinter eine Schaar von Jugendfreuden, die er unſchuldig nennt, und lauert wie der Skorpion unter Blumen! Laß dich nicht durch ſeine glatten Worte verführen! Durch ſolche verführte einer ſeines Gleichen die unſchuldigſte unter allen Weibern. Nur dann biſt du unſchuldig, wenn du dein Herz mit Freuden vor dem Allwiſſenden ausbreiten kannſt; wenn keine Schwärmerei eitler Begierden, keine unbeſonnene Wünſche, keine Ungeduld, kein Stolz über Vorzüge, die auf der Wage der Weisheit von einem Sonnenſtaub überwogen werden, deinen Geiſt beflecken. Glaube nicht dem Unbedachtſamen, der dich geiſtreich nennt, weil deine Augen mit ihren lieblichen Blitzen ſein Herz geſchmelzt haben, und dich tugendhaft glaubt, weil er ſich beredet, daß in einem blendenden Buſen nothwendig die ſchneeweiße Unſchuld wohnen müſſe. Du biſt edel, weil du Begierden in dir fühlſt, den erhabenſten

Vorbildern der Tugend nachzueifern. Aber du bist noch weit entfernt, sie erreicht zu haben, wenn du ihnen schon diese oder jene Empfindungen abgelernt hast. Eine Clarissa, eine Byron oder Amalia ist die höchste Zierde der Menschheit; sie schwebt zwischen der englischen und menschlichen Natur in der Mitte. Du hast alle ihre Zärtlichkeit, Sacharissa, strebe auch nach ihrer Größe. Jene ist eine Gabe der Natur; diese kann und muß dein eigenes Werk seyn. Zärtlichkeit des Gemüths ohne Stärke, ohne Großmuth ist Weichlichkeit, ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird. Aber eine Seele, die sich eine erhabene Art zu denken angewöhnt hat, hört ungereizt die Stimme der Freuden, die an ihre Ufer zu einem wollüstigen Tode einladen, und stehet unerschüttert im Sturm, wie eine Ceder Gottes, deren Wurzeln in die Tiefe hinabreichen. Und wie kann eine Seele anders als groß seyn, die ihren Adel bedenkt, die diesen Erdenkloß gegen jene himmlischen Welten und Tage, die wie ein Schatten dahingehen, gegen die Ewigkeit abgewogen hat? Was hat denn Eitelkeit und Wollust einer solchen Seele Anständiges anzubieten? Was hat ein Stäubchen für ein Verhältniß gegen den Himmel? Muß nicht, wenn du so denkst, die getreue Ausübung der kleinsten Pflicht dir ein größeres Vergnügen geben, als jene flatternden Seelchen zu kennen fähig sind, die immer außer ihrem eignen Bezirk in den Auen der Thorheit herumirren und alle Dinge um sich her mit trunknem, ungewissem Auge angaffen? Nein, Sacharissa; der neidische Dämon soll nicht triumphiren, dich in diese Labyrinthe gezogen zu haben. Du wirst unverwandt dein Ohr nach der sanften Stimme der Weisheit lenken und den Weg mit immer stärkern Schritten fortwandeln, auf welchem Ruhe und Zufriedenheit unter

deinen Tritten blühen und tausend Seraphim, von deiner demuthsvollen Tugend angelockt, um dich her schweben und einen Kreis um dein Herz ziehen, durch den kein Uebel dringen kann.

4.

In welchen Gefilden irrest du jetzt, von der Morgenröthe umgeben, o Cyane? Welche Schatten, welche selbstgewachsene Laube bedeckt dich? Welche Blume zieht dein immer heitres Auge auf ihre sittsame einfärbige Schönheit, als ob sie sich sehnte, an deinem Busen aufzublühen? — Oder hörst du still lauschend der wirbelnden Lerche zu, die ihre frohen Gefühle, Hymnen dem Gott, der sie zur Freude empfindlich schuf, dem Tag entgegensingt? Wie zufrieden lächelt dein denkendes Antlitz, aus dem eine ungeschminkte Seele glänzt? Wie verschönert sich die Natur um dich her, da dein Geist die Gegenwart seines Schöpfers fühlt, die Gegenwart des unsichtbaren Genius der ganzen Welt, dessen Athem alle diese Kräfte der Natur bewegt und namenlose unzählbare Lieblichkeiten über alles Sichtbare ausbreitet! Wie froh wandelst du in diesen einsamen Gebüschen! Deine Empfindungen antworten, gleich der Nymphe in Felsen, den Stimmen der Natur, die dich zum süßen Gefühl deines Daseyns erwecken. Keine Sorge, keine lüsterne Begierde bewölkt den reinen Himmel deiner Seele. Unentweiht von den Sitten der verdorbenen Welt, kennest du kaum die Namen der Verstellung, der Ziererei, der geschminkten Tugenden und der schlauen Künste städtischer Bublerinnen — Buhlerinnen um Ruhm oder Wollust. Du entbehrest leicht, mit

deiner eignen Anmuth gezieret, ihren erbettelten gothischen Putz. Ungesehen, wie diese balsamische Feldrose im Gebüsche blüht, unbewundert, ohne Verlangen nach Ruhm, blühest du. Du weißt nicht, du schöne Unschuld, daß du Zeugen um dich her hast. Ich sehe sie ihr goldlockiges Haupt aus Purpurwolken herab neigen oder gleich Frühlingslüften an deiner Seite hinschweben; sie lächeln dich brüderlich an. — Denn Engel umgeben allezeit die Unschuld, Engel bewachen die Seelen, deren himmlische Namen im Buche des Lebens schimmern. Wie oft empfindest du ihre leisen Eingebungen! Ergetze immerfort, o Cyane, ihr Auge; beschäftige sie unaufhörlich mit deinen frommen Thaten; denn sie sind befehligt, sie alle aufzuschreiben. Die kleinste Handlung, die ein reines Herz, eine zärtliche Sorgfalt, die Pflichten unsers Berufs zu erfüllen, zur Quelle hat, ist wichtig in den Augen des Ewigen, der unser Richter seyn wird.

5.

Warum weinest du, Glycera? warum blickt deine sonst immer lächelnde Anmuth wie ein verblühender Frühling aus feuchten Wolken hervor? Warum fliehst du die gesellige Freude und suchest den melancholischen Hain, wo Niemand deine Thränen tadelt? — Ach! du beklagst eine verlorne Freundin. Vor wenigen Stunden blühte sie wie eine Morgenrose; da pflückte sie plötzlich der Tod, und sie verdorrete wie eine Rose im Mittag. Eine Gesundheit, welche Unsterblichkeit zu versprechen schien, die regeste Munterkeit, die frischeste Blume der Schönheit, konnten sie nicht vorm Grabe bewahren. Sie, die vor Kurzem alle Augen ergetzte, in allen

Jünglingen Verlangen und Liebe anzündete, von Allen bewundert oder beneidet wurde, sie ist nicht mehr! Das schmelzende Feuer ihrer Augen ist erloschen, die Farbe ihrer Wangen gleicht der welken Lilie, alle ihre lächelnden Grazien sind verschmachtet! Dieser Leib, in dem die Natur ihre schönste Idee ausgebildet zu haben schien, ist schon ein moderndes Scheusal, eine Speise der Würmer. Und wo ist nun die Schönheit, welche deine Gespielen an ihr beneideten? die Schönheit, wegen welcher ihre Schmeichler sie bald Leda bald Venus nannten? — Du staunest, Glycera! Ein ahnender Schauer erschüttert dein zartes Gebein. Die Schatten um dich her werden dir zu Todesgestalten, und du höreſt aus dem rauschenden, halb entblätterten Gebüsche die Stimme deiner Freundin, die dir zuruft: Folge mir! — Ach! Glycera, was sind diese Farben, diese stolze Bildung? Eine gemalte Speise der Augen und wie oft ein Köder lüsterner, nach Wollust wiehernder Blicke; eine Nahrung der Eitelkeit, oft ein Raub des Lasterhaften und eine Verrätherin der Unschuld. — Und wie flüchtig, wie vergänglich ist sie ihrer Natur nach! Eine glänzende Seifenblase, ein buntes Nichts. — Wache auf, Seele! Unsterbliche, Erbin der Ewigkeit, wache auf! Schwinge dich über diesen blühenden Staub und erkenne deinen Adel. Die Tugend ist die Schönheit des Menschen, eines Geschöpfs, das, über die unbeseelte und thierische Welt erhaben, von einer Seite den Geistern des Aethers verwandt ist. Verachte, o Glycera, diese Würmerseelen, die, von niedrigen Begierden gedrückt, auf deinen Wangen kriechen; sie mißkennen sich selbst und dich! — Siehe, diese Welt ist nicht wie die Träume der wollüstigen Jugend sie zaubern. Sie vergeht mit ihrer Lust. Die Betrügerin verspricht dir beständige Freuden und bezahlet deine Erwartung mit Reue

und Ueberdruß. — Laß das Grab deiner Freundin dich Weisheit lehren. Weise seyn in der Blüthe des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzet, wenn tausend Sirenen die leichtsinnige Seele an ihre tödtlichen Ufer laden; alsdann weise seyn, eh' uns die Erfahrung zu spät weise macht; — o das ist ein Triumph für die Seraphim, die immer unter uns wandeln, und die ich oft in nächtlichen Stunden höre, wenn sie, in traurige Wolken verhüllt, den Fall der Unschuld und die Verblendung unsterblicher Seelen, deren Wächter sie sind, auf weinenden Lauten bejammern.

„ Komm, Glycera, laß uns das Grab unsrer Verstorbenen besuchen! Du stiller Mond, neige dein umschleiertes melancholisches Antlitz aus dem herbstlichen Duft herab und zeig' uns den Weg. Hier in dieser feierlichen einöden Stille, wo die Nacht und der Tod unter zerstreuten Gebeinen schlummern, auf den Gräbern der Christen, die einst auferstehen werden, hier laß uns mit unsrer Seele einen Bund machen! Engelsgestalten schweben halb sichtbar, mit Schatten vermischt, um uns her. Der Ewige, unser Richter, hört uns zu. Laß uns ein feierliches Gelübde thun, weise zu seyn und für die Ewigkeit zu leben! Laß uns diese kindischen Eitelkeiten mit Füßen treten, bei denen die Thoren Ruhe für ihre Seele suchen und nicht finden! Sie mögen, vom Wein des Unsinns trunken, uns als Einfältige und Narren verlachen; genug, daß wir den Beifall des Himmels haben und, was sie niemals seyn werden, glücklich sind.

6.

Was lächelst du hier, Aedon, das ein so vergnügtes Lächeln in deinem Gesicht erregt und den Schlaf von deinen

Augenliedern entfernt, obgleich die äußersten Sterne schon sinken? Es sind Anakreons Oden. Du bist entzückt über diesen Liebling der Natur, in dessen Liedern die feinste Wollust und die naivsten Grazien athmen. Du hast ihm eine gute Gesellschaft auf deinem Pulte gegeben. Hier liegt Tibull, dort Chaulieu, Gay und Prior, deine Vertrauten, mit andern Dichtern, deren Muse die Freude ist, in angenehmer Unordnung zerstreut. Eine lächelnde Tiefsinnigkeit verkündigt mir, was jetzt in deiner Seele vorgeht. Du siehst die Welt aus einem lustigen Gesichtspunkt, lauter Myrtenhaine, Rosenlager und ewiger Frühling, willige Mädchen, Faunen und tanzende Mänaden und Nachtigallen, deren Sirenengesang zur Liebe einladet. — Ein solches Gesicht, allzu poetischer Jüngling, breitete die Gegnerin der Tugend vor dem Herkules aus, da er gedankenvoll auf dem Scheideweg saß und, was du noch nie gethan, mit Ernst darauf dachte, wie er leben wollte. — Höre (wenn dich anders die Phantasie nicht schon so weit von der Weisheit abgeführt hat, daß dich Anakreon ein Weiser dünkt), höre die Stimme eines Freundes, welcher frühzeitig den reizenden Gefahren entronnen ist, denen du zueilest. — Ein dichtrischer Jüngling, dem die Natur ein feines Gefühl für ihre Schönheit und einen Ueberfluß an Witz gegeben, ist mehr als irgend ein Anderer benöthigt, ein Schüler der echten Weisen zu seyn. Je weiter die Grenzen des Witzes werden, desto enger wird das Gebiet der Vernunft. Und die Vernunft muß doch in einem Geschöpf herrschen, welches mehr als das schönste Thier ist. Der Rath, den ich dir gebe, hat nichts Unangenehmes. Ich erlaube dir den Suarez zu verspotten, ob du ihn gleich nicht kennest. Ich will dich nur zu einem größern Virtuoso machen. Du sollst das ganze Reich der Schönheit durchreisen und dich

überzeugen, daß es höhere Schönheiten gibt, als Rosenwangen und milchweiße Busen; daß es höhere Freuden gibt, als die von den Lippen der Mädchen und aus sprudelnden Gläsern winken; daß die Weisheit, die Tugend, die Unschuld unsre höchste Bewunderung und Liebe verdienen. Aber was sage ich? Was bedeutet dieser Name? Was ist Weisheit? Was ist Unschuld? Unsere Zeiten haben eine neue Sprache angenommen. Anakreon ist ein Weiser, und Leontium unschuldig. So schief und schwindlig dachte man nicht, als Xenophon und Plutarch noch ihre Schüler hatten. Von diesen, von einem Platon oder Shaftesbury lerne, was Natur und Tugend ist, und gib dir, ich beschwöre dich bei dieser Liebe zum Vergnügen, die in deiner Brust wallet, bei den unsterblichen Begierden deiner Seele nach Glückseligkeit, gib dir nur halb so viel Mühe, vernünftig denken zu lernen, als sich eine deiner unschuldigen Nymphen gibt, ihre feile Schönheit auszulegen. Widerstehe den Reizen der sinnlichen Schönheit, damit du nicht in Gefahr kommest, eine Circe so sehr zu schätzen als eine unschuldvolle Lavinia. Soll Witz, Schönheit und Anmuth geliebt werden, ohne daß man frage, ob ein rechter Gebrauch von diesen Naturgaben gemacht worden sey? Soll Ovid aufhören abscheulich zu seyn, weil er reizend ist? Welch eine Verwirrung der Ideen! Welche Verkehrung der Natur und wahren Gestalt der Dinge! — Erwache aus deiner Verblendung! Der Witz, wenn er nicht ein Aufwärter der Wahrheit ist, ist ein Teufel in einen Engel des Lichts verkleidet. Er raubt mit frevelnder Hand die keuschen Schönheiten der Natur, um die Thorheit damit auszuschmücken. — Wenn du so empfindlich für die Vergnügen der Einbildungskraft bist, Aedon, hat denn die wahre Unschuld, die Rechtschaffenheit, die Religion keine Grazien? Oder ist es unmöglich,

ſie in einer gefallenden Geſtalt, in ihrem vortheilhafteſten Licht und mit lieblichen Farben zu ſchildern? Aber dieſe leichtſinnigen Cupido's, dieſe Lehrer der Kunſt, zu küſſen und zu trinken, haben dir einen Geſchmack an der Tändelei eingeflößt, der dich gegen die ernſthaften und frommen Muſen gleichgültig macht. Schäme dich deines verwöhnten, unedeln Geſchmacks! Erweitre deine Seele und lehre ſie ernſthaft ſeyn, wenn du die Welt und jedes Ding in ſeinem wahren und ſchönſten Licht und Ebenmaaß ſehen willſt. Ein frommer Alter hat der mißbrauchten Dichtkunſt ihren rechten Namen gegeben, da er ſie den Wein der Teufel nannte, womit ſie unbeſonnene Seelen berauſche, um ſie, wie durch einen Zaubertrank, in niedriges Vieh zu verwandeln. Aber Beredſamkeit und Witz, wenn ſie in weiſen Händen zum Dienſt der Wahrheit zugerichtet werden, ſind ambroſiſche Früchte, eine liebliche und geſunde Nahrung der Seelen. Wie verdient macht ſich der nicht um die Menſchen, der neue Reizungen in der Tugend entdeckt! der uns die ſtrengſten Pflichten zu lieben nöthigt! der unſre Phantaſie mit großen, himmliſchen Bildern anfüllt, unſere Affecte heiliget und uns durch die Neigung zum Vergnügen, die uns gemeiniglich von der Tugend hinweglockt, zu ihr zurück führt! — Wenn du ein dichteriſches Feuer in dir fühlſt, ſo habe den Ehrgeiz, ſolche Lorbeern zu verdienen, oder ſchweige. Denn es wird eine Zeit kommen, da dieſe wollüſtigen Weiſen richtiger denken und wünſchen werden, damals keinen Witz gehabt zu haben, da ſie Nachtigallen ſchrieben und in lydiſchen Tönen zur Weichlichkeit und zum Entſchlummern am Buſen der Venus einluden. Laß die Worte des weiſen Griechen etwas bei dir gelten, Acdon! Die Muſen ſind nie ſchöner, als wenn ſie Aufwärterinnen der Tugend ſind; oder

dein Witz werde, so oft du schreiben willst, zu Wasser, deine Feder gebe lauter geistlose Reime und platte Gedanken hervor; wenn du scherzest, so gähne dein Leser und schlafe wie berauscht ein, wenn du ihn zum Trinken aufforderst!

7.

Welch eine Mischung von zärtlichen Affekten drückt dein Gesicht aus, anmuthsvolle Maja? In der Stille dieser nächtlichen Stunden hast du die rührende Geschichte der frommen Clementina gelesen. Sympathetische Thränen gleiten von deinen schönen Wangen, und seufzende Wehmuth regt dein klopfendes Herz. Ich sehe dich, ob du mich gleich nicht siehest, ich bewundre die mitleidige, tugendhafte Zärtlichkeit deines Herzens. — Aber, o, erlaube dem, der deine Seele liebt (du wirst ihn erst in einer andern Welt kennen lernen), erlaube ihm, nach den innersten Empfindungen seines Herzens mit dir zu reden und die Vorstellungen in dir zu erregen, die er, vielleicht aus allzu sorgsamer Freundschaft, dir am nöthigsten glaubt; Gedanken, die dir nicht fremd sind, und welche allein Gewicht genug haben, eine feste Tugend in einer weichen Seele aufzurichten. — Stille den Lauf dieser allzu willigen Thränen! Hänge diesen schmelzenden Empfindungen über die unglückliche Liebe deiner Clementina nicht länger nach! — O, nenne sie nicht unglücklich! Sie, der ihr Gewissen mit der Stimme eines Seraphs, mit einer Stimme, die Todesqualen zu Entzückungen machen könnte, sagt: Du hast die größte aller Pflichten erfüllt! Du hast deinen Gott über Alles geliebt! über Alles, da du ihn mehr liebtest als einen Freund, dem Kronen keinen mehrern Werth geben

konnten. — Hier, Maja, hier laß dein ganzes Herz Empfindung werden! Hier mögen Thränen der Entzückung in dein Auge dringen, der Entzückung darüber, daß die menschliche Seele so groß seyn kann! Welch ein Beispiel! So stark, so heroisch und doch so zärtlich, so empfindlich und in Liebe glühend! Aber, wie ein siegreicher Engel, steht sie auf den Empfindungen von Staub und tritt die eigennützige Leidenschaft mit Füßen. Ein solcher Sieg, das Bewußtseyn einer solchen That muß eine Erquickung in der letzten feierlichen Stunde seyn, wenn alle irdischen Dinge den Glanz verlieren, den unsre Affecte ihnen gaben; wenn uns selbst vor denen Freuden ekelt, die nur unschuldig waren, wenn wir traurig in tausend leere verscherzte Stunden zurück sehen, die uns nicht in die Ewigkeit begleiten, weil sie mit keiner guten That bezeichnet sind: ach, Maja, dann ist das ein tröstendes, ein seliges Bewußtseyn, wenn wir uns erinnern, daß wir den über Alles geliebt haben, nach dessen Anschaun wir uns jetzt sehnen; daß wir mit unverfälschter Absicht uns bestrebt haben, Ihm zu gefallen und unsere Wünsche unter seinen Willen zu demüthigen. — Ein Herz, wie das deinige, ist der Welt ein Beispiel schuldig. Laß deine Zärtlichkeit nur der Tugend geheiliget seyn! Mache dich stark und lege um diese allzu zarte Brust, wie einen diamantnen Schild, den großen Gedanken: Ich bin für die Ewigkeit erschaffen. Laß deine inbrünstigsten Empfindungen nur zu Gott hinauf flammen. Hebe deine begierigsten Blicke immer in jene Welten, von denen nur wenige verirrte Strahlen aus der Tiefe dieses nächtlichen Himmels dein Auge entzücken. Diese Welt würde dein redlich Herz nur betrügen. Sie hat nichts, was wahrhaft glücklich machen könnte! Verschmähe ihre Lockungen, ihre Versprechen, ihre rauschenden Freuden. Träume nicht

willkürliche Glückseligkeiten, die sich vielleicht in Plagen verwandelten, wenn sie dir zugestanden würden. Lege dich unbesorgt in den Arm der Vorsicht. Laß das Schicksal, das Gott für dich bestimmt, dir willkommen seyn. Wisse, daß Tugend nichts Anderes ist, als ein tapfrer, unermüdeter, großmüthiger Streit mit dem unedlern und sterblichen Theil unser selbst. Nur dem, der bis ans Ende aushält, nur dem Ueberwinder wird die Krone zuerkannt.

8.

Wie zufrieden lächelt diese Mutter auf den zarten Knaben, der unter den Lilien ihres keuschen Busens weidet! Bald heben sich ihre entzückten Blicke aufwärts, indem stille Gebete aus ihrem Innersten zu Gott aufsteigen, bald sinken sie wieder auf den Säugling, in dessen Gesichte die erste Morgenröthe einer schönen Seele zu glühen scheint. Lange schaut sie ihn an, wie ein Schutzengel, von ätherischem, obgleich unsichtbarem Schimmer umflossen, dich, schöne, E... ansieht, wenn du, von deiner Unschuld bedeckt, an der einsamen Quelle schlummerst; er betrachtet unverwandt die holdselige Majestät der frommen jungfräulichen Seele, die aus der blühenden Gestalt wie aus einem reinen Krystall hervor scheint. So lächelt die tugendhafte Mutter auf das Kind ihres Herzens und freuet sich, daß durch sie die Zahl der Verehrer Gottes, der Christen und zukünftiger Engel, vermehrt werden soll. Jetzt denkt sie nach, wie sie, sobald sein zarter Leib fester geworden, und die junge Seele aus der ersten Betäubung sich erholt und sich selbst zu fühlen angefangen hat, wie sie die Triebe, welche der Schöpfer in dieselbe gelegt,

entwickeln und bilden wolle; wie sie seine Zärtlichkeit zu Menschenliebe, seinen Stolz zu Großmuth, seine Neugier zu Wahrheitsliebe erhöhen wolle. Sie staunt und sinnt auf anmuthige Fabeln und rührende Erzählungen, in welche sie die Wahrheit verhüllen will, damit ihr blendender Glanz die zarte unerfahrene Seele nicht verletze; sie gelobt, auf sich selbst immer wachsamer zu seyn, damit keine Geberde, kein Wort, keine Handlung die Bildung dieses weichen Herzens durch schädliche Eindrücke verunstaltete. Ihr Leben soll ihm zeigen, was Tugend ist, und wie liebenswürdig sie ist. Ach, mit welchem süßen Erstaunen, so denkt diese würdige Mutter, wird er mich hören, wenn ich ihm sage, was der Mensch ist, in welch eine Welt er gesetzt ist, und daß ihn ein unaussprechlich wohlthätiger Geist darein gesetzt hat. Wenn ich im blumigen Gefilde seine jungen Tritte leite; wenn er mit reger, fröhlicher Munterkeit von einer Blume zur andern hüpft und ihre vielfache Bildung und Farben mit sprachloser Verwunderung bei sich selbst vergleicht; wenn ihn Alles anzulächeln scheint; wenn er voll Entzückung die süßen Geister der Rosen in sich athmet; dann will ich mich unter die Blumen setzen und den zärtlichen Knaben an mein Herz drücken und sagen: Siehe, mein Kind, diese schönen Auen waren vor wenigen Wochen mit Schnee bedeckt, diese grünen Bäume standen ohne Schmuck, wie verdorret; diese ganze Gegend schien vor Kälte verschmachtet zu seyn, und wir Alle hätten zuletzt in derselben verschmachten müssen. Aber ein gütiger, liebreicher Geist, der über diesem Himmel wohnt und seine Freude daran findet, alle Lebendige mit Freude zu erfüllen, hat Mitleiden mit uns gehabt und uns die warme erquickende Sonne zugeführt. Sobald er diese Erde anlächelte, grünten die Bäume, und tausend Blumen stiegen aus dem zarten

Gras hervor, unser Auge und unsern Geruch zu ergetzen und mit uns eine unzählbare Menge von Thieren zu speisen. Und warum liebt uns der große Herr des Himmels so sehr? Höre, mein Kind, wie groß unsere Seligkeit ist! Alles, was du hier um dich siehest, der Himmel und die Erde sind das Eigenthum dieses Gottes (mit diesem Namen nennen wir unsern großen unsichtbaren Wohlthäter); alle diese angenehmen Dinge, diese Auen, diese grünen Wälder, diese lieblich singenden Vögel, diese Thiere und wir Menschen, Alles, was du siehest, Alles, was ist und lebt, ist ehemals nicht gewesen, und wir wären jetzt noch nicht, so wie du vor wenigen Jahren noch nicht wareſt, wofern nicht dieser Gott uns und Alles, was um uns ist, gemacht hätte. Und jetzt liebet er uns, weil er unser Vater ist, und er hat uns versprochen, uns ohne Aufhören immer mehr Gutes zu thun, wenn wir ihn wieder lieben und uns befleißen, selbst gut zu seyn. Auf einige Zeit hat er uns in diese angenehme Wohnung gesetzt, und da gibt er uns alle Tage neue Proben seiner Güte, damit wir ihn lieben und uns bestreben, immer besser zu werden, damit er uns immer mehr Gutes thun könne; denn weil er selbst lauter Güte ist, so kann er das Böse nicht leiden. — Auf diese Weise will ich dieser jungen wissensbegierigen Seele ihre Speise geben; aber nur die Milch der Wahrheit, wie es sich für dieses Alter schickt. Ich will sein Herz gewöhnen, nur die Wahrheit, nur das Gute zu lieben; dieß ist die beste Zubereitung einer menschlichen Seele zur Religion, welche die höchste Vollkommenheit unsrer Natur und die Quelle der Glückseligkeit ist. Wer das Gute liebt, muß auch Gott lieben, und wer Gott liebt, verachtet Alles, was ihn nicht zur Vollkommenheit befördert, weil er Gott deste mehr lieben kann, je vollkommener er ist. Und so werde ich

dich, du süßer Liebling meines Herzens, zu jeder Vollkommenheit bilden, wenn ich dich von deiner zarten Jugend an zur Wahrheit und Ordnung und Güte bilde. Hierin soll meine mütterliche Liebe keine Grenzen haben. Sie wird nicht, wie die kindischen Mädchen, welche zu früh Mütter werden, indem sie selbst noch unerzogen sind, sie wird nicht aus blöder Gefälligkeit deiner Neigungen schonen, wenn sie auch nur in ihren entferntesten Folgen dir zum Schaden gereichen könnten. Sie wird streng gegen die Gebrechen deines Temperaments und gegen die kleinsten Ausbrüche des angebornen Uebels seyn. Ich werde nie vergessen, daß du nicht mein Geschöpf bist, ob ich gleich deine Mutter heiße, sondern daß du mir von Gott anbefohlen bist, dem ich dich zuführen soll. Welch ein Triumph wird es für mich seyn, dich an dem großen feierlichen Tage deinem Schöpfer darzustellen, dessen Gnade meine treuen Bemühungen unterstützt und mich zu einem nützlichen Werkzeug, seine Ehre auf dieser Erde zu befördern, gemacht hat!

In solche heilige Gedanken ergießen sich die stillen Empfindungen dieses mütterlichen Herzens. Eine solche Mutter zu seyn, ist die höchste Stufe des weiblichen Ruhms. Entsaget der Eitelkeit und der Ausschweifung, ihr Schönen; bearbeitet euren Verstand und erweitert euer Herz, daß der große Gedanke, nützliche Glieder der Gesellschaft zu werden, darin Raum habe. So werdet ihr dem Stand, in welchen ihr zu treten wünschet, größere Ehre machen, und unsre Kinder werden den Affen weniger ähnlich seyn und der Welt zu einem bessern Geschlechte von Menschen Hoffnung machen.

9.

O du, welche nur der Enthüllung vom Leibe bedarf, um ein Engel zu seyn, schöne harmonische Seele! desto schöner, da Demuth und bescheidenes Mißtrauen deine eigne Vortrefflichkeit vor dir verbirgt; erlaube, Selima, daß mein Geist sich im Stillen dir nähere und dir helfen die Gedanken aufzuklären, die jetzt deinen seligen Geist erfüllen und ein so himmlisches Lächeln über dein sanftes Antlitz verbreiten. — Du denkst die allgegenwärtige Liebe, den Erbarmer der Menschen die versöhnte Erde — die Erneuerung zur Heiligkeit und Ordnung, den aufgeschlossenen Himmel — die unaussprechliche Ewigkeit. Diese Wahrheiten, die für die meisten Namen ohne Bedeutung und Kraft sind, entzücken dein Herz. Du siehest diese vergängliche Welt, dieses unnütze Leben, diese heitern oder finstern Träume, die wir träumen und Glück oder Unglück nennen, in einem ganz andern Licht, als bethörende Leidenschaften sie zeigen; die Freuden der Welt verlieren darin ihren blendenden Schimmer und, was sie Uebel nennt, seine schreckliche Gestalt.

Aber was für eine Weisheit hat dich zugleich so erhaben und so richtig denken gelehrt? Welcher Geheimnisse hat sich dein forschender Geist bemächtigt? Welcher magischen Kräfte, die Gestalt der Dinge zu verwandeln und dich in einen Himmel zu versetzen, während Andere im Thal des Jammers und der Thränen schmachten, und eine noch größere Anzahl den Schmerz im Arme der Fröhlichkeit findet und sich jauchzend in ihr Elend hinab stürzt? Haben dich tiefsinnige Platone oder Epiktete deine Weisheit gelehrt? Oder haben die geheimnißvollen ägyptischen Tempel ihre Heiligthümer vor dir aufgethan? Nichts minder! Du würdest noch ferne von

der Glückſeligkeit ſeyn, wenn du ſie auf Abwegen geſucht hätteſt. Deine Weisheit iſt eine göttliche Weisheit. Du biſt eine Chriſtin! Ein Strahl der Gottheit iſt in deine Seele gefallen und hat dein inwendiges Auge geöffnet, die wahre Geſtalt der Dinge zu ſehen. Glückliche Seele, die in dieſem Lichte wandelt! Sie iſt die kräftigſte Widerlegung der Thoren, welche den Glauben der Chriſten verſpotten. Nennet mir, ihr Sophiſten, einen größern und glücklichern Menſchen als den Chriſten, wenn ihr könnt. Wie hoch iſt ſeine Art zu denken über die kriechenden Meinungen und thieriſchen Empfindungen der kleinen Seelen erhaben, die nicht weiter denken, als ihre Sinne reichen! Er lebt in einer andern Welt als ſie. Seine Welt iſt lauter Schönheit, lauter Harmonie; denn er ſiehet ſie in dem Glanze, welchen die Allgegenwart Gottes über ſie ausbreitet. Alles war gut, da der ruhende Schöpfer ſein vollendetes Werk mit zufriedenem Blick überſchaute — Alles wird gut ſeyn, wenn er nach Vollendung der Zeiten Alles in Allem ſeyn wird. Der Chriſt ſieht die Zukunft ſchon im Gegenwärtigen eingehüllt; dieß beruhigt ihn über alles Uebel, womit er die Welt gedrückt ſieht. Er verehret in jedem Schickſal den weiſeſten Vater. Die Natur iſt für ihn ein zweites Paradies. Hier ſchöpft er ſeine Freuden; hier erhöht und erweitert er ſeine Neigungen; hier lernt er göttlich denken. Sein von allgemeiner Liebe überwallendes Herz ergetzt ſich an der allgemeinen Blüthe und Wonne der Dinge. Er freut ſich, Alles, was lebt, unter dem Scepter Gottes glücklich zu ſehen. Nichts betrübt ihn als das moraliſche Elend der Menſchen. Denn die menſchliche Natur iſt in ſeinen Augen groß und ehrwürdig. Er kann nicht klein von dem Menſchen denken, den Gott nach ſeinem Bilde ſchuf, zu deſſen Erhaltung ſo große geheimnißvolle

Anſtalten gemacht wurden, und deſſen Natur der Gott-Menſch über die Erzengel erhob. Wie ungleich iſt hierin ſein Urtheil den Vorurtheilen der Thoren! Nichts kommt ihm klein vor, was das Unſterbliche in uns angeht, was uns beſſert oder verſchlimmert. Gold, Schätze, prächtige Namen und die ganze ſchimmernde Rüſtung der Eitelkeit, dieß ſind ihm Kleinigkeiten und liegen, mit Staub bedeckt, tief unter ihm. O, wie gar eine andere Geſtalt hat dieſe Erde in ſeinen Augen, als ſie in den blöden ſchielenden Augen der Verkehrten hat! Myriaden von Seraphim ſchweben, nur dem Geiſte des Chriſten ſichtbar, unter den Wolken und beobachten unſere Thaten, beſchützen die hülfloſe Kindheit und die gleitende Unſchuld, athmen Frieden in die Seele des Frommen und zählen die Thränen der leidenden Tugend. Eine erhabene Wahrheit, welche die Thoren für Schwärmerei und die Weltweiſen für einen anmuthigen dichteriſchen Einfall halten, und die nur der einfältig weiſe Chriſt glaubt und empfindet: Die Erde iſt die Pflanzſchule des Himmels. Die Allgegenwart der verſöhnten Gottheit iſt über ſie ausgebreitet. Unſer Richter iſt ſelbſt der Aufſeher und Zeuge unſeres Lebens. Und was iſt dieſes Leben als ein St ud der Prüfung und Vorbereitung, worin ſich Alles auf eine andere Welt bezieht, worin wir ausſäen, um in einer noch unbekannten Zukunft zu ernten, worin das Wohl oder Elend unſerer ewigen Dauer von einer jeden Stunde abhängt? Hier muß entſchieden ſeyn, was wir dort werden können; hier müſſen wir uns gewöhnen himmliſch zu denken, um dort an den Geſchäften und Freuden der Himmliſchen Geſchmack zu finden; hier muß unſere Seele von den Heſen der Sinnlichkeit und Selbſtheit gereiniget werden, wenn uns die lautern St öme des Aethers nicht wie Schaum von ſich auswerfen ſollen. Aber auch hier,

ſchon hier kann unſere Seligkeit angehen, die dort vollendet werden wird; ſchon hier kann unſer Geiſt, wie Henoch, mit Gott leben, welchen er zu ſchauen erſchaffen iſt.

O unausſprechlicher Gedanke! Empfinde ihn ganz mit mir, theure Selima; ihn nur zu denken, iſt ſchon ein Vorſchmack des Himmels, der uns den Geſchmack an allen irdiſchen Freuden nehmen ſollte! — Und wer iſt nun, der uns unglücklich nennen darf, und wenn auch unſre Leiden ſo vielfach und ſo ſchwer wären, als der erſten Bekenner des Chriſtenthums? — Und wofür anders ſollen wir die Stimme der Klage oder des Unmuths, die ſich manchmal in uns empören, halten, als für giftige Anhauchungen eines böſen Dämons, der uns wider unſre Abſicht gegen unſern Schöpfer undankbar machen und das Ziel, wornach wir ſtreben, uns aus den Augen rücken will? Hinweg mit jeder Empfindung, die nicht aus der großen Wahrheit, daß wir für das Anſchaun des Ewigen erſchaffen ſind, entſpringt oder in ſie zurückfließt! Hinweg mit aller Trägheit, mit allem Unmuth, mit Allem, was die Seele im Flug zur Vollkommenheit aufhält und niederſchlägt! Eine heilige Freude ſoll ſich unſrer Seele bemächtigen. Siehe rings um dich her und betrachte Alles im göttlichen Lichte, welches von dem Angeſicht deſſen ausgeht, der der Abglanz der Herrlichkeit Gottes iſt. Wie entzückt iſt dein Geiſt über dieſes Geſicht! Dieß iſt das Licht, in welchem die Heiden wandeln ſollen. Alles erſcheint da in ſeiner wahren Geſtalt. Die Welt — iſt ein Tempel Gottes; die Erde — das Land ſeiner Offenbarung, wo er wandelte; jedes Geſchöpf von der Sonne bis zum kleinſten Graſe — ein Zeuge der Gegenwart Gottes; die Menſchen — unſre Brüder, Befreundete der Engel; dieß Leben ein Weg zu Gott, der Tod — ein lieblicher Bote, der uns

das wahre Leben ankündiget; das Weltgericht — ein Triumph der göttlichen Gnade und der erneuerten Unschuld; die Ewigkeit — eine unendliche Aussicht in Licht und Wonne.

10.

Wir würden glücklich seyn, Eulalia, wenn wir uns der Vortheile, die wir immer in unsrer Gewalt haben, recht bedienten. Nichts ist so sehr unser eigen, als unsre Gedanken. Alles Andre ist außer uns. Die Güter des Glücks sind unbeständig, die liebsten und würdigsten Gegenstände unsers Herzens können uns aus den Augen genommen werden, aber unsre Gedanken ersetzen uns Alles. Die Seele ist da, wo sie denkt. Durch ihre Gedanken kann sie sich mitten im Leiden einen Himmel um sich her verschaffen; in Gedanken kannst du, Eulalia, in die goldnen Zeiten der Unschuld zurückkehren, unter den Hütten der frommen Patriarchen wohnen oder wie die unschuldsvolle Maria zu den Füßen des Erlösers sitzen und die Worte des Lebens von seinem holdseligen Munde hören. In Stunden, da du nichts außer dir hast, das dich erfreuen oder lieblich beschäftigen könnte, kannst du, in dich selbst geschmieget, dich mit deinen eignen Gedanken besprechen und eine Unterhaltung in dir selbst finden, die dich den angenehmsten Umgang und die ausgesuchtesten Ergetzungen nicht vermissen läßt. Laß keine dieser glücklichen, aber geflügelten Stunden ungenossen vorbeigehen, da die Seele in einer erwünschten Einsamkeit aufgelegt ist, sich selbst glücklich zu machen. Eine einzige Stunde wird einen sanften Glanz auf ganze Tage verbreiten und dir eine neue Kraft zum wahren Leben einflößen. Bald

überzähle bei dir selbst, wie viele Wohlthaten du dem Vater aller Geister zu danken hast; steige so weit zurück, als du kannst, und rechne sie nach einander her. Wie manche wirst du finden, bei der deine gerührte Seele in anbetender Entzückung still stehen wird, um ihren ganzen Werth zu überdenken! Diese Gedanken werden dich in die Fassung setzen, welche der Schöpfer am meisten liebt, und worin wir am fähigsten sind, neue Gnaden von ihm zu empfangen. — Zu einer andern Zeit laß dein eignes Leben (den Traum!) vor deiner Seele vorbeigehen; erinnere dich deiner Gemüthsverfassung in den verschiedenen Perioden desselben; bemerke, wie du dich nach und nach entwickelt und verbessert hast, und was diese glücklichen Veränderungen veranlaßt und befördert hat; genieße den Beifall des Gewissens (der Gottheit in uns) bei der Erinnerung an gute Thaten; und wenn du auch Eitelkeit und Thorheit unter den Gedanken und Neigungen erblickst, denen du ehemals eine unverdiente Stelle in deinem Herzen erlaubtest, so lösche diese unangenehmen Bilder durch eine reuige, demüthige Thräne aus. — Oder versammle das Andenken aller der Seelen um dich her, die du jemals geliebt hast; der Seelen, die, wie du, von der Welt nicht gekannt, ihre größte Sorge seyn lassen, sich zur Ewigkeit anzuschicken, und die entweder jetzt in himmlischen Sphären vor den Augen ihres Königs und Bruders wandeln oder noch in dieser Dämmerung irren und vielleicht durch ganze Provinzen von dir geschieden sind, aber nichts desto weniger von dir geliebt werden und sich mit dir der entzückenden Hoffnung getrösten, daß eine bessere Welt uns Alle zusammenbringen wird. Wenn Leiden und Prüfungen deine Seele drücken und deine Geduld müde machen, o, so siehe zurück auf die, welche vor dir gelitten haben — auf so viele

Heilige, welche von der Welt geſchmähet, verfolgt, vertrieben, gepeinigt und getödtet wurden — auf die Zeugen der Wahrheit, die in der ausgeſuchteſten Marter lächelten, weil ſie voll Glauben und Entzückung den Himmel eröffnet ſahen — auf ſo viele tugendhafte Seelen, die jetzt unter den Engeln leuchten, aber in dieſer Welt verkannt, verachtet und verlaſſen ihren einſamen Weg fortgingen und durch alle Hinderniſſe hindurchbrachen, weil ſie gewiß waren, daß ſie nach dieſer Pilgrimſchaft in den ewigen Wohnungen ruhen würden! — O, wie werden dieſe Gedanken dich zu gleicher Zeit beſchämen und ſtärken! — Wer wollte nicht gern leiden, da der göttliche Mittler das Kreuz zu einem Ehrenzeichen gemacht hat! Wer wollte nicht leiden, da wir eine ſo große Hoffnung haben, dereinſt zu dem ewigen Ruhetag Gottes einzugehen!

Dieſe Betrachtung, Eulalia, mache zu dem liebſten Gegenſtand deiner Gedanken. Sondre, ſo oft du kannſt, deine Seele ab, begib dich ins Einſame und erhebe dich auf den Flügeln des Glaubens in die lichtvollen Gegenden der Seligkeit; dort ſchlage gleichſam deine Wohnung auf und miſche dich im Geiſt unter die Chöre der Seraphim, die unaufhörlich den Ewigen loben. Vielleicht, daß in ſolchen heiligen Stunden ein göttlicher Strahl in deine Seele fällt und dir in glänzenden Bildern auf eine lebhaftere Art die Seligkeit zu empfinden gibt, die noch kein ſterbliches Auge geſehen hat. Aus ſolchen erhabnen Entzückungen wirſt du eine neue Kraft zurückbringen, deinen Lauf in dieſer Welt freudig fortzuſetzen, unermüdet zu ſeyn im Kampf mit den Leidenſchaften, welche wider die Seele ſtreiten, unermüdet in der Geduld, inbrünſtiger in der Liebe Gottes und des Nächſten. Denn nur dazu dienen dieſe hohen Betrachtungen und

Entzückungen, daß sie, gleich einem kräftigen Sonnenschein, den Wachsthum aller Tugenden in uns befördern. Die Zeit ist noch nicht gekommen, da wir die Offenbarungen der Gottheit mit aufgedecktem Angesicht sehen werden. Alles, was uns vergönnt ist, sind Blicke des Glaubens in die Ewigkeit, welche uns tüchtiger machen, in dieser vergänglichen Welt unsrer Erwählung gemäß zu leben.

11.

Komm, meine Seele, und ersetze mir, was mir das Schicksal nicht gewährt hat! Sie starb, die liebenswürdige Ismene, und ihr Freund hat nicht ihren letzten entfliehenden Hauch aufgefaßt, noch ihr geheiligtes Grab mit Blumen bestreut. Aber keine Entfernung der Oerter soll den Geist, dessen Gedanken sich in keine Grenzen einschließen lassen, verhindern, in dieser mitternächtlichen Stunde das geheimvolle Gefilde zu besuchen, wo deine werthe Asche mitten unter den Gräbern entschlafner Christen ruhet und vielleicht, wenn der Frühling zurückkommt, in jungfräuliche Blumen hervorbricht. Hier will ich mich, von der heiligen Todesstille umgeben, zu deinen Häupten lagern und den ernsten Träumen nachhängen, die, wie aus diesen Gräbern, in meine Seele empordünsten.

Seliger Schatten, wenn du hier um die morschen Trümmer deiner anmuthsvollen Hülle schwebest, oder bist du, von Sympathie und ewiger Liebe gezogen, bist du jetzt der Genius meiner Selima, — der edelsten und schönsten Seele, die noch im irdischen Leibe wallet — vergib diesen Thränen, welche die Zärtlichkeit, nicht der Schmerz vergießt. Wie süß

iſt mir jetzt dein Angedenken! Welch eine ſelige Zufriedenheit iſt die meinige, wenn ich an unſre Freundſchaft zurückdenke, die von der Tugend geſtiftet und von der Weisheit geleitet wurde. Wie billiget meine Seele ſich ſelber, daß jene blühende Jugendfarbe und die reizende Anmuth, von denen jetzt unter dieſem Todtenhügel keine Spur mehr übrig iſt, mich nicht verblendeten, dich für etwas Andres als für eine Unſterbliche anzuſehen, der ich nur darum auf ihrem Wege begegnen mußte, um ihr brüderlich die Hand zu bieten, um ſie in der Glückſeligkeit und Tugend zu befeſtigen, deren ſelige Folgen ſie jetzt unter den vollendeten Frommen einſammelt. Wie glücklich, daß dein Freund damals ſo dachte, wie er jetzt auf deinem Grabe denkt! O ihr heilige, feierliche, ihr große Gedanken! Empfindungen, die jetzt meine Seele langſam emporheben, möchtet ihr nie wieder erlöſchen! Ihr fromme Todesgedanken, die mein Herz liebt, und mit denen es ſich gern wie mit vertrauten Freunden unterhält, welch eine heilſame und balſamiſche Kraft fließt von euch aus! Wie würdig unſerer Beſtimmung iſt die ernſte, geiſtige Freude, die ihr einflößt! Wie viel ſüßer, als die rauſchenden, unbeſonnenen Freuden der Thorheit! Wie viel harmoniſcher mit dem Zuſtand eines vom Himmel verbannten Geiſtes, der zur Prüfung ſeiner Standhaftigkeit und Tugend in einer Wüſte herumirrt, wo er mehr leiden als thun und ſeine Glückſeligkeit nur hoffen ſoll! Jauchzende Freuden ſind für den Thoren, der alle ſeine Wünſche auf das thieriſche Leben einſchränkt und im Arme der Wolluſt in ſein altes Nichts zu zerfließen hofft. — Der Chriſt findet in dieſem Vaterlande der Thiere nichts, das ihn entzücken oder ſeine Neigung an ſich heften könnte, — nichts als Unſchuld, Tugend und Weisheit, unſterbliche Schönheit, die im irdiſchen

Boden fremde Pflanzen ſind, aber bald in die himmliſchen Gefilde verſetzt werden ſollen, wo ſie einheimiſch ſind und bis zur engliſchen Vollkommenheit aufblühen. Was iſt außer dieſen, das unſre Seele, ohne ſich bald ſelbſt widerſprechen zu müſſen, ein Gut nennen könnte? Erfahren wir nicht alle Tage, daß Alles Eitelkeit iſt, was uns nicht in ein beſſeres Leben folgt? Wo iſt eine vergängliche Freude, die unſre Hoffnung nicht betrogen habe? Und doch ſind wir ſo ſchwach, daß wir uns immer in Gefahr ſetzen, von Neuem betrogen zu werden. O, kommt mir zu Hülfe, ihr feierliche Bilder des Todes, des nächtlichen Grabes und der ernſten Ewigkeit! Kommt und treibt meine Seele zurück, wenn ſie ſich von dem geraden Pfade entfernen will! Wenn eine ſchmeichelnde Luſt mich der höchſten Schönheit, die ich allein zu lieben verpflichtet bin, ungetreu machen will; wenn Hoheit und Reichthum und Gewalt mir in einem Glanz erſcheinen wollen, den ſie nur durch eine kranke Einbildungskraft erhalten; wenn mein Eifer für das Gute träge wird, meine Standhaftigkeit vor den Hinderniſſen, die ihr im Wege liegen, erzittert; wenn ich, vom herrſchenden Beiſpiel der Welt angeſteckt, in irgend einem Fall aufhören will, ſo zu denken, wie ich rede, zu handeln, wie ich lehre, zu ſeyn, wie ich ſcheine; o, ſo kommt, ihr Todesgeſtalten, ihr Bilder der dunkeln Zukunft, ihr Erinnerungen an die letzte Stunde und den feierlichen Tag des Gerichts! kommt und machet die Phantome der Sinnlichkeit verſchwinden; begeiſtert mein Herz mit neuem Muth und unüberwindlicher Stärke, den unedlern Theil meines Selbſt zu beſiegen und den Lauf immer ſchneller fortzuſetzen, den ich mit Schwachheit angefangen habe! Die höchſte Weisheit des Menſchen iſt, ſo zu leben, daß er beim Eintritt

in die Pforte der Ewigkeit ohne Schrecken und mit billiger Zufriedenheit zurückſehen könne. — Ja, himmliſche Ismene, mein erhabner Stolz ſtrebt darnach, hier ſchon ſo zu denken, wie du jetzt denkeſt, da du Leben und Tod und Ewigkeit in ihrem wahren Verhältniß gegen einander anſieheſt! Der Beifall der Menſchen iſt mir nicht hinlänglich! Ich will von unſichtbaren Zuſchauern gebilliget ſeyn! Ich will, daß du mit zufriednem Blick auf mich herablächeln könneſt. Mein Geiſt hat ſeine eigne Würde erkannt; er weiß ſeine Geſchäfte — ſie ſind, gleich den deinigen, Gott zu verherrlichen. Dieß ſey meine unaufhörliche Beſtrebung, wo ich auch ſeyn möge, im Leibe oder außer demſelben, auf dieſem oder jenem Striche des Erdbodens, in dieſem fremden Lande oder daheim, im wahren Vaterlande der Geiſter. In dieſen Geſinnungen ſoll deine Vollendung, o Ismene, diejenigen ſtärken, die dich liebten; denn wie können wir dir beſſere Proben unſrer reinen und unſterblichen Liebe geben, als wenn wir uns würdig machen, auch noch jetzt von dir geliebt zu ſeyn und, nach Vollendung unſrer Pilgrimſchaft, in den ſeligen Reichen der himmliſchen Liebe wieder mit dir vereiniget zu werden?

12.

Die meiſten Menſchen, Arete, ſind von Empfindungen ihres eigenen Werths aufgeblaſen, weil ſie nicht wiſſen, was der wahre Werth des Menſchen iſt. Sie kennen ſich ſelbſt nicht, weder was ſie ſind, noch was ſie ſeyn ſollen. Eine weiſe Seele vergißt nie, daß ihr wahrer Werth von Gott ſelbſt abgewogen wird, und daß auf der Wage des Gerichts

weder Schönheit noch Witz, weder Reichthum noch Hoheit ein Gewicht machen. Der Mensch ist auch hier schon nicht mehr werth, als er seyn wird, wenn er, vom Leib entblöst, entweder mit seiner Tugend oder mit dem Bewußtseyn eines übel geführten Lebens in die unsichtbare Welt eingehen wird. Diese wichtige Wahrheit schwebt einer solchen Seele allezeit vor; und wie kann sie dann anders als demüthig seyn? Wohin sie ihr Auge wirft, findet sie Gegenstände, die ihr ein Gefühl ihrer Unvollkommenheit geben. Denkt sie an Gott, so sieht sie, daß sie nichts Gutes hat, das nicht von ihm ausgeflossen wäre; sie überlegt die Menge seiner Wohlthaten und ermüdet, sie herzuzählen. Wie wenig, sagt sie beschämt zu sich selbst, habe ich mir noch alle diese Gnaden zu Nutze gemacht! Wie weit wäre vielleicht ein Anderer in der Tugend fortgegangen, wenn er so kräftig und vielfach zu ihr wäre gezogen worden, wie ich! — Sieht sie auf ihre Nebengeschöpfe, so macht sie sich neue Vorwürfe. Die leblosesten Werke Gottes beschämen sie. Die ganze Natur gehorcht dem Wink ihres Schöpfers; die Sonne und die Sterne laufen unermüdet in ihren Kreisen; Alles ist in Bewegung, mit ehrfurchtsvoller Stille den Endzweck des Ewigen zu vollbringen. — Und ich! wie saumselig bin ich, saumselig in Pflichten, deren Ausübung doch mein eignes Bestes ist! — Wirft sie einen Blick auf die Seligkeiten, welche ihr der göttliche Versöhner aufgeschlossen hat, auf die unermeßliche Herrlichkeit der Tugendhaften, die dereinst den Engeln gleich sind und zum Anschaun der Gottheit zugelassen werden; o, welche mächtige Gründe, sich zu demüthigen, gibt ihr dieser Gedanke, ob er gleich so stolz zu seyn scheint! Eben dieser großer Gedanke — Es wartet eine unaufhörliche und vollkommene Seligkeit auf mich, — setzt unsre Unwürdigkeit

in das helleſte Licht! Ach, Arete, wenn gleich unſer ganzes Leben eine einzige Kette von lauter tugendhaften, groß-müthigen und wohlthätigen Werken wäre, ſo hätte es doch mit einer unendlichen Belohnung kein Verhältniß. Aber unſer Herz ſagt uns, daß wir noch lange nicht das ſind, was wir nach unſrer eignen Einſicht ſeyn ſollten. Denke nur an dieſes Einzige: Wie oft murret unſre Seele, wenigſtens in Geheim, gegen die göttlichen Schickſale, gegen den Zuſammenhang der Dinge, gegen Zufälle, welche doch mit den Abſichten Gottes übereinſtimmen! Wie oft ermüdet unſre Geduld, da wir doch einen Himmel voll unſterblicher Wonne über uns ſehen, gegen welchen alle Leiden dieſer Zeit kaum für einen ſchreckhaften Traum anzuſehen ſind, der bald vorübergeht und uns die Glückſeligkeit unſers Zuſtandes, wenn wir erwacht ſind, nur deſto beſſer fühlen macht! O, was für unvollkommene, ſich ſelbſt ungleiche, ſchwache und unmächtige Geſchöpfe ſind wir! Wie wenig Urſache haben wir, uns in unſern guten Eigenſchaften zu ſpiegeln, oder, wie Narciſſus in der Fabel, in unſre eigne Schönheit verliebt zu werden! Wir mögen ſo gut ſeyn als wir wollen, ſo überwiegen unſre Mängel allezeit. Wenn es uns Ernſt iſt, nach der Vollkommenheit zu ſtreben, ſo müſſen wir demüthig ſeyn. Die ſchmeichelhafte Beſchauung unſrer ſchönen Seite nutzt uns wenig, beſſer zu werden. Wir müſſen unſre Gebrechen anſchauen und empfinden, wenn wir von ihnen befreit werden wollen.

Wie liebreich meinte es alſo unſer göttlicher Lehrer mit uns, da er uns die Demuth ſo nachdrücklich anbefiehlt! Der Stolze nimmt immer ab im Guten, weil er nimmer wachſen zu können glaubt; er reißt alle Wohlthaten Gottes unerkenntlich zu ſich, als ob ſie ihm gebührten, und murret,

wenn seinen Verdiensten, wie er glaubt, nicht Gerechtigkeit widerfährt. Er hasset Andere wegen der Vorzüge, die er an ihnen glänzen sieht, als ob es Vorwürfe wären, die ihm zeigten, daß ihm noch etwas fehle. Er verachtet alles Vortreffliche, wovon er selbst nichts besitzt, und brüstet sich dagegen mit Vorzügen, die vielleicht nur falsche Juwelen und Flittergold sind. Er ist ein strenger Tadler der kleinsten Schwachheiten seiner Brüder; seiner eigenen Häßlichkeit sich unbewußt, beobachtet er mit einem Schalksauge kleine, kaum merkliche Flecken an den schönsten Seelen. Nur der Demüthige kann ein wahrer Menschenfreund seyn; nur er kann Mitleiden mit dem moralischen Elend der Menschen haben, welches bejammernswerther ist, als alle Gebrechen des Leibes und Widerwärtigkeiten des Glücks; nur er kann sanftmüthig seyn und Andre mit Liebe bessern, weil er die Strenge nur für seinen eignen Fehler behält. Und so wächst er unvermerkt im Guten, steigt von einer Stufe der Weisheit und Tugend zur andern und wird den Engeln ähnlich, indem er nur ein schwacher Sterblicher zu seyn glaubt.

Es ist wahr, die Demuth verhüllet unsere Tugenden vor dem blödsinnigen Auge der Thoren, welches durch Schimmer und Lärm zur Bewunderung aufgefordert seyn will; aber sie, gleicht der sittsamen Kleidung einer jungfräulichen Schöne, welche dem Weisen desto mehr gefällt, je mehr sie ihre keuschen Reize zu verbergen sucht. Und was liegt uns daran, wenn uns Menschen nicht beobachten, da Engel die Bewunderer der einfältigen und demüthigen Tugend sind? Denn Demuth ist eine englische Eigenschaft; die Seraphim, so rein und heilig sie sind, werfen ihre Kronen vor dem Unendlichen nieder, bedecken ihre Angesichter und erkennen sich unwürdig, seine Herrlichkeit anzuschauen.

Aber, indem ich, Arete, dieſe dir eigene Tugend preiſe, darf ich nicht vergeſſen, dich vor einer gewiſſen Schüchternheit zu warnen, die nicht ſelten die Geſtalt der Demuth annimmt und unter dieſem Schein ſchon oft auch redliche Gemüther getäuſcht und im Lauf zur Vervollkommnung aufgehalten hat. Dieſer Mangel an Muth hat ihre Kräfte niedergeſchlagen; ſie haben ihre eigne Stärke nicht gekannt, ja ſich ſogar eingebildet, unſere Seele müſſe nur leiden, was Gott unmittelbar in ihr wirken wolle, ohne ſelbſt an ihrer Verbeſſerung zu arbeiten. Dieſe Irrthümer ſind aus einem undeutlichen Begriff von der Demuth entſprungen. Die Demuth ſchließt weder das Bewußtſeyn unſerer guten Eigenſchaften, noch die eifrige Beſtrebung nach höhern Graden der Vortrefflichkeit aus. Sie ſoll uns in dieſer Beſtrebung vielmehr fördern als zurückhalten. Die falſche Demuth erkennt nicht blos ihre Unvollkommenheit, ſondern es ſcheint auch, daß ſie ſich in derſelben gefalle, und daß ſie ſich, aus Furcht ſtolz zu werden, auch vollkommner zu werden fürchte. Verachte, Arete, dieſe ſchädliche Blödigkeit des Geiſtes. Vergiß nie, daß du, deiner urſprünglichen Natur nach, nur ein wenig minder als die Engel gemacht biſt, und daß du nach deiner Vollendung den Engeln gleich ſeyn wirſt. Denke nicht gering von den Fähigkeiten der menſchlichen Natur, denn dieß hieße göttliche Gaben gering achten; denke nicht zu gering von dir ſelbſt, da dich die Gnade, welche deiner Redlichkeit zu Hülfe gekommen, ſchon ſo weit gebracht hat. Der Schöpfer gab dir eine fruchtbare Seele, welche nur des erwärmenden Sonnenſcheins der Weisheit nöthig hatte, um tauſend liebliche Blumen und geſunde Früchte hervorzubringen. Er läuterte dich durch Prüfungen; er übte dich in der geduldigen Ergebung in ſeinen Willen; er lehrte dich den geringen Werth

der irdischen Dinge; er bildete dein Herz nach der göttlichen Vorschrift Jesu zur Unschuld und Menschenliebe; dein innigstes Vergnügen ist, die Tugend und Gottseligkeit ausgebreitet zu sehen, deine angelegenste Sorge, dich unaufhörlich zu verbessern. Du vollbringst mit willigem Gehorsam die gering scheinenden Pflichten dieses Lebens, und deine zärtlichsten Neigungen beziehen sich auf die Ewigkeit. Soll eine solche Seele jemals niedergeschlagen und kleinmüthig seyn? Muß es ihr nicht leicht seyn, auf den Pfaden des Friedens fortzuwandeln? Bemühe dich nur, so viel du kannst, deine Erkenntniß zu lauter Licht und Wahrheit und deine Liebe immer reiner und ausgebreiteter zu machen. Hierdurch wirst du zugleich in der Demuth und in der Vollkommenheit zunehmen. Denn unsere Vollkommenheit besteht darin, daß wir uns immer mehr von unsern natürlichen und erworbenen Fehlern, von Unwissenheit, Irrthum, Eitelkeit und allen unrichtigen oder übermäßigen Leidenschaften reinigen; eine Arbeit, mit der auch die Heiligsten in diesem Leibe des Todes nie zum Ende kommen. Je weiter wir uns von der Unvollkommenheit entfernen, desto näher kommen wir der Vollkommenheit, die allein in Gott ist. Und so viele Schwierigkeiten wir auch auf diesem Wege antreffen, so überwindet doch die Liebe sie alle. Denn was kann einer Seele, die Gott liebt, süßer seyn, als in der Erkenntniß zu wachsen, die zu ihm führet, und in der Unschuld und Rechtschaffenheit, die uns mit ihm vereiniget?

13.

Derjenige, mit dem sich meine Seele jetzt bespricht, ist einer von den Geistern, welche der Beherrscher der Welt zu

seinen Engeln unter den ausgearteten Menschen bestimmt hat, durch welche seine Absicht ausgerichtet, Ordnung und Wahrheit erhalten, und die moralische Welt vor einer gänzlichen Verwirrung bewahret werden soll. Er ist eine von den großen Seelen, die von erhabnen Neigungen getrieben und von mächtigen Kräften in eine immerwährende Bewegung gesetzt warden; deren Genius über tausend andere Seelen Gewalt hat und durch die Stärke seiner Vorstellungen und die Obermacht seiner Gefühle sie wie Wasserbäche leiten kann. Mit diesem möge es mir vergönnt seyn, mich jetzt zu ermuntern; eine unbetrügliche Empfindung seiner selbst wird ihm sagen, daß er es sey, den ich meine, und eine sympathetische Gewalt wird ihn nöthigen, meinen Erinnerungen Gehör zu geben.

Das Erste, Freund, was ich dir zurufe, ist, kenne dich selbst. Niemand hat diesen Zuruf nöthiger, als diejenigen, welche die Natur zu besondern und großen Absichten mit großen Fähigkeiten ausgerüstet hat. Die Erfahrung spricht nur allzu stark, daß auch diese, ebensowohl als die gemeinen Menschen, sehr geneigt sind, sich selbst zu vergessen und von ihrer hohen Bestimmung abzuschweifen; und nur zu oft ist es schon geschehen, daß ein Geist mit Engelsfähigkeiten sich selbst zu einer Reihe nichtsbedeutender Beschäftigungen oder Spielwerke gemißbraucht hat. Es scheint, daß viele derselben sich privilegirt glauben, an keine Regeln gebunden und ihre eignen Gesetzgeber zu seyn. Wie sehr betrügen sie sich hierin! Ein Geschöpf ist nur gut, insofern es die Absicht seines Daseyns erfüllt; ein geschaffner Geist ist nur dadurch groß, daß er sich nach den Ideen des obersten Geistes bildet. Was hätte den Unendlichen bewegen können, endliche Geister zu schaffen, wenn er nicht eine Absicht dabei gehabt hätte,

die er erfüllt haben will? Und wie kann ein Geschöpf weise seyn, als wenn es sich die Absichten Gottes gefallen läßt? Dieß ist der Maßstab, der die Größe der Geister mißt.

Der Mensch vergißt alle Augenblicke seine Abhängigkeit von Gott, vergafft sich am Schimmer der sinnlichen Dinge und an einem betrüglichen Bilde seiner eignen Gestalt und übersieht darüber die ewigen Gesetze, auf die er unverwandt sein Auge richten sollte. Der Engel ist ganz mit den Gedanken von der Gottheit erfüllt und brennt vor Verlangen, ihre Befehle mit fliegender Eile in tausend Welten zu vollbringen. Der ewige Sohn des Vaters und der König aller Geschlechter der Unsterblichen sagte von sich: Es sey seine Speise, den Willen seines Vaters zu thun. So ist immer der Vollkommenste derjenige, der der Eifrigste in den Geschäften Gottes ist. Dieß ist die große Regel, welche den Geistern ihren gemessenen Lauf anweiset; von dieser ist es unmöglich privilegirt zu seyn. Freilich sind gemeine Formen, thörichte Gewohnheiten und die engen Begriffe, wornach sich die Unweisen modeln, nicht für edlere Seelen! Aber Ordnung und Wahrheit und Güte, das Beste des Ganzen und die Verherrlichung des ewigen Geistes, der alles schuf und bewegt und beseelt, — dieß sind die Gesetze derselben; und ein vernünftiges Geschöpf, das von diesen abweicht, ist ein Planet, der aus seiner Bahn getreten ist und in seinen eigenen Untergang auch diejenigen verwickelt, die er in seinem wilden excentrischen Lauf antrifft.

Diese Grundsätze, Amyntor, sollen alle deine Unternehmungen regieren. Verschmähe jede andere Absicht, als diese, nach welcher zu handeln der höchste Ehrgeiz der himmlischen Geister ist, denen du verwandt bist. Andre, deren

umnebelter Verſtand zu ſchwach iſt, den Eindrücken der ſinnlichen Dinge und den Reizen phantaſirter Glückſeligkeiten zu widerſtehen, mögen Wolluſt oder eitle Ehre zum Endzweck ihrer Beſtrebungen machen. Sie mögen alle Schärfe ihres Geiſtes dazu anwenden, wie ſie ſich in dieſem Schattenleben wie für die Ewigkeit feſtſetzen, welches eben ſo viel iſt, als ein Gebäude auf Waſſer gründen wollen. Andre mögen vor Fürſten und ihren Günſtlingen kriechen; mögen Titel, Ordensbänder, Bedienungen für beneidenswürdige Güter halten und aus Begierde, ſie zu beſitzen, verdorren, wie der Geizige über ſeinen Schätzen zum Gerippe wird. — Laß kleinen Seelen ſolche kleinfügige Sorgen und mache du zu deinem Zweck, deine Kräfte in einer ſo weiten Sphäre, als dir die Vorſehung anweiſen wird, zu Beförderung des großen Zwecks, zu welchem wir Alle geſchaffen ſind, anzuwenden. Ach! wie wenig ſind derer, welche ſich in dieſe Verfaſſung geſetzt haben! Wie Wenige denken mit Ernſt an das, was ſie zuerſt denken ſollten! Wie allgemein iſt der Mißbrauch der edelſten Kräfte, weil die Menſchen ſich anmaßen, mit ſich ſelbſt nach ihrem eignen Wahn zu ſchalten! Der dichteriſche Genius, den die Muſen erzogen haben und die Grazien begeiſtern, welcher ein beſſerer Pindar ſeyn könnte, iſt ein Anakreon; und Gaben, welche ihn geſchickt machen, mit den himmliſchen Chören harmoniſch die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu ſingen, werden im Lob einer erdichteten Phyllis verſchwendet. Derjenige, der beſtimmt iſt, die Helden und Heldinnen der Tugend aus der Vergeſſenheit zu ziehen und in Beiſpielen zu zeigen, was edel und ſchön und der Hoheit der menſchlichen Seele anſtändig iſt, und wie nahe an die Engel der tugendhafte Sterbliche reichen kann; dieſer Unbeſonnene bringt nichts Beſſers als Boccacciſche Mährchen hervor und will ſeine Leſer

durch die Anmuth ſeiner Erzählung und durch die naiven Wendungen, die er den Sachen gibt, bereden, als ob das Laſter der Natur des Menſchen gemäß ſey. Welch eine Menge leichtſinniger und nichtswürdiger Witzlinge hat uns die alberne Sucht zu gefallen geboren, die, wenn ſie ihren Geiſt anſtrengen wollten, der edelſten und gemeinnützigſten Unternehmungen fähig wären! Iſt es nicht ſchändlich, wenn Leute von großen Fähigkeiten ſich erniedrigen, dem Geſchmack und den Vorurtheilen des Pöbels zu fröhnen, dem ſie Geſetze geben ſollten? Und wie iſt es zu dulden, daß ein philoſophiſcher Geiſt, der zu einem Lehrer der unreifern Menſchen beſtimmt iſt, der die Irrthümer und Thorheiten mit herculiſchem Muthe angreifen und unſre moraliſchen Krankheiten mit ſokratiſcher Geſchicklichkeit heilen ſollte, daß ein ſolcher ſich bis zu ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten, Monadologien und Zänkereien über längſt entſchiedene Aufgaben herablaſſen mag? Aber, laſſet uns nur geſtehen, die Zeit der Platone und Xenophone und Plutarche iſt vorbei! Auch die Zeit iſt vorbei, da man, ſtatt aufgeblaſener Schulgelehrter, jene erhabnen Geiſter zu ſeinen Lehrern wählte, die ihre Weisheit aus den reinſten Quellen ſchöpften und von reiner Liebe zur Wahrheit und von großmüthigen Trieben begeiſtert wurden, die in unſern Tagen fremd ſind. Ach! jene glücklichen Tage ſind nicht nur verſchwunden, ſondern unſre Sophiſten ſind von ihrer gelehrten Unwiſſenheit ſo ſehr berauſcht, daß ſie von erleuchteten Zeiten ſchwatzen und vom Gipfel ihrer auf einander gethürmten Werke, deren Werth ſie beim Pfund abwägen, auf die großen Genien des Alterthums mit dummer Verachtung hinabſehen, ohne zu wiſſen, daß Leute von ihren Fähigkeiten zu Platons Zeit kaum zu Abſchreibern gut genug geweſen wären.

Du biſt ſo glücklich, Amyntor, weſſer zu denken, wo du gleich im Vaterlande der Schöpſe und unter einer dicken Luft geboren biſt. Dein Geiſt hat ſich im geheimen Umgang mit den Weiſen eines geiſtreichern Alters gebildet; ſie haben dich mit der Natur bekannt gemacht und dir die innerſten Triebfedern des menſchlichen Herzens aufgedeckt. Bei ihnen haſt du den feinen Geſchmack eingeſogen, der das Wahre und Schöne zu prüfen, zu verbinden und in ſeinen eignen Ideen und Empfindungen auszudrücken weiß. Sie haben dich gelehrt, daß die Philoſophie, welche die Sophiſten für eine Disputirkunſt halten, eine Kunſt zu leben ſey. Mache jetzt einen würdigen Gebrauch von einer ſolchen Unterweiſung. Habe den Muth, deinen Lehrern nachzueifern und, wie ſie, das Licht, das in dir ſelbſt aufgegangen iſt, über Andere auszuſtrahlen. Wenn du Vorbilder haben willſt, ſo wähle ſie aus ihnen; fliehe die anſteckende Geſellſchaft der kleinen Geiſter und gehe, von ihrem albernen Hohn ungeſtört, deinen einſamen Weg fort.

Vor Allem aber ſey dein Hauptzweck, was das Ziel aller groß geſinnten Seelen ſeyn ſoll, das Beſte der Welt, deren Bürger du biſt, und die Erhaltung der moraliſchen Ordnung, welche ſich bald in ein Chaos verwandeln würde, wenn die kleine Zahl der Weiſen und Tugendhaften ihre heilſamen Strahlen zurückziehen wollte. Aber die Vollkommenheit weiß eben ſo wenig von Neid als von Furcht. Sie theilet ſich gern mit, und ein Geiſt, der an Ordnung und Schönheit ſich gewöhnt hat, iſt voller Geſchäftigkeit, dasjenige auch außer ſich hervorzubringen, was er, unter den Einflüſſen des göttlichen Geiſtes, in ſich ſelbſt angeordnet hat. Mache keine Entwürfe, wie du in der großen Welt und im Rathe der Fürſten die Beiſpiele eines Epaminondas und Ariſtides

wieder erneuern wolleſt. Unſere Zeiten leiden keinen Epaminondas, keinen Cato mehr, als in ſolchen Umſtänden, wo ſie nicht handeln können; die Großen erlauben uns nur, was ſie uns nicht wehren können — zu denken und zu wünſchen. Wende dich auf eine andere Seite. Hilf die Unwiſſenheit, die Mutter aller moraliſchen Ungeheuer, beſtreiten. Verbreite die Wahrheit, welche kein Geheimniß unter etlichen wenigen Adepten ſeyn ſoll, über alle Arten von Ständen und Menſchen. Spähe die Bedürfniſſe der Menſchen aus und vergiß keines von den Mitteln geltend zu machen, welche geſchickt ſind, unſern Zuſtand zu verbeſſern. Strenge alle deine Fähigkeiten zu dieſen edeln Unternehmungen an. Es ſey nun, daß du uns, wie Homer, einen Spiegel des menſchlichen Lebens vorhalteſt; oder uns, wie Plato, unter anmuthigen Geſprächen zum erhabnen Tempel der Wahrheit führeſt; oder, wie Lucian, durch einen menſchenfreundlichen Spott unſre Thorheiten heileſt; oder ſey es, daß du verſchiedene Künſte in dir vereinigeſt und bald dieſe bald jene Lehrart gebraucheſt: ſo ſey allemal deine erſte Abſicht, zu lehren, nicht, den Witz der Leſer zu kitzeln oder den deinigen, wie eine feile Dirne ihre Schönheit, auszulegen. Denn, obgleich der Witz, wenn er nur als ein Aufwärter der Wahrheit gebraucht wird, ſchätzbar iſt, ſo iſt er doch für ſich allein nur ein Thor und kann nur Thoren beluſtigen, die auch den Seiltänzer bewundern, weil ſeine Kunſt ſchwer, nicht, weil ſie nützlich iſt.

Die Kunſt, zu ſchreiben, iſt, wie die edelſten Künſte alle, in unſern Tagen ein elendes Handwerk geworden, eine Arbeit der Finger, wozu gerade ſo viel Geiſt erfordert wird, als zum Wolleſpinnen. Ehemals ſchrieben nur erleuchtete Geiſter, die ihr Hauptgeſchäft daraus gemacht hatten, zu erforſchen,

was wahr und gut, edel und schön sey. Sie theilten der Welt ihre Erfahrungen mit oder die Betrachtungen, die sie selbst über diejenigen Dinge angestellt, welche den stärksten Eindruck auf ihre Seele gemacht hatten. Jetzt schreibt man, um sich gedruckt zu sehen, oder weil es Mode ist, oder weil Einem die Finger jucken, oder weil man sonst nichts zu thun weiß. Ja, die Meisten treibt der Hunger oder eine schändliche Gewinnsucht; und weil sie nichts Nützliches gelernt haben, so sind sie Schriftsteller. So weit wird der Mißbrauch und die unbefugte Anmaßung des Rechts zu schreiben getrieben, welches ein Vorrecht derjenigen seyn sollte, welche die Natur dazu ausgerüstet hat, die moralische Welt zu erleuchten und die Orakel der Wahrheit zu seyn! Willst du nicht helfen, Amyntor, diesem erhabnen Beruf seinen alten Glanz wieder zu verschaffen? Willst du nicht Einer von den Wenigen seyn, für welche der weise Shaftesbury seine Erinnerungen nicht umsonst gegeben hat?

14.

Schon oft hat meine Seele, o J***, im Verborgenen geseufzt, daß die Religion, die einzige Glückseligkeit des unsterblichen Menschen, so wenig wahren Nutzen auf unserm Erdboden bringt! Wir nennen uns vernünftige Geschöpfe; wir glauben einen Gott, der sich uns mit unaussprechlicher Güte geoffenbaret hat; wir glauben, daß die Quelle aller Seligkeiten uns so nahe sey, als unser eignes Wesen; wir glauben, daß ein nach Gott gebildeter, unsterblicher Geist in dieser Hütte von Staub wohne; wir glauben eine entscheidende Ewigkeit; — und doch schlafen wir und verträumen

die kostbare Zeit, die Zeit, die uns so lieb seyn sollte, als unser Leben. Uneingedenk der Ewigkeit sehen wir dieses Leben für unsern Endzweck an. Und was für ein Leben? Eine Kette von äußerlichen und selbstgemachten Plagen; eine Kette von Sünden, die wir oft mit prächtigen Namen schminken und zu Tugenden adeln wollen. Denn, obgleich die Menschen einen Gott glauben, ist doch die Erde ein Schauplatz der Ungerechtigkeit; ein Feld, wo sie mit ihren Leidenschaften gegen die göttlichen Gesetze ausziehen und gleich den gefabelten Riesen einen unsinnigen Krieg mit dem Allmächtigen wagen. Ach, J***, wie wäre das möglich, wenn jene großen Wahrheiten geglaubt würden! Nein, es ist ein bloser Schall, es sind Worte ohne Kraft und Leben, was die Bethörten Glauben nennen! Der Erlöser wird keinen Glauben finden, wenn er bald, allzubald für die Elenden, die über ihr Elend frohlocken, als Richter wieder kommen wird. Die Religion, unser Ruhm, unsre Stärke, unser Trost, unsre Hoffnung, unser Alles, ist für den größten Theil des menschlichen Geschlechts ein Name, wie Ehre oder Tugend. Blinde Leidenschaften, schändliche Irrthümer, die ihren anarchischen Scepter über alle Reiche des Erdbodens ausstrecken, diese sind unsre Götter, diesen opfert der Mensch und überläßt dem Himmel die Ehre, seinen Schöpfer anzubeten.

Schaudert nicht dein Herz, du frommer Menschenfreund, vor diesem beweinenswürdigen Gedanken? Dringt nicht eine Thräne in dein Auge? Empfindest du nicht, wie ich, eine sehnsuchtsvolle Begierde, — o, dieß ist noch zu wenig! einen glühenden Eifer, eher alle deine Kräfte zu verzehren, als zu leiden, daß deine Brüder ungestört, ungewarnet, unerweckt in dieser tödtlichen Trunkenheit forttaumeln, bis sie

unvermerkt und plötzlich in die Ewigkeit hinabstürzen, wo sie zu spät erwachen werden? Ja, du empfindest ihn, diesen heiligen Eifer, und ich bin stolz, daß ich dir nachempfinden kann, obgleich schwächere Kräfte meine Bestrebung hemmen und mir wenig mehr als Wünsche übrig lassen; Wünsche und Betrachtungen über die Quellen dieses Elends, welchem abzuhelfen Geister von deiner Stärke berufen sind.

Irre ich mich, oder ist es wahr, was mich eine ernste Erwägung der Sache glauben macht, daß die Schuld auf denen liege, die entweder das Amt von der Natur und Vorsehung empfangen haben oder, ohne einen solchen Beruf, es sich selbst anmaßen, die Lehrer der Menschen zu seyn? Durchlauf einmal das unzählbare Heer der Menschen, die sich zu dieser Classe rechnen, und zähle die Wenigen, die, von einem edeln, heiligen Eifer für das Beste der moralischen Welt getrieben, ihre Gabe dazu anwenden, die Kunst, zu leben, die Wahrheit, welche glücklich macht, das Christenthum, welches die höchste Weisheit ist, mit Muth und Nachdruck zu lehren? Welch eine kleine Zahl gegen die aufgedunsenen Geister, die mit großer Bestrebung große Kindereien zuwege bringen. Doch immerhin mögen diese falsch berühmten Weisen durch die Gegenstände und die Art ihrer Beschäftigung beweisen, daß sie sich selbst zu nichts Besserm tauglich fühlen: aber womit sollen wir die Saumseligkeit derjenigen entschuldigen, die den höchsten Beruf und, wie man fordern kann, die größte Geschicklichkeit haben, den Wahrheiten, die uns glücklich machen, den Zugang zu dem menschlichen Herzen zu verschaffen? Doch was sage ich? Ein großer Theil derselben ist nur allzu geschäftig; aber ihre Arbeit ist schlimmer als Müßiggang. Das Wahre verliert unter ihren Händen allen Reiz, es verschwindet in ihren Zusätzen

und die göttliche Weisheit wird auf ihren ungeweihten Lippen zu Thorheit. Laß mich eine große Wahrheit, obgleich nicht zum erstenmal, von neuem predigen: „Die meisten Moralisten und Lehrer der Religion haben der Tugend und dem Christenthum mehr geschadet, als das ganze Geschmeiß der Spötter und Zweifler.“ Diese sind erklärte Feinde, jene sind es heimlich, ja oft, ohne es selbst zu wissen. Sie gleichen hierin unsern Sophisten, die immer mit dem hochtönenden Wort Wahrheit klappern, ob es ihnen gleich bei ihren müßigen Speculationen nicht besser ansteht, als vor Zeiten den Jüngern des Kerinthus oder Marcion, die Geistigkeit der Engel zu affectiren, da sie sich inzwischen in allen Gräueln der heidnischen Unreinigkeiten herum wälzten.

O, wie selten finden wir richtigen Verstand mit herzgewinnender Beredsamkeit gepaart, um uns die Wahrheit in ihrer echten Gestalt entgegen zu führen und sie so sichtbar zu machen, daß sich auch der Wildeste nicht erwehren kann, von ihr gerührt zu werden! Wie selten ist ein J***, dessen Herz empfindet, was sein erleuchteter Geist denkt; dessen Schriften von den edelsten Empfindungen überfließen; der uns die Religion, welche insgemein zu einer sauren Pflicht gemacht wird, als ein Paradies der Seelen, als eine Quelle von Freuden und von Hoffnungen, die alle Freuden übertreffen, als eine Uebung in der Vollkommenheit und eine Mutter jeder Tugend anpreiset; der uns empfinden macht, daß, die tiefste und zärtlichste Achtung für Gott zu hegen, ein englisches Vorrecht und eine englische Seligkeit ist; der uns den Christen so schildert, daß der Mensch nach keiner höhern Ehre streben kann, als ein Christ zu werden, und die Hoffnungen des Christen so reizend, daß sie auch den grimmigsten Schmerz und die bitterste Todesqual lächeln

machen können! —, Laß mich es noch einmal ſagen, mein ehrwürdiger Freund, wie ſelten iſt ein ſolcher Geiſt! Und wie gerecht iſt das Verlangen der Seelen, die durch ihn erleuchtet, geſtärkt, erquickt worden, daß er nie aufhöre, mit ſo glücklichen Gaben ein Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts zu ſeyn! O, wie geſchäftig ſind die kleinen Geiſter, die, gleich Ramſays feindſeligen Geſtirnen, nur dienen, den Glanz der Wahrheit zu verdunkeln, wie geſchäftig ſind ſie, Alles um ſich her in Verwirrung zu ſetzen! Sollen die Kinder des Lichts ſich von dieſen Nachtvögeln in Eifer und Thätigkeit übertreffen laſſen? Ferne, ferne ſey es von uns, daß wir jemals träge werden an der Beförderung des großen Werks zu arbeiten, worin wir höhere Geiſter zu Mitarbeitern haben! — oder daß die erleuchteten Liebhaber der Wahrheit weniger zu ihrer Ausbreitung thun ſollten, als Feindſelige oder Unverſtändige zu ihrem Schaden!

Und was kann ein Geiſt, wie der deinige, thun, das ihm ſelbſt mehr Zufriedenheit geben könnte, als unſterbliche Seelen von den Blendwerken ihrer Meinungen und Leidenſchaften zu entzaubern und ſie ihren Beſtimmungen zuzuführen? ſie mit einer ſüßen Gewalt zu nöthigen, daß ſie das liebenswürdigſte Weſen — wie matt iſt dieſer Ausdruck! — das Weſen, welches allen andern ihre Schönheit, ihre Güte, ihre Vortrefflichkeit gibt, lieben und aus Liebe ſich nach ihm bilden! Welch eine entzückende Vorſtellung muß es dir ſeyn, ſo viele Seelen, die du nicht kennſt, weil Raum und Zeit ſie noch von dir entfernen, dir zu verpflichten und von denen, die jetzt noch ungeboren ſind, geſegnet zu werden! noch nützlich zu ſeyn, wenn dein Leib längſt vermodert iſt, und dein vollendeter Geiſt in höhern Sphären wallet! Gibt es für einen Menſchenfreund einen ſüßeren Gedanken? Ich

weiß, daß dieſe Empfindungen mit den deinigen übereinſtimmen. Kleinen Seelen ſind ſie lächerlich. Die Erfahrung lehrt uns, wie fruchtlos es iſt, ſolche Inſecten durch großmüthige Beweggründe in eine nützliche Geſchäftigkeit ſetzen zu wollen.

Sollen wir aber darum müde werden und den Thoren das Feld einräumen? Sollen wir ſchweigen, damit ſie ungeſtört lärmen können? Sollen wir ruhig zuſehen, daß die ſchönſten Gaben der Natur geſchändet werden? Soll der Witz, dieſer buntſcheckige Thor, immer über die Vernunft triumphiren, und nur derjenige lächerlich ſeyn, der die Rechte der Wahrheit und Tugend behauptet? — Nein! ſo feig ſind wir nicht, die gute Sache zu verlaſſen, aus Furcht zu verſtummen oder aus Ueberdruß einzuſchlummern. Je weniger deren ſind, die mit uns zu gleichem Zweck arbeiten, je weniger wir Früchte von unſerer Arbeit ſehen, deſto mehr iſt es nöthig, daß wir alle unſere Kräfte in Bewegung ſetzen. Je mehr die Thorheit Eroberung macht, deſto nöthiger iſt's, daß die Vernunft ihre ganze Macht aufbiete. Der Feind alles Guten wird durch Erfahrung immer klüger. Da er ſah, daß die erklärten und erbitterten Feinde der Tugend und des chriſtlichen Glaubens nur dazu dienen, den Triumph derſelben herrlicher zu machen; ſo hat er ſich klüglich entſchloſſen, auf einem leichtern und verdecktern Wege zu ſeinem Zweck zu kommen. Er verwandelt ſich bald in den Bacchus, bald in den Cupido, bald in einen unflätigen Satyr und begeiſtert die witzigen Jünglinge unſerer Zeit, uns ſcherzend und ſingend um den Geſchmack der Tugend zu bringen, die lüſternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeiten zu ſchmücken und einer Sittenlehre, die epikuriſche Theologie vorausſetzt, die Reizungen der Trägheit

und Wolluſt zu leihen. Je einnehmender dieſe Verführer ſind, deſto mehr iſt es nöthig, daß ſolche Geiſter, die, wie du, das Geheimniß, zu gefallen und das Herz zu rühren, wiſſen, die ungeſchminkte und ungeborgte Schönheit der Tugend und die höhern Reizungen der göttlichen Wahrheit anpreiſen; daß ſie den Mißbrauch des Witzes durch den rechten Gebrauch desſelben wieder gut machen, und die Grazien, die allzulange Sklavinnen der wollüſtigen Göttin geweſen ſind, wieder in ihr gehöriges Amt, als Aufwärterinnen der Weisheit, einſetzen.

Das Geſicht des Mirza.

1754.

Als ich (ſo erzählte Mirza) an einem heitern Morgen die öſtliche Anhöhe von Bagdad beſtieg, fand ich den Geiſt wieder unter der jungen Ceder ſitzen, den ich an eben dem Tage des vorigen Monats hier angetroffen hatte. Ich näherte mich ihm mit einer ehrerbietigen, dreimal wiederholten Neigung. Da ſagte er mit der Stimme der Nachtigall zu mir:

Mirza, ich habe dir verſprochen, dich mit der Geiſterwelt bekannt zu machen, ehe du den Körper, den du nach Gottes Willen noch tragen mußt, abgelegt haben wirſt. Die geiſtigen Dinge ſollen durch meine Vermittlung einige Stufen von ihrem höhern Stande heruntersteigen und ſich dir in einer Geſtalt darſtellen, die in einer nähern Verwandtſchaft mit deiner jetzigen Denkart und Fähigkeit ſeyn wird.

Als er dieß geſagt hatte, warf ich mich zu ſeinen Füßen. Er befahl mir aufzuſtehen, und nachdem er mein Gemüth durch ein Lied aus einer ſilbernen Laute in eine ſanfte Harmonie eingewiegt hatte, hieß er mich gegen Abend ſehen. Ich hob meine Augen auf und ſah eine weite Ebne, in deren Mitte ſich ein Hügel erhob, deſſen Haupt mit Myrten und Citronenbäumen gekrönt war. Anfangs ſchien mir dieſe anmuthige Gegend unbewohnt zu ſeyn; ich ſahe aber bald eine ſchöne Geſtalt, einer Nymphe des Himmels ähnlich, im Begleite vieler jungen Knaben von freien luſtigen Geberden, über das Feld herabkommen.

Der Geist sagte mir, daß der Name dieser Nymphe Seele sey. Man halte dafür, sie sey von ätherischem Stamme, ob es gleich nicht völlig bekannt sey, aus was für Ursachen sie von dem Könige der überirdischen Gegenden in die Unterwelt verwiesen worden sey. Einige sagen, sie habe sich an einem himmlischen Feste, da sie zu viel Nektar getrunken, in eine Verschwörung gegen den König der Geister ziehen lassen; Andere geben ihr sonst ein Verbrechen schuld, welches ihr die Ungnade ihres Herrn und diese Verbannung zugezogen. Andere glauben, daß nicht sowohl ein vorhergegangenes Verbrechen, als vielmehr eine geheime Absicht des Königs, welche sich nicht wohl errathen lasse, daran schuld sey, und dieß ist um so glaubwürdiger, da dieser unstreitig besorgt ist, die Seele wieder in ihr angebornes Land zurück zu führen.

Unter diesen Reden des Geoncha war die Seele näher herbei gekommen, und ich konnte nun sie selbst und ihr Gefolge besser betrachten. Mich däuchte in ihrem Gesicht eine gewisse Erstaunung über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen, und eine gewisse zweifelhafte Miene zu sehen, als ob sie weder ihren Augen noch den Gegenständen, von denen sie umringt war, traucte. Die Knaben, welche sie begleiteten, werden Begierden genannt. Sie trugen eine Miene der Einfalt und Leichtgläubigkeit auf der Stirne, welche vielmehr von einem guten Herzen als von Dummheit zu zeugen schien. Sie waren liebenswürdig gebildet, doch däuchte mich, als ob ich etwas sehr Leichtsinniges in ihrem hüpfenden Gang und ihren herumschießenden Blicken wahrnähme. Ich sahe, daß die Seele ihre Augen oft gen Himmel wandte; und es schien dann aus ihrem Lächeln und aus einem stillen Seufzer, der ihr entfloh, als ob sie sich wieder an die Gegend, wo sie hergekommen war, erinnerte.

Nicht weit von dem Orte, wo sie sich befand, war eine kleine Höhe, mit den angenehmsten Blumen bedeckt. Auf der Höhe stand ein mit Rosen bestreutes Lager, auf dem eine Frau von einer feinen, obgleich allzuweichlichen und frechen Gestalt saß, welche sich Glückseligkeit nennen läßt, in der Sprache der Himmlischen aber heißt sie die Thorheit. Sie war von einer Menge kleiner Sylphen und Sylphiden umgeben, die von mannigfaltigerer Bildung waren als die Blumen in den Gärten des Königs in Persien. Ihr Name ist Freuden. Sie sind alle Kinder der Thorheit, welche sie in himmlischen Umarmungen mit verschiedenen Vätern gezeuget hat. Diese Freuden, die gleich den Mücken an einem Sommerabend unter einander wimmelten, machten mit ihren Flügeln eine Art von Musik, welche die Seele auf einmal von ihrem Staunen erweckte. Die Begierden waren schon, sobald sie die schönen Freuden erblickt hatten, auf sie zugeeilt. Es war, als ob sie von einer angebornen Zuneigung zu ihnen gezogen würden. Sie umarmten einander mit so großer Heftigkeit, daß es schien, als ob sie, wie jene Nymphe mit dem spröden Jüngling, in einen einzigen Leib zusammen wachsen wollten.

Die Seele schien anfangs zweifelhaft, wo sie hingehen sollte. Sie horchte mit heimlichem Vergnügen dem lockenden Getön der Freuden zu; sie wollte zu ihnen gehen, aber sie wich immer wieder von dem geraden Weg ab. Da ich mich über diese schlangenförmige Bewegung verwunderte, sahe ich einen kleinen Knaben mit goldenen Flügeln, in der Gestalt eines aufblühenden Engels, welcher sie, so oft sie zu dem Hügel der Freuden abwich, mit seinen Flügeln berührte, worauf sie sogleich wieder in die vorige Bahn zurückzitterte. Ich bat meinen Schutzgeist, mir dieses Gesicht zu erklären.

Er sagte: Daß du die Seele so oft und mit einer sichtbaren Ungeduld nach der Seite abweichen siehest, wohin die Freuden mit ihrem Sirenengesange sie einladen, ist eine Wirkung der dunkeln Empfindung, die ihr von ihrem ehemaligen Stande zurück geblieben ist. Ehemals lebte sie als eine Schwester und Gespielin der Engel in den ätherischen Gegenden und gewöhnte sich daselbst an einen viel hellern Tag, als dieser ist, und an die reinen Harmonien der Sphären. Ungeachtet sie nun bei ihrer Verweisung vom Himmel aus dem Zauberfluß der Vergessenheit trinken mußte, welcher die Kraft hat, die Erinnerung des vergangenen Lebens aus dem Gemüthe zu wischen, so sind ihr doch noch einige Eindrücke und Neigungen von ihrem angebornen Zustande zurück geblieben, welche sich bei jeder Gelegenheit äußern. Jeder Schimmer, jedes Getöne setzt sie in Bewegung und zieht sie mit einer heimlichen Gewalt in sich. Sowohl die reizende Gestalt jener bunten Freuden, als das liebliche Geräusch ihrer musikalischen Flügel bemeistert sich ihrer mit einer Stärke, der sie nicht widerstehen könnte, wenn nicht der Instinkt, dieser ätherische Knabe, der immer um sie schwebt, ob sie ihn gleich nie siehet, sie von Zeit zu Zeit zurück triebe, indem er sie mit der äußersten Schwinge seiner magischen Flügel berührt. Es ist nicht ausgemacht, was diesen jungen Engel bewogen hat, die Himmelsluft zu verlassen und der Seele so unverwandt nachzufolgen. Einige glauben, daß es aus sonderbarer Liebe oder natürlicher Anmuthung zu ihr geschehe; mir ist es wahrscheinlicher, daß er ihr von dem König der Geister zugegeben worden, damit er sie auf den einzigen Weg bringe, auf welchem sie zu ihrer verlorenen Hoheit und Glückseligkeit zurück kommen kann. Nichts desto weniger wirst du sehen, daß er zu schwach ist, sie von den Lockungen der

Freuden abzuziehen. Du ſieheſt, wie ſie dem bezaubernden Hügel immer näher kommt; die Begierden eilen, mit Roſen bekränzt, ſie einzuladen; jetzt iſt ſie gefangen; der Inſtinct ſchüttelt ſeine Flügel umſonſt; die Freuden binden ſie mit Blumenkränzen, ſie umwinden ſie ganz und ziehen ſie in den Arm der Thorheit.

Indem ich dieſer Scene mit Aufmerkſamkeit zuſah, ſah ich eine wunderſame Verwirrung unter den Freuden und Begierden entſtehen. Jene, welche dieſen vor etlichen Minuten ſo reizend vorgekommen waren, daß ſie dieſelben mit der feurigſten Inbrunſt umarmten, verwandelten ſich jetzt in ihren Armen in die abſcheulichſten Geſpenſter und Mißgeſtalten. Einige, die vorher ſo ſchön wie die Liebe geſchienen hatten, wurden jetzt zu unflätigen Harpyen; andere bekamen eine andere, alle aber eine ſehr häßliche Geſtalt. Die Begierden bebten mit Unmuth von ihren Lieblingen hinweg. Aber, kaum hatten ſie ſich aus ihren ekelhaften Umarmungen losgemacht, ſo erſchienen die kleinen Zauberinnen wieder in den reizendſten Geſtalten. Die Begierden wurden aufs Neue angereizt, ſich mit ihnen zu vereinigen, aber ſie fanden ſich bald eben ſo ſehr getäuſcht als zuvor. Einige der Freuden ſtellten ſich ſpröde und flohen vor den nacheilenden Begierden; andere verfolgten diejenigen, die vor ihnen flohen. Man ſah nichts als ein buntes widerliches Gewimmel, und von dem gewaltigen Getöſe, welches das Klatſchen der Flügel, die ungeduldigen Klagen der betrogenen Begierden und die vermiſchten Stimmen der Fliehenden und Nacheilenden verurſachten, hätte man taub werden mögen. Dieſer Lärm weckte endlich die Seele auf, die neben der Thorheit auf einem Roſenlager eingeſchlafen war. Sie wollte aufſtehen und ihre Begierden zuſammenrufen; aber die Thorheit, welche ihren

Arm feſt um ihren Leib geſchlungen hielt, war ihr zu ſtark. Sie konnte ſich nicht losmachen, zumal da ein Weibsbild von plumper Bildung, die man Gewohnheit nennt, ſie mit neuen und ſtärkern Banden an das Lager der falſchen Glückſeligkeit feſt machte. Unterdeß hatten ſich die Begierden durch ihre beſtändige, aber vergebliche Bewegung ſo ſehr ermüdet, daß ſie ganz entkraftet niederſanken und einſchlummerten.

Während der allgemeinen Stille, die jetzt auf ein ſo großes Getümmel folgte, hörte die Seele von ferne ein liebliches Getöne, wovon ſie auf eine ſo ſüße und mächtige Weiſe ergriffen wurde, daß ſie ſich eine ſtarke Bewegung gab, aufzuſtehen und die blumigen Feſſeln zu zerreißen, womit ſie gebunden war. Ich ſahe auch, daß der Knabe mit den goldenen Flügeln, den ich lange nicht mehr bemerkt hatte, wieder um ſie ſchwebte, als ob er ihr mit ſeinen ätheriſchen Flügeln Muth und Stärke zufächeln wollte. Sie riß ſich zuletzt wirklich los und weckte ihre Begierden auf, um der holden Symphonie mit einander nachzugehen, von der ſich nur die letzten und ſchwächſten Ausflüſſe in ihrem Ohre verloren. Sie würde aber ſchwerlich ſo bald und ſo leicht aus dem bezauberten Gebiete der Thorheit hinweggekommen ſeyn, wenn ſich nicht eine Frau von ernſthaftem Anſehen zu ihr gefunden hätte, von der mir Geoncha ſagte, daß ſie Ueberlegung genannt würde. Die Ueberlegung hatte eine Brille in der Hand, welche ſie der Seele aufſetzte. Sie befahl ihr erſtlich, die Thorheit und ihre Töchter damit anzuſehen, welche ihr nun ſo häßlich und ſchändlich vorkamen, daß ſie vor Ekel die Augen wegwenden mußte. Dann befahl ſie ihr, vor ſich hinaus zu ſehen, und da entdeckte die Seele auf einem weit entlegenen Berge eine Geſtalt von erhabenem

himmlischem Ansehen. Sie betrachtete sie lange, und es war ihr, als ob sie sich erinnerte, ehemals etwas Aehnliches gesehen zu haben. Sie eilete nunmehr, wie mit geflügelten Füßen, vom Instinct begleitet, nach der glücklichen Gegend, wo sie die schöne Gestalt gesehen hatte, von welcher auch die liebliche Symphonie kam, die sie zuweilen stärker, zuweilen aber fast gar nicht vernahm. Ihre Gefährten schwebten ungeduldig voran und schienen durch eine geheime Ahnung zum voraus zu empfinden, daß das Leere, das sie in sich empfanden, bald ausgefüllt werden sollte.

Ich sahe auch, wie sie endlich den Fuß des Berges erreichten, wo sie still hielten, um sich ein wenig zu erholen. Denn der Berg schien ihnen sehr schwer zu ersteigen. Ich wurde aber bald einer weiblichen Gestalt von gesunder und starker Leibesbeschaffenheit und einer sehr sanften Gesichtsbildung gewahr, die zu ihnen herunterstieg. Sie nannte sich Mäßigkeit, zuweilen heißt sie auch Geduld. Sie erbot sich, die Seele an ihrem Arm auf den Gipfel des Berges zu führen. Was die Begierden betrifft, so waren einige so leicht auf den Füßen und so erhitzt nach der Schönheit, von der sie zwar nur eine dunkle Vorempfindung hatten, daß sie ohne Führer, ob sie gleich nicht selten ausgleiteten, den obern Theil des Berges erreichten. Andere, die etwas träger waren, nahm der Instinct auf seine Flügel und brachte sie also sicher auf den Gipfel.

Jetzo däuchte mich, als ob ich selbst durch eine unmerkliche geschwinde Bewegung auf die Stirn dieses Berges gebracht würde, damit ich Alles genau beschauen könnte, was ferner mit der Seele, gegen die ich eine zärtliche Zuneigung empfand, sich zutragen würde.

Ich sahe nun eine große Ebne, an der einen Seite von hohen Cedern umringt, an den übrigen offen und mit allerlei gesunden und wohlriechenden Pflanzen bedeckt. Die Luft, die man hier athmete, hatte die Eigenschaft, daß sie die Uebung der Leibes- und Seelenkräfte ungemein beförderte. Man schien sich selbst leichter und wie ätherisch zu werden. Aber ein entzückendes Gesicht, das sich mir anbot, versicherte sich bald meiner ganzen Aufmerksamkeit. Ich sahe die Gottheit dieses Orts, eine himmlische Gestalt, aus dem Cedernhaine hervorgehen, eben diejenige, welche die Seele durch das wunderbare Glas der Ueberlegung von fern erblickt hatte. Wenn man sie gesehen hat, so kann man nichts Anderes mehr schön heißen, als sie; aber es ist unmöglich, sie denen genugsam zu beschreiben, die sie nicht selbst gesehen haben. Sie trug ein goldenes Stirnband, auf welchem in der himmlischen Sprache ihr Name geschrieben stand; den nur die Unsterblichen nennen können; bei den Menschen aber heißt sie die Tugend. Zu ihrer Linken ging eine Nymphe, gleich einem Mädchen in der vollen Blüthe der Schönheit, aber von einer so untadeligen und glänzenden Schönheit, daß ich sie für die Einwohnerin einer höhern Welt halten mußte. Mein Ausleger sagte mir, man nenne sie Harmonie, und die goldene Laute, die an ihrer weißen Schulter hing, sey eben dieselbe, womit sie die Gestirne und Welten in richtige Bewegung und Kreisläufe gezogen und den allgemeinen Lobgesang beherrscht habe, den die neugebildete Schöpfung dem Herrn der Wesen gebracht. Ungeachtet sie jetzt nicht spielte, so floß doch noch ein sich sanft verlierendes liebliches Getöne um sie her, gleich dem milden Glanz, den die untergegangene Sonne auf den westlichen Bergen zurück läßt, wenn er sich allgemach unter den Flügel der Nacht verbirgt.

Als die Seele die himmliſche Tugend auf ſich zukommen ſah, eilte ſie in einer Art von Entzückung, ſich zu ihren Füßen zu werfen und ihre Knie zu umarmen. Jetzt empfand ſie zum erſten Mal, ſeitdem ſie in den irdiſchen Gegenden gewallet hatte, etwas, das jener Seligkeit glich, die ſie unter den Engeln unvermiſcht genoſſen hatte, und ſie glaubte im Antlitz der Tugend Züge von dem Ewigen Schönen zu entdecken, den ſie ehemals angebetet hatte.

Die Tugend hob ſie liebreich auf, umarmte ſie und führte ſie mitten zwiſchen ihr und ihrer Schweſter Harmonie zu einem erhöhten Orte, wo ſie ſich niederſetzten. Ich ſahe auf dem Angeſicht der Seele eine Zufriedenheit leuchten, die nur aus einer Glückſeligkeit entſpringen kann, welche ganz und gar nach unſerer Natur abgemeſſen iſt. Ich ſah auch, wie die Begierden ganz erſtaunt am Boden klebten und die Augen nicht von der göttlichen Majeſtät der Tugend und der unwiderſtehlichen Anmuth der ſchönen Harmonie verwenden konnten. Aber, ſobald dieſe ihre Laute hervor nahm und einen Geſang zu ſpielen anfing, der die ganze Natur zu erhöhen ſchien, ſo ſtanden die Begierden auf und machten, mit den Armen in einen Kreis geſchlungen, einen ſphäriſchen Tanz um die Tugend, gleich dem Tanze, den die Welten um die königliche Sonne machen. Dieſe ſanfte und wohl abgemeſſene Bewegung wiegte ſie in ein Vergnügen, dergleichen ſie nie empfunden hatten. Aber, was noch weit wunderbarer und für mein Aug' ein entzückender Anblick war, jede Begierde, indem ſie ſich ſolchergeſtalt um die Tugend als ihren Mittelpunkt herum bewegte, faßte, wie in einem Spiegel, die Geſtalt derſelben auf und ſchien eine nachgebildete Tugend, und zwar jede auf eine ihr eigene Weiſe, zu werden. Man hätte ſie für eine Schaar von

Kindern einer Mutter gehalten, von denen jedes ein Nachbild der Mutter ſcheint, obgleich keines dem andern völlig ähnlich iſt.

Indem ich dieſe wundervolle Scene mit ungemeiner Freude betrachtete, rührte mich Geoncha mit ſeinem Stabe an, und ſogleich verſchwand das Geſicht, und ich befand mich allein auf dem Gipfel des Berges Kalan.

Geſicht

von

einer Welt unſchuldiger Menſchen.

Epiſode aus einem nicht zu Stande gekommenen Werke.

1755.

Mitten unter tausend Welten, die der Güte ihres Schöpfers voll sind, glänzt in sanfter Schönheit eine glückliche Erde, so blühend und schön, wie damals, da sie erschaffen wurde, ein Paradies unschuldiger Menschen zu seyn, welche in der Versuchung, der wir unterlagen, standhaft aushielten und die Güte ihrer Natur unbefleckt bewahrten; ein seliger Wohnplatz seliger Menschen; oder sollen wir sie Engel nennen, die mit irdischen Leibern angethan sind? Denn der menschliche Geist ist mit der englischen Natur nahe verwandt, gleich unsterblich wie sie und zu himmlischen Geschäften und Freuden aufgelegt.

Niemals hat das Böse einen Zugang zu dieser schönen Welt gefunden, obgleich Satan einen übel gerathnen Versuch wagte, sie von ihrem Schöpfer abwendig zu machen. Niemals hat Zorn oder Neid und gewaltsamer Stolz die süße Eintracht ihrer Bewohner gestört. Gleich einer einzigen friedsamen Familie, in der Jedes die Freude des Andern ist, leben sie im Schoß der Natur und der Unschuld, unter dem Auge ihres Schöpfers, das mit segnendem Wohlgefallen auf sie herabsieht; glücklich unter seinen Gesetzen, welche die Quelle der Freude und das wahre Präservativ gegen alles Ungemach sind.

Der liebliche Morgen hatte sich mit seinen bethauten Flügeln eben auf diese Erde herabgelassen, als sie mir von ferne ins Gesicht fiel, in anmuthiger Dämmerung, gleich einer Landschaft, die der sanfte Glanz des Monds aus dem

Schatten emporhebt. Endlich senkten wir uns in ihre reine Atmosphäre, wie in ein Meer von süßen Gerüchen, die allenthalben aus den blumigen Gefilden und gewürzreichen Hügeln emporduften, wo der Frühling mit dem Herbst in holder Eintracht herrschen, von den unmäßigen Jahreszeiten nie vertrieben. Hier sah ich die Gestalt dieser seligen Welt, wie eines Gartens Gottes, blühend und fröhlich; eine unsterbliche Lebhaftigkeit glänzte aus allen Geschöpfen hervor, so daß auch die leblosen Dinge selbst beseelt und über ihr Daseyn erfreut zu seyn schienen. Hier entzückte mich die schönste Einfalt mit Mannigfaltigkeit gepaart. Hohe Cedernwälder, Hügel mit Myrten und Balsamstauden bekränzt, stille Thäler mit silbernen Bächen durchwunden, kühle Myrtenhaine und fette, weit verbreitete Ebenen fielen mir auf einmal wie ein einziges Paradies in die Augen, in anmuthiger Verwirrung, die das Gemüth mehr ergetzt als die regelmäßige Ordnung der Kunst. Die Stimme der Lust schallete aus allen glücklichen Geschöpfen, die diese Gegenden beleben; eine liebliche Musik, aus tausend Arten von gröbern und sanftern Tönen, die Gesänge der Vögel unter den Zweigen oder aus der hohen Luft, mit dem Blöcken der welligen Heerden und dem stillen Summen scherzender Insecten begleitet! Jede lebende Creatur grüßt' auf ihre eigene Weise die wiederkommende Sonne, die ihr den Anblick der schönen Natur wiedergab, ihre Freude hallte von einem Hügel zum andern. So angenehm ist das Gefühl des Daseyns selbst den Thieren; mit welch einer Seligkeit muß es die Menschen erfüllen, in denen ein himmlischer Geist wallet! Menschen, welche die Unschuld ihrer Natur behalten haben und den ewigen Geist kennen, dem sie ihre Seligkeit danken, ja, dem sie selbst ähnlich sind!

Geſchöpfe, die den Werth ihres Daſeyns empfinden, die ins Vergangene froh zurückſehen, das Gegenwärtige genießen und in der Zukunft Himmel über Himmel in unbegrenzter Ausſicht entdecken; Menſchen, die mit allgemeiner Freundſchaft ſich lieben, deren Glück durch das Glück ihrer Nebengeſchöpfe vervielfacht wird; die in der Vollkommenheit unaufhörlich wachſen — o, wie ſelig ſind ſie!

Da ſich mein Geiſt in ſeiner Entzückung in dieſe Erde verſetzt glaubte, beſchäftigte eine feierliche Begebenheit das ganze Geſchlecht der unſchuldigen Menſchen. Eine Schaar hellglänzender Seraphim war, von Gott geſandt, herabgeſtiegen, die erſten Menſchen nebſt den Stammvätern der zahlreichen Familien, in die ſich das erſte Paar ausgebreitet hatte, näher zu Gott in die empyreiſche Sphäre abzuholen. Auf dieſe Weiſe würden auch wir, von unſerer Erde geſchieden ſeyn, wenn wir nie geſündiget hätten, und ſo wurde Henoch, der Mann, der unter den Sündern ein göttliches Leben lebte, hinweggenommen.

Auch in dieſer Erde hatte Gott einen Garten gepflanzt, der von einem erhabnen Marmorgebirge über alle andere Hügel und Gefilde herabſah; ein Inbegriff aller Schönheiten der Natur, mit Hainen, blumigen Luſtgefilden und ſchattenreichen Lauben abgeſetzt. Hier wohnten die erſten Menſchen nebſt der Familie ihrer erſtgeborenen Kinder. Die Uebrigen hatten ſich auf das flache Land vertheilt und den Garten Gottes, der zu eng für Alle war, willig verlaſſen. Denn unſchuldige Herzen finden allenthalben ein Paradies. Doch begrüßten ſie oft an feſtlichen Zeiten den geliebten Wohnplatz ihrer Stammeltern, den die Erſcheinung Gottes und die Beſuche menſchenfreundlicher Engel heilig machten. Dort lebten ſie zu den Füßen der gottſeligen Patriarchen eine Reihe

glücklicher Tage und kehrten dann, von ihrem Segen begleitet, wieder zu ihren Kindern zurück.

Es war eben der festliche Tag, an welchem sie die Schöpfung des Menschen feierten, als die göttlichen Gesandten ankamen. Sie fanden die Häupter aller Familien im Paradies versammelt. Die Nachricht von der Ursache ihrer Ankunft verbreitete statt Traurigkeit eine fromme Freude, die nur mit einer sanften Wehmuth vermischt war, weil sie des gewohnten süßen Anblicks und des lehrenden Umgangs der besten Eltern nicht länger genießen sollten. Aber die Engel tröfteten sie liebreich; und in Herzen, die von der reinsten Vernunft regiert wurden, konnte auch eine solche Schwachheit nur wenige Minuten stattfinden.

Aber welch eine entzückende Nachricht war das für diejenigen, welche zu einer so herrlichen Erhöhung ihrer Glückseligkeit berufen wurden! Oft war dieß der geheime Wunsch ihrer Seelen gewesen, ob sie gleich in einem Paradies und von ihren schuldlosen Kindern umgeben im Schoß der Freude lebten. Denn es ahnete ihren Seelen, daß sie für noch höhere Freuden bestimmt wären. Und was hätte sie auch auf der Erde zurückhalten sollen? Sie konnte ihnen nichts geben, was der Himmel nicht ersetzte. Sie schieden zwar von ihrem geliebten Geschlecht, aber sie verließen es glücklich, im Schatten der göttlichen Güte ruhend und durch die Hoffnung einer gleichen Vervollkommnung belebt. Welch ein seliges Lächeln glänzte über ihr Angesicht, indem ihr Geist in alle die Jahrhunderte zurücksah, in unzählbare goldene Tage, in Unschuld verlebt, mit froher Arbeit und dem Lob ihres Wohlthäters zugebracht! Keine Reue schwärzte diesen Anblick; das Bewußtseyn ihrer Unschuld verbreitete die süßeste Ruhe durch ihre Brust, und die Erinnerung führte

jede gute That, die ihre Tage vorzüglich bezeichnet hatte, glänzend vor ihre Stirnen zurück. Glückliche, dreimal glückliche Menschen, die ihre Seele ihrem Schöpfer in der schönen Güte wieder darstellen konnten, die er ihnen anerschaffen! Seelen, die er lieben mußte, weil sie ihm sein Bild entgegenstrahlten!

Jetzo sah ich, wie mich däuchte, den Abschied der Stammeltern dieses Geschlechts von ihren Kindern, einen feierlichen rührenden Anblick! Sie schauten mit frohen Blicken voll Segen über alle diese blühenden Schaaren hin und empfanden zum letztenmal die väterlichen und mütterlichen Freuden, die der Anblick wohlgearteter und glücklicher Kinder einflößt; eine süßere und reinere Wollust als die Entzückungen der ehelichen Liebe selbst, die ihnen den Ursprung gaben. Wir verlassen euch, sagten sie, um näher zu dem wohlthätigen Geist zu kommen, der uns so glücklich gemacht hat. Wie selig sind wir, daß wir zuerst gewürdiget werden, ihn in himmlischen Tönen zu loben und den horchenden Sphären die Güte, die er an uns bewiesen, zu erzählen. Sein Lob ist auch jetzt euer süßes Geschäft, wie es das unsrige bleiben wird. Lasset euer ganzes Leben ein Lob seiner herrlichen Vollkommenheiten seyn! Wir scheiden zwar aus euren Augen; aber oft werden wir unsichtbar oder im Glanze der Abenddämmerung herabsteigen, uns an dem Anblick eurer Unschuld zu ergetzen. Wie selig wird die Stunde des Wiedersehens seyn, die uns Alle in einer vollkommnern Welt auf immer vereinigen wird! — So redeten sie mit Blicken voll zärtlicher Liebe zu ihren Kindern, welche in tiefer Stille mit begierigem Ohr die letzten Worte von ihren holden Lippen auffingen.

Die Mutter der Menschen stand unter einer Schaar von ähnlichen Töchtern, die den ganzen Hügel um und um

bedeckten; die Engel selbst schienen von diesem Anblick ergetzt, obgleich ihrem Auge keine Schönheit der Schöpfung fremd war. Sie stand, die schönste unter den Weibern, vom Alter unverletzt, und segnete und umarmte sie; in ehrwürdiger Schönheit stand sie, wie wenn die Tugend eine sichtbare Gestalt angenommen hätte; sie allein war ganz Freude, da indessen Thränen der Zärtlichkeit über jede blühende Wange gleiteten.

Ein heller Kranz von jugendlichen Schwestern stand zunächst um sie und betrachtete sie mit liebevollen unersättlichen Blicken, um ihr theures Bild tief in ihre weiche Seele einzuprägen, daß keine Zeit es jemals auslöschen könnte. Die jüngsten drangen auch hinzu, ihre Knie zum letztenmal zu umfassen. Viele brachten auf ihren sanften Armen holdselige Säuglinge herbei; die göttliche Mutter nahm sie und drückte sie zum letztenmal an ihr Herz, das von mütterlicher Inbrunst aufwallte, indem jedes kleine unschuldige Geschöpf mit reizendem Lächeln zu ihr emporsah und liebkosend mit seinen kleinen Fingern um ihren weißen Hals spielte. Sie genoß zum letztenmal diese Freuden, die der menschlichen Natur eigen sind, und welche sie bald mit höhern vertauschen sollte.

Denn jetzt erhoben sich die Seraphim in die Luft und riefen aus ihren goldenen Lauten himmlische Harmonien, welche jede Seele mit feierlichen Empfindungen erfüllten. Eine allgemeine Stille band die horchende Natur, ein höheres Leben drang in alle Geschöpfe, und Entzückung schlug in jeder Brust. Ein sanfter Schauer faßte die Menschen, die jetzt ohne diesen gewaltsamen Kampf, den wir Tod nennen, sich von ihrem Leibe loswanden. Plötzlich entstand ein helles Licht, weißer als Sonnenglanz, und umleuchtete die ganze Gegend; die Menschen verschwanden, und man sah an ihrer Statt eben so viele Engelsgestalten emporschimmern, da inzwischen

ihre irdische Hülle wie Asche niedersank, um sich wieder mit der Erde zu vermengen und in unverwelklichen Frühlingsblumen wieder aufzublühen. — Erstaunt über den himmlischen Anblick huben ihre Kinder die Augen empor und riefen ihnen frohlockend nach, da der seraphische Zug sich unter dem Klang englischer Triumphgesänge in den Aether erhob, durch die Pforten des Himmels einzog und den Augen der bewundernden Menschen aus tiefer Ferne einen Blick in namenlose Schönheiten erlaubte. Lange standen sie noch mit starren weit geöffneten Augen und meinten sie noch zu sehen. Eine stille sprachlose Entzückung herrschte in der Versammlung, bis sich ihre Geister wieder erholet hatten, und jeder Mund von den Empfindungen seines Herzens überfloß. Sie umarmten einander mit zärtlicher Liebe und ermunterten sich, ihrer hohen Bestimmung würdig zu seyn; oder die Alten erzählten den Jüngern von den Tugenden und den Geschichten ihrer Abgeschiedenen oder beruhigten mit tröstenden Reden diejenigen, welche allzu weichmüthig die holde Gegenwart ihrer Geliebten vermißten.

Alles dieß sah ich, selbst ungesehen, aber nicht minder von Allem, was ich sah und hörte, gerührt, als ob ich selbst einer von den glücklichen Bewohnern dieser Erde wäre. Denn ich fühlte mich ihnen verwandt und beseufzte oft bei mir selbst unsre verlorne Unschuld, mit welcher wir so viele Glückseligkeit verloren haben.

Jetzt führte mich mein Engel mit fliegender Behendigkeit in verschiedene Gegenden der Erde, um mir die Lebensart und Beschäftigung dieser Menschen zu zeigen. Der Erdboden hat hier aller Orten ein freudiges blühendes Antlitz, ob er gleich durch verschiedene Zonen und Himmelsstriche abgeändert ist, deren jeder mit eignen Reichthümern prangt. Hier

verbreiten sich unabsehbare Ebnen, mit Hügeln von Fruchtbäumen bedeckt oder durch den Fleiß der Menschen angebaut, um jedes Korn in wenigen Monaten mit tausendfältiger Frucht zurückzugeben. Dort werfen hohe Fichten- oder Cypressenwälder von der Stirne eines Berges ihren gigantischen Schatten über Thäler voll Klee und Blumen, wo das sanfte Lamm mit dem gefleckten Pardel in friedsamer Sicherheit weidet. Ob sich gleich die Zahl dieser Menschen in unzählbare Myriaden verbreitet hat, mangelt es doch der Erde, die vom Segen des Schöpfers befruchtet wird, nicht an Ueberfluß, sie alle zu ernähren. Niemals haben diese Glücklichen, die sich einander als Geschwister lieben, den Erdboden, ihr angebornes Land, ausgemessen, um die Gesetze des Eigenthums einzuführen, welche sich zu ihrer Unschuld und Eintracht übel schickten. Sie wohnen in Familien zerstreut, die durch keine andere als die Gesetze der Liebe und Ordnung regiert werden. Das Haupt jeder Familie ist der Stammvater, oder, wenn dieser in eine höhere Welt übergeht, der Nächste auf ihn. Ihre Regierung ist wie die Regierung des obersten Geistes, Vorsicht und Güte. Ihre Arbeit ist Ackerbau und Viehzucht. Beides gibt ihnen beständig Anlaß, die Werke Gottes in der Nähe zu betrachten, tausend neue Wunder in der Natur zu entdecken und aus ihrem Anblick ein frommes Vergnügen zu schöpfen.

Ihre Lebensart ist einfältig wie die Natur, der sie folgen, denn gesunde ungekünstelte Speise und eine mäßige Leibesübung sind das wahre Geheimniß, seine Kräfte immer frisch und blühend zu erhalten. Diese friedsamen Menschen wissen nichts von blutigen Speisen. Das stille Lamm gibt ihnen willig seine Wolle, ohne dafür, nach den Sitten der grausamen Bewohner unsers Planeten, unter dem blinkenden

Messer zu zappeln. Sie bedienen sich Alles dessen, was die Natur zu ihrer Bequemlichkeit und Ergetzung mit reicher Mannigfaltigkeit hervorgibt. Die Bäume und Stauden neigen ihre goldfarbnen und bepurpurten Früchte zu ihnen herab; die Blumen geben ihnen ihre Gerüche, die Kräuter ihre nährenden Säfte, die Biene theilt ihren Honig mit ihnen, und der Wollenbaum seinen weichen Flaum zur Bekleidung in der kühleren Jahrszeit; oder sie machen sich ihr Gewand mit kunstreichem Finger aus vielfarbigen Federn, die sie mit malerischem Geschmack zusammenfügen.

Ueppigkeit, Schwelgerei und die kindische Thorheit, mit Kieselsteinen oder dem Schleim einer Raupe zu prangen, sind ihnen gänzlich unbekannt. Aber die schönen Künste haben sie auf einen so hohen Grad getrieben, daß die Werke unsrer größten Meister nur Versuche gegen sie sind. Ich sah ganze Felsen von Marmor in Säulengänge ausgehauen und mit Bildern ausgeziert, die zu athmen und zu denken schienen. Auf diese Weise pflegen sie das Andenken ihrer Voreltern oder der Mütter, die sich durch Erziehung vieler Kinder verdient gemacht, oder der Erfinder nützlicher Dinge und von Gott begeisterter Dichter, die mit erhabnen herzbezwingenden Accenten die Thaten des Ewigen und in sanftern Tönen die Freuden der Tugend und der Natur besungen, auf die spätesten Alter fortzupflanzen. Sie zeigen diese Bilder ihren Kindern und erzählen ihnen dann Geschichten von denen, welche sie vorstellen, um sie zu nacheifernder Tugend zu erhitzen.

Die Natur und die Kunst, ihre Nachahmerin, sind für diese Glücklichen unerschöpfliche Quellen angenehmer Beschäftigungen. Aber ihre süßesten Freuden entspringen aus der Liebe und den Verhältnissen, welche dieselbe unter den

Menschen hervorbringt. Die zärtliche Freundschaft, die aus vielen harmonischen Seelen eine einzige macht, und die eheliche Liebe, die Quelle der besten Freuden dieses irdischen Lebens, herrschen hier mit ihrer ganzen reizenden Macht und verbreiten allenthalben eine allgemeine Harmonie. Hier wird keine anmuthsvolle Schöne der Raub eines Unempfindlichen, der ihren Werth nicht kennt; hier zwingt keine unedle Gewinnsucht Menschen, die einander verabscheuen, zu unnatürlichen Umarmungen. Niemals wurden die geheimnißreichen Gesetze der ehelichen Liebe durch eine thierische Brunst entheiliget, die nur eine vorüberrauschende Lust zum Zweck hat. Alle Triebe und Bewegungen dieser Glückseligen sind sanft und gemäßigt; jede Neigung folget dem Wink der Natur und gehorcht der leitenden Vernunft, wie ein Kind, das noch zu schwach ist, sich selbst zu regieren, der liebenden Mutter gehorcht. Die Natur allein knüpft hier das schöne Band, welches die beiden Hälften der menschlichen Natur in ein vollkommenes Ganzes vereinigt. Sie lehret jede Hälfte die andere finden, die gemacht ist, sich mit ihr zusammenzufügen. Eine geheime Sympathie, die aus einer gleichgestimmten Beschaffenheit der Leiber und Gemüther entsteht, lispelt mit sanfter Stimme dem Jüngling und dem aufblühenden Mädchen ein, daß sie für einander geschaffen sind. Ihre Liebe gibt ihnen wie ein neues Leben und macht jeden Athemzug zu einer Lust. Kein Reiz, keine Anmuth, keine Tugend oder irgend ein Vorzug bleibt an dem Geliebten unentdeckt und ungeliebt. Das wiederholte Anschauen so vieler Vollkommenheiten setzt die gefühlvolle Seele außer sich. Sie sieht in süßer Entzückung zu dem Ewigen auf, der der Schöpfer und das Urbild derselben ist — und voll dankbarer Empfindung, daß er sie schuf, so glücklich zu

seyn, verlangt sie die Zahl seiner Anbeter und der Glücklichen zu vergrößern.

Doch wozu nützt es, den verderbten Einwohnern einer ausgearteten Welt, diese erhabnen Geheimnisse der Liebe zu enthüllen? Wie wenig sind deren, die nur fähig sind, sie zu verstehen! und wie seltner ist es noch, daß ein solches Paar sich zusammenfinde, welches fähig wäre, dem ehelichen Stand seine Würde und unschuldsvolle Reinigkeit wieder zu geben! Die reinsten und höchsten Freuden sind den Sterblichen unbekannt. Sie sind mit der Wahrheit und Güte, gleich schüchternen Tauben, aus unsrer verkehrten Welt aufgeflogen, um sich bei diesen unschuldigen Menschen niederzulassen, welche der Natur getreu geblieben sind. Was für einen Anspruch können wir an Glückseligkeit machen, da wir die Natur verachten und die Tugend für die Zerstörerin der Freude halten?

Mich däuchte in meinem Gesichte, als ob mich die Begierde, das häusliche Leben dieser Glückseligen zu sehen, in eine einzelne Familie geführt habe. Sie bewohnte ein Gebirge, welches einem zweiten Paradies gleich schien: so ähnlich hatte es der Fleiß, der Gehülfe der Natur, dem Garten Gottes gemacht. Es war mit Gehölzen, fruchtbaren Bäumen, mit Gärten und schattigen Lustgängen bedeckt. Zwischen denselben blickten die Wohnungen der Menschen hervor, von Cedernholz leicht aufgeführt und bequem ohne Pracht.

Ich näherte mich einer derselben. Ein Hain von allerlei süß duftenden Bäumen und Gesträuchen, mit Blumengefilden abgesetzt, die von schlängelnden Quellen erfrischet wurden, herrschte rings umher. Unter einer hohen Laube von Rosinenstrauch, mit Akanth durchflochten, sah ich eine Frauensperson

ſitzen, gleich einem Engel, der ſich in einem ſchattigen Ort irgend eines Paradieſes geſetzt hat, um von einer ätheriſchen Reiſe auszuruhen. Sie war größer und von ſtärkerer Leibesbeſchaffenheit, als die weichen Töchter unſrer Erde zu ſeyn pflegen. Die friſche Blume ihrer Schönheit zeigte Unſterblichkeit an. Zwei Säuglinge, ſchön wie die Liebe, lagen an ihrem Buſen und ſogen mit der geſunden nährenden Milch fromme Empfindungen und harmoniſche Triebe ein, die ſich künftig zu eben ſo viel Tugenden entfalten ſollten. Mütterlich lachten die Augen der ſchönen Säugerin auf die Kinder ihrer Liebe herab, indem ihre Seele (ſo ſagte mir der höhere Glanz ihrer Augen) von frohen Gedanken zukünftiger Glückſeligkeit überfloß, die jetzt noch an ihrem Buſen keimeten. Zuletzt öffneten ſich ihre ſüß lächelnden Lippen, ſie zu ſegnen. Wachſet, blühet, ſprach ſie, ihr Lieblinge meines Herzens, ihr ſanfte Seelen, die ihr noch in dem zarten Leibe ſchlummert und den Werth eures Daſeyns noch nicht kennet! Wie werdet ihr frohlocken, wie wird euer Herz von Freude überwallen, wenn ihr anfangen werdet, einen himmliſchen Geiſt in euch zu fühlen, in deſſen reinem Spiegel ihr das Bild eures Schöpfers erblicken werdet! Wie ſüß wird meinem Ohre die erſte Entzückung eures ſtammelnden Lobes ſeyn! Dann will ich euch erzählen, wie herrlich er iſt und zu was für einem Leben er euch erſchaffen. damit ich in euren ſtaunenden Mienen und in jedem ſanft aufſteigenden Geſichtszug leſe, was in euren Seelen vorgeht. Und welche Freuden wird mir eure Liebe, eure geſellige Eintracht, eure Wiſſensbegierde, eure Unſchuld machen! Wie oft werde ich mich ſelbſt preiſen, daß ich euch gebar! So ſagte ſie und hob beide auf und drückte ſie an ihre anmuthsvollen Lippen.

Indem ſah ich, nicht fern von hier, eine kleine Schaar von Knaben mit ihren Schweſtern in holdſeliger Eintracht unter den Blumen ſpielen. Sie betrachteten dieſelben aufmerkſam, und jeder wählte ſich einen Liebling und gab ihm den Namen einer von ſeinen Schweſtern. Vor der Wohnung ſah ich verſchiedene Mädchen beſchäftiget: dieſe, Körbe von geſpaltenem Rohre zu flechten; jene, Obſt und Gewächſe zum Abendmahl des Hauſes zu bereiten; andere, auf wollene Tapeten, die ſie ſelbſt gewirkt hatten, nachahmende Blumen und Laubwerk zu ſticken. Ihr gelbes Haupthaar war mit Roſen durchflochten, und ihre Schönheit glich der Morgenröthe, wenn ſie ihre friſche Roſenfarbe über erwechte Hügel verbreitet. Jede lächelte die Andere voll Liebe an und ſchien ſich ihrer eignen Liebenswürdigkeit nicht bewußt zu ſeyn. Sie ſangen unter ihrer harmloſen Arbeit anmuthige Geſänge, welche die jüngſte der Schweſtern mit der helltönenden Laute begleitete.

„Wie ſchön biſt du (ſangen ſie), o Abendſonne, auf den weſtlichen Hügeln, wenn du unter dem glühenden Gebüſch hervorſchimmerſt! Wie lieblich ſind die letzten Blicke, die du auf die Fluren herabwirfſt, die ſchon halb im Schatten liegen!

Eile, du reine Quelle des Lichts, unſern Verwandten auf der andern Hälfte der Erde den lieblichen Tag zu bringen. Jetzt färben ſich dort die Spitzen der Berge! Jetzt erwachen ihre Paradieſe mit neuer Schönheit, im glänzenden Thau gebadet. Jede Blume öffnet ihren balſamiſchen Kelch und athmet dir ein Opfer von ſüßen Gerüchen entgegen.

Jetzt erwachen ſie, unſere Mitgenoſſen an Seligkeit, und grüßen frohlockend deine Ankunft, die ſie zur ſüßen Arbeit ruft; indem wir, vom ſtillen Mond umglänzt, ſanft ermüdet in duftenden Schatten ſchlummern, und lächelnde Träume gleich Engelsgeſtalten um unſere Schläfe ſchweben.“

Von dem anmuthigen Nachklang dieſer Stimmen begleitet, begab ich mich tiefer in den Hain, von Gedanken gedrängt, deren Entwicklung Einſamkeit und grüne Schatten befördern. Oft fragte ich mich ſelbſt, ob mich nicht ein angenehmer Traum täuſche? Aber meine Empfindungen waren ſo lebhaft, daß ich nicht zweifeln konnte, Alles wirklich zu ſehen und zu hören, was mein Auge und Ohr bezauberte. Dann befiel mich ein ſanftes Staunen, eine ſüße Schwermuth, und eine ſtille Thräne ſchlich ſich die Wangen herab. Ach! möchtet ihr hier ſeyn, wünſchte mein Herz, ihr, die ich liebe, ihr, deren die Welt, die ihr zieret, nicht werth iſt! Möchtet ihr hier ſeyn, meine Freunde, mit Allen, deren Güte und Redlichkeit ſie eines Paradieſes würdig macht: möchtet ihr hier ſeyn! — So wollten wir auf dieſem Berge wohnen und des Lebens froh werden, deſſen Genuß uns die Thoren jener Unterwelt nicht erlauben. Hier ſollte — aber mitten in dieſem zärtlichen, unbeſonnenen Wunſch unterbrach mich der Genius, der ſich mir unbemerkt genähert hatte. Laß die Vorſicht, ſprach er, für die Tugendhaften ſorgen, die du gern in dieſe Welt der Unſchuld retten möchteſt. Der Stand, worin ſie jetzt ſind, iſt ihnen von einem Weſen ausgeſucht worden, das in allen Welten keinen fand, der ſich beſſer für ſie ſchickte. Und ſieheſt du nicht, wie grauſam dein Wunſch iſt, alle Tugendhafte, die unter dem Monde zerſtreut ſind, an einen Ort zu bringen? Was wäre das Anderes, als vor der Zeit die Guten in einen Himmel verſetzen und aus der übrigen Erde eine Hölle machen? Denn eben dieſe engeläbnlichen Seelen, die wie ſüßduftende Blumen mitten unter Unkraut und Dornen hervorblühen, verhindern ganz allein, daß die Erde keine gänzliche Wildniß werde.

Da er so sprach, hörten wir fern her ein angenehmes Concert vieler Stimmen, von kühlen Zephyrn halb verweht, durch den Cedernwald rauschen. Eilends folgten wir dem lieblichen Getön, welches uns, ungesehen unter dem Schleier einer ätherischen Wolke, zu einer liebenswürdigen Versammlung leitete. Die ganze Familie, von der ich vorher einige Glieder sah, hatte sich versammelt, um ihre gewöhnlichen Abendhymnen in den allgemeinen Lobgesang zu mischen, den die Natur unaufhörlich ihrem Schöpfer bringt. Die Väter waren mit ihren Söhnen von ihrer täglichen Arbeit in den Schooß der Ihrigen zurückgeeilt, wo die zärtlichsten Freuden auf sie warteten. Jede schöne Gattin flog dem geliebten Mann mit offnen Armen entgegen; ein lieblicher Schwarm holdseliger Kinder scherzte mit jugendlichen Liebkosungen um die Knie der Väter und begleiteten sie frohlockend in die Hütte, wo ein gesundes Mahl bereitet stand, von der einfältigen Natur aufgetragen, nicht von der Kunst verderbt, deren leckerhafte Erfindungen die Nerven der Gesundheit angreifen, um einen von Schwelgerei abgenutzten Geschmack zu reizen. Liebreiche Vertraulichkeit und unschuldige Munterkeit herrschten über dem geselligen Mahl, und hätten auch schlechte Speisen schmackhaft machen können. Alsdann gingen sie vor die Hütte, um die schöne Gegend im Mondschein zu betrachten und, eh sie sich in die weichen Arme des Schlafes legten, dem Schöpfer ihr Loblied zu bringen, dessen sanft säuselnde Gegenwart sie unter den Bäumen zu spüren glaubten. Welch ein Concert war dieses, und wie weit über diese weichen wollüstathmenden Lieder hesperischer Sängerinnen erhaben, die nur eine Speise der Ohren sind, ja, allzuoft dem Gesang der Sirenen gleichen, der zu einer tödtlichen Lust an ihre gebeinvollen Ufer lud! Es war eine Symphonie von höherer

Art, welche die Seele ſelbſt in Muſik ſtimmte und Engel oder Geiſter des Aethers anlockte, auf Abendwolken ſich herabzulaſſen oder vom Wipfel ätheriſcher Cedern dem frommen Geſang zuzuhören. Wir näherten uns, von der ſüßen Gewalt der mächtigen Harmonie gezogen, die uns in anmuthsvoller Verwirrung entgegen kam. Wie wenn an einem Frühlingsmorgen die Freude tauſend liebliche Kehlen öffnet, die hervorgehende Sonne zu begrüßen: die Lerche wirbelt in der hohen Luft ihre ſanften Melodien, indem die Grasmücke unter bethauten Zweigen helle durchdringende Töne ſchleift; mit ihrem Geſang vermiſcht ſich das Pfeifen und Zwitſchern der andern Vögel, und das Geſumſe der fleißigen Bienen, die um die friſchen Violen und den gewürzten Thymus flattern; der murmelnde Bach und das Säuſeln junger Morgenwinde, die zwiſchen den belaubten Gewölben ihre Roſenflügel ſchütteln, vermehrt die freudige Symphonie, und dem Hirten, der auf einem Hügel mit lauſchendem Ohre horcht, hüpfet vor Freuden das Herz: ſo, oder noch viel angenehmer, tönte uns dieß vereinte Loblied der Menſchen, welches durch die ambroſiſche Nacht weit und breit erſchallete und von dem einſamen Echo in den vorüberſtehenden Bergen nachgeſungen wurde. Männliche Stimmen waren mit ſanftern weiblichen nach verſchiedenen Graden abgeſetzt. Auch die Kinder verſuchten, in noch wankenden, aber doch lieblichen Tönen, das Lob ihres Schöpfers, den ſie beſſer fühlten als kannten; ja, die Säuglinge ſelbſt ſtammelten mit ſüßem Lächeln harmoniſche Töne auf den Armen der entzückten Mütter.

„Wie ſchön biſt du (ſo ſang der heilige Chor) in deiner ſchlummernden Schönheit, o Erde! Wie anmuthsvoll leuchtet deine Geſtalt unter dem ſchattigen Mondlicht hervor.“

„Wie erquickt ruht das Auge, von den hohen Farben des goldnen Tages ermüdet, auf der matten Dämmrung! Indeß träufelt aus leichtschwebenden Gewölken der balsamische Thau, indem die Abendlüfte mit fächelnden Schwingen jede schlafende Blume kühlen.“

„So erneuerst du deine Kräfte, o Erde, und blühest in ewig frischer Jugend; schön, wie ein Garten Gottes, wie ein Wiederschein des Himmels, wo unser noch blödes Auge sich allmählich zum Anschauen des Göttlichen angewöhnet.“

„O du, wie soll dich der Mensch, wie soll der Himmel dich nennen, Unaussprechlicher? Oder ist nicht dein würdigster Name Liebe? Ach! könnte das entzückte Herz dir seine Empfindungen stammeln! Welch ein Gedanke ist das, für dich geschaffen zu seyn! Mit Zittern wagt die Seele, die zugleich sich selbst fühlt, den unaussprechlichen Gedanken. Aber eine mächtige Stimme (ist es nicht deine Stimme, o du allgegenwärtige Seele der Geister?) nöthigt die bebende Seele mit süßer Allmacht, den kühnen Gedanken von Neuem zu denken! Die ganze Natur und jeder Augenblick unsers Daseyns bestätigt ihn. Denn an wen erinnert uns jedes Geschöpf als an dich? Wem nähert uns jede Freude als dir? Und warum seufzet die Seele, wenn sie ganz im Vergnügen schwimmt, das von allen Seiten auf sie zufließt, nach wem seufzet sie als nach dir? Nach dir, du höchste Vollkommenheit, für die sie geschaffen ist!“

„Jede frohe Empfindung, und mit wie vielen überhäufest du uns! wirft ein Licht auf unsre Seele, in welchem wir dich erblicken und in dir den Vater, den Wohlthäter, den ewigen, geheimnißvollen Urquell des Guten, von dem auch die schwachen Ausflüsse, deren wir jetzt fähig sind, uns entzücken.“

„O, jauchze über dein Daseyn, unsterbliche Seele! Preise ihn, meine Seele, preiset ihn mit mir, harmonische Seelen, und ihr, die ihr uns umgebet, ihr sichtbare Geister, die wir oft in stillen Nächten hören, wenn ihr, auf goldnen Wolken schwebend, die heitre Luft mit begeisterten Hymnen erregt. Und ihr unsichtbare Engel, lobet ihn! Ihr Sterne, die ihr von jenem majestätischen Himmel in ruhigem Glanze herabseht, von glückseligen Geschöpfen, unsern Freunden, bewohnt, um, wie wir, zum Anschauen des Unendlichen zubereitet zu werden. — Stimmet ein in den allgemeinen Lobgesang!“

„Welch ein hoher feierlicher Anblick! Ruhe, mein Auge, mit Adlersblicken auf diesem himmlischen Schauplatz, wo die Gottheit ihre unendlichen Herrlichkeiten der tausendmal tausend Myriaden anbetender Geister ausbreitet! Alles, was du siehest, ist ein Ganzes, ein System, ein symmetrischer Bau, ein Tempel Gottes, wo jede Sphäre ein Altar, und auch du, o Mensch, sein Priester bist. Welch ein Gedanke ist das! In welche Empfindungen löst er die entzückte Seele auf! Ja, lobe ihn, meine Seele, und Alles, was in dir ist, lobe ihn! Lobet ihn meine Gedanken! Lobet ihn, ihr stille Empfindungen, ihr noch zarte unentwickelte Neigungen, lobet ihn. O du, der du allein die unmächtigen glühenden Wünsche unserer Herzen erfüllen kannst, hauche du selbst dein Lob in unsere Seelen! Und ihr, Geister und englische Kräfte, sprechet in erhabnen Tönen aus, was die menschliche Seele nur seufzen kann!“

So sangen sie mit abwechselnden Stimmen. Der sanfte Mond stand wie entzückt am azurnen Himmel, kein murmelnder Bach, kein Lüftchen, kein flüsterndes Blatt störte die fromme Harmonie; die Hügel schwiegen ehrfurchtsvoll

umher, und die Nachtigall horchte mit lauschendem Ohr an der Spitze des Zweiges. Aber aus der hohen Luft hörte man ätherische Saitenspieler, auf goldnen Wolken schwebend, den heiligen Gesang mit einer entzückenden Symphonie begleiten; ein heller flammender Glanz streifte über den Hain und die Hügel hin; die Gegend hob sich wie verklärt aus dem Dunkeln hervor, und ambrosische Gerüche flatterten in der kühlen Luft. Die Musik hatte lange schon geschwiegen, da man noch einen lieblichen Nachklang in den Bergen vernahm und ein harmonisches Säuseln zwischen den Bäumen, als ob jedes Blatt eine Stimme worden wäre.

Die Menschen vertheilten sich hierauf nach dieser heiligen Symphonie ihrer Seelen. Einige begaben sich unter dichte Schatten oder an den blumigen Rand einer schläfrig murmelnden Quelle, wo sie auf dem Lager von Violen in frohen Empfindungen einschliefen, indem die Nachtigall die entzückte Nacht mit ihrem Gesang aufhielt; indessen Andre, gesellig oder allein, die schöne Gegend durchwandelten, um aus dem Anschauen der schlummernden Natur ein frommes Vergnügen zu schöpfen. Sie besuchten ihre bekannten Lustgänge oder abgelegene Reviere von wildem Ansehen und geheiligte Grotten, an deren weiße Felsenwände der Mond einen sanftzitternden Glanz streute; einsame Oerter, wo in tiefer Stille die Betrachtung wohnt, wo die Seele, von den Sinnen abgezogen, gleich einer unbewegten See, deren spiegelglatte Fläche selbst von keinem Zephyr gekräuselt wird, das Bild der Gottheit auffaßt und über das neue Licht, das in ihr umherstrahlet, erstaunt und über die großen Aussichten und stillentzückenden Hoffnungen, die sich plötzlich vor ihr enthüllen.

Gedankenvoll begab ich mich jetzt ins Einsame, eine stille Schwermuth umzog meine Seele, da sie von dem Anschauen

dieſer glücklichen Menſchen einen Blick auf die gefallene Erde warf und empfand, wie viel wir verloren haben! Ach, dacht' ich, wie ſelig ſind dieſe Menſchen durch die Empfindung, daß ſie von Gott abhangen. Eine ſolche Seligkeit war auch uns zugedacht; aber wir wollten nicht von Gott abhangen, und dieß iſt noch jetzt die natürliche Quelle unſeres Elends. Ach! was iſt aus unſerer Erde worden, die ehemals ein Paradies war! Ach! was iſt aus dem Geſchöpf worden, welches in engelähnlicher Schönheit das Bild des Schöpfers von ſich ſtrahlte! O, dieſer traurige Gedanke läßt mich keinen andern Verluſt beweinen! Ich klage nicht deine verwelkte Schönheit, o Erde, ehemals ein Abglanz des Himmels, nicht deine ewigblühenden Luſtgefilde, noch die Bäume mit ambroſiſcher Frucht und den unſterblichen Frühling, der den Fußtritt der majeſtätiſchen Menſchen, wo ſie gingen, mit Blumen beſtreute. Aber die auf ewig verblühte Unſchuld, das nicht mehr unverfälſchte Herz, die verlorne Schönheit der Empfindungen, die erloſchne Flamme der allgemeinen Liebe, die zerſtörte Harmonie — ach, dieſen Verluſt beweine, meine Seele! Ja, traure, mein Herz, und ihr, meine Augen, weinet; weinet, indem ſo viele Myriaden meiner Brüder, ihres Jammers uneingedenk, in eiteln Freuden ſich verlieren und die kurze Zeit durchſcherzen, die ihr Schickſal entſcheiden ſoll.

Von welch einem Himmel iſt unſre Erde herabgeſtürzt! Von welch einer Hoheit iſt die menſchliche Natur geſunken! Wie verfinſtert iſt der Verſtand, deſſen Auge unverwandt auf das Urbild aller Vollkommenheit und Wahrheit gerichtet ſeyn ſollte! Welch ein Labyrinth von wilden Begierden iſt das Herz, welches beſtimmt war, ein heiliger Tempel des göttlichen Geiſtes zu ſeyn, in welchem die reinſte Liebe zu Gott ewig brennen ſollte! Wie eitel und unbändig ſind dieſe

Triebe, die uns wie auf Flügeln der Engel ſchneller zu Gott empor tragen ſollten! Von der Wahrheit, dem Licht, worin Gott wohnt, und welches von ihm über alle Geiſter ausfließet, ſind uns nur zweifelhafte Strahlen übrig geblieben, die über den Verſtand hinſtreifen und der Seele keine Wärme geben. Die Wahrheit, wenn ſie nicht in einem verdunkelten Verſtand gebrochen und zerſtreut wird, ſenkt ſich mit vollem gradem Strahl ins Herz, befruchtet ſeine Neigungen und macht ſie in ein Paradies von Tugenden aufblühen. So wirket ſie in dieſer unſchuldigen Welt. Aber wir Elende haben die Wahrheit mit der Unſchuld verloren. Unſre von Thorheit geſchwächten, von Leidenſchaften geblendeten Augen können ihren Glanz nicht mehr ertragen. Wir haſſen das Licht, weil es unſre Häßlichkeit aufdeckt. Kläglicher Verfall eines Geſchöpfes, das in ſeinem Urſprung ſo gut, ſo heilig, ſo göttlich war! Ach! der Verfall iſt ſo tief, daß es auch denen, die nicht darüber ſpotten, unglaublich und romanhaft tönt, wenn wir hören, daß der Menſch den Engeln gleich ſeyn ſollte. Denn, ehe wir eine denkende Seele in uns fühlen, werden wir ſchon verderbt. Alles, was uns umringt, hemmet die Entwicklung dieſer Selbſtempfindung, die uns zur Erkenntniß unſerer Natur und Beſtimmung führen würde. Wir bilden uns nach fehlerhaften Beiſpielen und lieben das Böſe, ehe wir das Gute kennen. Der Witz ſchmeichelt dem Affect, und die Welt rechtfertiget ihn durch die Gewohnheit. — O Himmel, wie kannſt du einem ſolchen Verderben zuſehen! Wie kannſt du eine Welt dulden, deren Häßlichkeit Viele ſo ſehr erſchreckte, daß ſie ſich genöthigt haben, einen böſen Gott, den Urheber alles Uebels zu erdichten, damit die Schmach nicht auf den Anbetenswürdigen fiele, von dem nur Gutes entſpringen kann.

Indem ich ſo dachte, erſchien mir plötzlich der Genius wieder und ſah mich an, als ob er leſen wollte, was in meinem Gemüthe vorging. Ich war ſo ſehr von meinen Betrachtungen gerührt, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm alle dieſe Gedanken zu ſagen, welche die Vergleichung der unſchuldigen Menſchen mit mir und meinen Brüdern auf der gefallnen Erde in mir erregt hatten. Er hörte mich liebreich an; dann ſprach er mit ſanfter Stimme und einem Blick voll mitleidiger Liebe:

Ich liebe dieſe Zärtlichkeit, die dich für deine Brüder weinen macht. Wie ſelten ſind bei Menſchen Thränen über ihr wahres Elend! Dieſe Wehmuth deines Herzens über den Anblick des allgemeinen Verderbens, das ſich eines ganzen Geſchlechts unſterblicher Weſen bemächtiget hat, iſt eine Frucht des guten Geiſtes, der dein Herz zu beleben angefangen hat. Was ihr gemeiniglich Uebel nennt, Krankheit, Armuth, Verachtung, Trennung von ſeinen Freunden, ſo empfindlich auch dieſe Uebel ſind, ſo ſind ſie doch dem Rechtſchaffnen eine leichte Laſt. Aber darüber trauern, darüber weinen ſie, daß Menſchen ſind, die Gott nicht lieben; daß Menſchen ſind, die ihre Seele wie Spreu dahin werfen, die ſich gegen die Reizungen der Wahrheit verhärten, deren Herz eine Grube der verächtlichſten und giftigſten Neigungen iſt, die in der Gegenwart Gottes Uebels thun und erſt zu ſpät zittern — das jammert den Redlichen! Darüber weinen ſelbſt die Engel, denen der Tag, an dem ein Sünder zu Gott umkehret, ein Feſttag iſt.

Aber hüte dich, fuhr er fort, daß dich die Betrachtung des menſchlichen Elends nicht bis in finſtre Gedanken und in Zweifel treibe, die auf die Vorſehung ſelbſt ihren Schatten werfen. Traure aus zärtlichem Mitleiden, daß die

Menſchen nicht ſind, was ſie ſeyn ſollten; aber glaube auch, daß die gefallene Welt ſo viel Gutes hat, als nöthig iſt, in der grenzenloſen Sphäre der Allgegenwart Gottes geduldet zu werden. Ja, noch mehr, die gefallene Welt, der Schauplatz der Sünde und des Todes, iſt durch göttliche Künſte genöthiget, noch mehr als jene unſchuldigen, jene himmliſchen Welten, die in urſprünglicher Schönheit glänzen, ihren Schöpfer zu verherrlichen.

Damit dir dieſes klarer werde, ſo erinnere dich, daß es eine natürliche Folge der Schwäche des menſchlichen Verſtandes iſt, wenn du in einem Ganzen, das aus unendlich vielen Theilen zuſammengeſetzt iſt, Unordnung findeſt. Denn eben ſo ſcheinen auch die Sterne, die in heitrer Nacht aus den Tiefen des Aethers hervorſchimmern, in ungefährer Verwirrung durcheinander geworfen; da du doch, als ich dich in den wahren Geſichtspunkt ſtellte, über die unausſprechliche Schönheit ihrer Anordnung entzückt wurdeſt. Eben ſo ſcheint öfters die menſchliche Welt ein Werk des Zufalls zu ſeyn, worin kein feſter Plan, keine Grundideen und Abſichten eines über das Ganze regierenden Geiſtes ſind; aber die Urſache dieſer Anſcheinung iſt in der Blödigkeit und engen Sphäre unſeres Auges. Der oberſte Geiſt, vor dem Alles aufgedeckt liegt, ſiehet die Harmonie mit ſeinen Abſichten, die einzige Schönheit, die vor ihm gilt; er ſieht Zuſammenhang und Ordnung in eben dieſer Welt, vor deren Anblick dir grauet, wenn du ſie nur von der dunkeln Seite anſchaueſt. Dem Menſchen ſoll genug ſeyn, zu wiſſen, daß Gott ſeine Abſichten erreicht ſieht. Die moraliſche Ordnung iſt eine unſichtbare Schönheit für euch, in viele Decken und Schleier eingehüllt, welche zuletzt fallen und euren erſtaunten Augen eine ganz vollkommene Geſtalt und untadelige Schönheit darſtellen werden.

Vielleicht erwarteſt du mehr von mir, als Vertröſtung und Hoffnung einer künftigen Erhöhung deines dämmernden Verſtandes. Aber es iſt euch in eurem jetzigen Zuſtand nichts nöthiger, als zu glauben, daß das Ganze gut ſey und zur Ehre des Schöpfers ausfallen werde, ob ihr gleich nicht deutlich einſehet, wie dieſes zugehe. Mache es wie Maria, die reinſte unter den Seelen, die jemals ein weibliches Herz belebt haben: als ſie über das, was ihr Gabriel ankündigte, beſtürzt war, weil ſie nicht begreifen konnte, wie es möglich ſey, ſo beruhigte ſie ſich doch vollkommen, ſobald ihr der Engel antwortete: Die Kraft des Allerhöchſten wird dich überſchatten. So oft Zweifel dein Gemüth bewölken, ſo oft die ſittliche Unordnung auf Erden und die Labyrinthe der göttlichen Wege deine Gedanken verwirren, ſo ſtille dich ſelbſt nach dem Beiſpiel des Patriarchen mit der Verſicherung: Der Herr wird's beſorgen!

Indeſſen iſt es möglich, auch ehe die Zeit des Glaubens ſich in die Zeit des Anſchauens verwandelt, mitten durch die Decken, von denen ich dir ſagte, einige Blicke in die verborgene Schönheit der Welt zu thun, deren Fall dein frommes Herz beklagt.

Meineſt du wohl, daß eben dieſe gefallne Welt Schönheiten, ſelbſt in den Augen des Ewigen, hat, welche keine andere Sphäre zeigen kann? — Eine kleine Ueberlegung wird dir zeigen, daß es Tugenden unter euch gibt, die nur in einer gefallnen Welt möglich ſind. Was iſt ſchöner als die Geduld einer gefühlvollen Seele, die ſich willig ihren Leiden unterzieht, weil ſie glaubt, daß ſie ihr von der Hand des Herrn auferlegt ſind? Was iſt herrlicher als der Kampf des Tugendhaften mit ſeinen Leidenſchaften? Je mehr Hinderniſſe die Tugend zu beſiegen hat, deſto heller und größer

bricht ſie hervor; der Widerſtand nöthigt ſie, alle ihre Kräfte zuſammen zu faſſen. Der Sieg iſt deſto edler, je mehr er koſtet, und die Tugend deſto größer, je ſchwieriger ſie iſt. Die Keuſchheit eines Joſephs iſt in gewiſſer Abſicht ſchöner, als die Reinigkeit eines Seraphs; denn jener mußte Reizungen verachten, denen faſt alle Menſchen unterliegen; er mußte in eben demſelben Augenblick die Schönheit und die Wolluſt, Zulika und ſich ſelbſt uberwinden. —

Wie oft ergetzen wir uns, obgleich euren Augen unſichtbar, wenn wir Seelen ſehen, welche mitten im Gedränge der bethörten Sterblichen die Wahrheit ſuchen, unermüdet, ob ſie ihnen gleich immer wieder zu entfliehen ſcheint; Seelen, die vom Beiſpiel der Welt unverderbt auf dem Weg der Redlichkeit fortgehen, die in innerlicher Stille über ſich ſelbſt wachen, die einen Bund mit ihren Augen machen und ihren Sinnen einen Zügel anlegen, die über ihre kleinſten Fehler zittern und jeden neuen Schritt auf der Bahn der Vollkommenheit für einen Gewinn anſehen; Seelen, welche der Anblick des Todes, mit allen ſeinen Schreckniſſen bewaffnet, nicht bewegen kann, die Wahrheit zu verleugnen. Solche Seelen zu ſehen, iſt für himmliſche Geiſter entzückend; wir ſpähen ſie ſorgfältig aus; die Niedrigkeit, die ſie verhüllet, kann ſie vor unſern Blicken nicht verbergen; die Welt ſieht nur ihre äußere Geſtalt, wir bewundern die inwendige Schönheit, die für den Himmel reifet.

Iſt es nicht ein wunderbares, ein erſtaunliches Schauſpiel und himmliſcher Zuſchauer würdig, in einer Welt, wo das Böſe ſeinen Sitz aufgeſchlagen zu haben ſcheint, engliſche Tugenden, göttliche Schönheiten zu ſehen? Aber Alles dieſes iſt ein Werk der Gnade; nur der Geiſt,

99802

deſſen Weisheit Liebe, deſſen Liebe Allmacht iſt, konnte ein ſolches Werk ausführen; nur er kann eben dieſe Welt, die ihm Satan entwenden wollte, eben dieſe Welt, die ihren Schöpfer zu verunehren drohete, zum herrlichen Schauplatz ſeiner wundervollen Vollkommenheiten und zum Augenmerk aller Engel und Geiſter machen.

Platonische Betrachtungen

über den Menschen.

1755.

In der unendlichen Leiter der lebenden und beſeelten Geſchöpfe ſteht der Menſch, wie es ſcheint, in der Mitte und verbindet die Welt der Geiſter mit dem unabſehbaren Reiche der Thiere. Seiner Geſtalt nach ſcheinet er weiter nichts als das ſchönſte und vornehmſte unter den Thieren; aber ſeine Werke zeigen, daß engliſche Fähigkeiten in dieſen Leib eingeſchränkt ſind. Die Vernunft gibt auch ſeinem ſinnlichen Vermögen eine unendlich weitere Ausdehnung als den andern Thieren. Mit Augen, welche ſchwächer ſind als des Adlers, ſieht er die entfernteſten Geſtirne, dringt in die Tiefen des Meeres und entblößt das Eingeweide der Erde. Seine Einbildungskraft entdeckt ihm unzählbare Welten und ahmet von ferne dem Schöpfer nach, der in einem Anblick einen Himmel voll Ordnung und Schönheit aus dem Nichts hervorrufen kann. Er holt das Vergangene zurück und gibt ihm eine zweite Wirklichkeit; er überſchaut das Gegenwärtige und deckt ſogar den Vorhang der Zukunft auf. Durch die Fähigkeit, ſeine Begriffe in Ordnung zu bringen, iſt er im Stand, unzählige Empfindungen und Vorſtellungen zu erhalten, die ſich ſonſt in der Menge verloren hätten. Und durch das Vermögen, die Regel des Schönen und Angenehmen zu entdecken, kann er die Grenzen ſeiner Vergnügen faſt ins Unendliche erweitern. — Nehmet ihm die Vernunft und laſſet nur das Thier übrig: der Menſch wird in einem ſehr kleinen Kreiſe empfinden, er wird immer die

gleichen Vorstellungen haben, er wird wenigen Trieben der Natur immer gleich genug thun; jeder Tag wird ihm der vorige seyn, er wird eine Uhr seyn, die immer gleich läuft, bis sie die Bewegung verliert. Ein Thier ist nicht Meister weder über die Eindrücke, die es von außen bekommt, noch über die Triebe, die dadurch erregt werden. Es kann weder seine Freuden vergrößern, noch seine Schmerzen verringern. Der Mensch empfindet fast jedes Vergnügen dreifach und jedes Mal mit eigenen Reizungen begleitet. Er sieht es zum voraus, er genießt es, eh' es da ist, und die Hoffnung vergrößert es vor seinen Augen. Nachdem er es genossen hat, kann er es wieder erneuern, so oft er will, und vermittelst einer kleinen Entzückung, welche durch die wunderbaren Triebfedern der Imagination hervorgebracht wird, es fast bis zur Lebhaftigkeit der wirklichen Empfindung erhöhen. Seine Gefühle sind feiner, ordentlicher und verknüpfter, und sie sind auch mehr in seiner Gewalt. Selbst die widrigen sind es; denn er kann sie verkleinern, entfernen oder mit angenehmen Farben übermalen; ja, so groß ist die Gewalt der Vernunft, daß sie aus dem Schmerz selbst Vergnügen erzwingen kann.

So große Einflüsse hat die Vernunft auf die sinnlichen Kräfte der Seele. Sie erhöhet, verschönert und erweitert sie und adelt das Thier zu einer Art von Engeln.

Aber wie vortrefflich ist diese Vernunft, an sich selbst betrachtet, und wie groß macht sie den Menschen, da sie das Reich der Wahrheit vor ihm aufschließt und ihn in den ewigen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterweiset! Sie führt ihn von Stufe zu Stufe bis zum unendlichen vollkommnen Wesen; — doch sie braucht dazu keinen so langen Weg; sie zeigt es ihm in einem jeden Object, in einer

Blume des Feldes, in einem Insect, das seine Flügel in den Sonnenstrahlen entfaltet. Sie zeigt ihm mehr in der Natur, als die bloßen Augen dem Thier zeigen; sie liest darin die Gedanken Gottes, den Entwurf und die Absichten des Schöpfers, die Tugenden der vollkommnen Güte. Dieses innere Auge übertrifft Myriaden von leiblichen Augen, sagt Plato; denn durch dieses entdecken wir die Dinge, wie sie sind. Es siehet, wie aus Gott, dem ewigen Ursprung dessen, was möglich und wirklich ist, das ganze System der Wahrheiten fließt und in ihm wieder zusammenlauft. Es lehrt uns die Gesetze der Glückseligkeit, die Richtschnur aller Bewegungen unserer Seelen, aller Handlungen des ganzen Menschen, und zeigt, daß die Grundgesetze, von denen das Wohl der Menschen abhängt, eben dieselben sind, welchen jeder Erzengel gehorcht, eben dieselben, nach welchen Gott selbst handelt.

Lasset uns jetzt einen Blick thun auf das, was der Mensch auf diesem Planeten ausgerichtet hat, der zum ersten Theater seiner Fähigkeiten geschaffen worden. Allenthalben werden wir den Beherrscher der Erde finden. Hier sehen wir Wüsten zu blühenden Gärten umgeschaffen, Wildnisse und grauenvolle Wälder in fruchtbare Ebnen verwandelt und genöthigt, unzähligen Einwohnern Ueberfluß zu geben, ganze Länder dem Wasser entrissen, Felsen in bequeme Wohnungen der Menschen ausgehauen. Hier zeugen Pyramiden und Tempel von der allmächtigen Kunst des Menschen. Die bloßen Ruinen von Persepolis sind Denkmäler, daß einmal Geschöpfe da gewohnt haben, welche der Natur befehlen konnten. Sehet dort einen Praxiteles dem todten Marmor Leben und Anmuth geben und Halbgötter aus Steinen hervorziehen! — Hier ist eine leere Tafel und etwas geriebne Erde.

In weniger Zeit wird die Hand eines Apelles, welche einem unſichtbaren Geiſte nacharbeitet, unſere Augen mit der reizenden Geſtalt einer Nymphe bezaubern, die von keiner lebenden Schönen ohne Eiferſucht geſehen wird. — Wer wird glauben, daß in dieſen ſtummen Saiten Harmonien verborgen ſind, welche das Herz ſchmelzen und die Seele in wenigen Minuten durch den ganzen Labyrinth der Leidenſchaften fortreißen? Aber laſſet einen Tonkünſtler mit Fingern, deren jeder eine Seele zu haben ſcheint, dieſe ſtummen Saiten beherrſchen, und ihr werdet lauter Ohr, lauter Harmonie werden, erſtaunen über das, was ein Menſch vermag.

Durch den Einfluß der Vernunft in das Herz wird die Tugend hervorgebracht, die allein das iſt, was den Menſchen ſeines Urhebers würdig machen kann; dieſe Güte, die ihre höchſte Freude im Glück aller Geſchöpfe findet; dieſe liebreichen Neigungen, welche immer beſchäftigt ſind, wohl zu thun; dieſe Liebe zu Allem, was uns durch Schönheit oder Vollkommenheit an das Göttliche erinnert; dieſe richtige Stimmung der Affecte und Empfindungen, welche mit der Vernunft oder den ewigen Geſetzen der Ordnung die angenehmſte Symphonie machen. Was iſt ſchöner als der tugendhafte Menſch? Und daß er es ſeyn könne, beweiſen eben dieſe Jahrbücher aller Zeiten, die durch die edeln, großmüthigen und wohlthätigen Beiſpiele rechtſchaffner Menſchen den Abſcheu mildern, den die Beiſpiele der Laſter und Ausſchweifungen der größern Anzahl uns gegen unſere eigne Natur einhauchen, und die uns Muth machen, zu glauben, daß weder die Gewalt einer zwingenden Fatalität, noch eine innerliche Bosheit unſerer Natur auch uns verhindern könne, ſo gut zu werden, als Menſchen bereits geweſen ſind.

Sollte nun der Menſch mit ſolchen Fähigkeiten nur für dieſen engen Kreis, für dieſe kurze Zeit, für ein Leben, welches eher einem Mittelſtand zwiſchen Seyn und Nichtſeyn als einem wahren Leben gleicht, geſchaffen ſeyn? — Wir wollen nicht lange muthmaßen. Ein göttliches Licht leuchtet hier, wo ſich die letzten Strahlen der Vernunft in Ungewißheit verlieren. Gott redet und entdeckt uns die Zukunft und ſeine Abſichten! Erhabne Abſichten! Glänzende Zukunft!

Der Menſch iſt einer unendlichen Veredlung fähig, der Menſch iſt für die Ewigkeit erſchaffen! Nur dieſe Wahrheit löſet das ſonſt unbegreifliche Räthſel der menſchlichen Begierden auf, die unter den unendlichen Dingen keinen Gegenſtand finden, der ſie erſchöpfen könnte. Dieſes dunkle Gefühl unſrer Beſtimmung, dieſer Hang zum Unendlichen arbeitet insgeheim in jeder menſchlichen Bruſt. Ein Alexander, der am äußerſten Geſtade des Oceans weint,

Daß, andre Welten zu bezwingen,
Der Himmel keine Brücke hat;

Nero, der durch ungeheure und gigantiſche Freuden den Ekel ſeiner Seele heilen will; — dieſe ſelbſt, ſo ſehr ſie ſonſt die menſchliche Natur verunehren, geben hierin ein Zeugniß ihrer angebornen Größe, die noch aus ihren Ruinen hervorſchimmert. Dieſe unerſättlichen Neigungen waren für das Unendliche beſtimmt.

Wie ſchön iſt dieſes Gemälde vom Menſchen, und wer wollte glauben, daß es nicht der Wahrheit gemäß ſey, oder daß die bloſe Einbildungskraft eines Dichters etwas Schöneres ſollte herausbringen können, als der Schöpfer ſchaffen wollte? Aber ich habe nichts Anderes vom Menſchen geſagt, als was Erfahrung und göttliche Orakel beſtätigen. Der Menſch iſt

ein vernünftiges Geſchöpf, ein Bild der Gottheit, ein Verwandter der Engel oder ein Engel in thieriſcher Geſtalt, welche durch den inwohnenden Geiſt geadelt und verſchönert wird; eines von den erhabenen Weſen, welche, gleich kleinen ſubordinirten Göttern, ihre Sphären beherrſchen und durch Weisheit und Güte an dem gemeinſchaftlichen Zweck des ganzen Weltſyſtems arbeiten. Engel ſind ſeine Geſchlechtsverwandte, Engel ſorgen für ihn und zeichnen ſeine Thaten auf. Der Menſch allein denkt klein vom Menſchen, ſagt Young. — Aber ſollte uns nicht eben dieſes an der Wahrheit unſeres Gemäldes zweifeln machen? — Nein. Der Menſch iſt in ſeiner Anlage und nach ſeiner Beſtimmung, wie wir ihn beſchrieben haben; es braucht nicht wenig, ein ſo herrliches Werk zu verunſtalten; aber auch in den Ueberbleibſeln der Zerſtümmlung entdecken wir genugſam ein bewundernswürdiges Werk eines göttlichen Verſtandes.

Die ganze Vollkommenheit des Menſchen beſteht in Fähigkeiten, die gleichſam in einander gewickelt im Schoß der Seele liegen und Zeit, glückliche Einflüſſe und die treibende Wärme gemäßigter Gemüthsbewegung nöthig haben, um zur Wirklichkeit hervorzublühen. Wird der Ausbruch dieſer Fähigkeit gehemmt, wird entweder der Anbau der Seele ganz und gar oder doch darin die gehörige Ordnung und Aufmerkſamkeit auf den Fingerzeig der Natur verſäumt; ſo muß nothwendig eine Mißgeſtalt herauskommen, welche durch ihre Ungleichheiten und den Mangel an Ebenmaß den Weiſen ſelbſt im Zweifel läßt, wie er ihr Daſeyn in einem ſo vollkommnen und regelmäßigen Syſtem, als die Welt Gottes iſt, rechtfertigen ſoll.

Die Natur des Menſchen iſt eine ſehr hinfällige Schönheit. Dieſe Bemerkung wird von allen Kennern gemacht und,

wie ich befürchte, zuweilen mißbraucht. Gewiß ist, daß die Verhältnisse der Seelenkräfte unter einander so fein sind, daß es sehr leicht ist, die Harmonie derselben zu verletzen. Eine einzige kleine Unrichtigkeit zieht eine ganze Reihe kleiner Unrichtigkeiten nach sich, aus welchen zuletzt sehr große Uebel entstehen. Und weil zur Tugend oder zur Richtigkeit und Gesundheit der Seele eine wohl abgemessene Wirksamkeit aller Seelenkräfte, zum Laster hingegen nur eine übermäßige Bewegung der Sinnlichkeit nöthig ist: so ist unleugbar das Laster leichter als die Tugend und gewinnt gar bald die Oberhand, da es durch so unzählig viel Wege sich in die Seele einschleicht und seinen Sitz in solchen Kräften nimmt, wo es so leicht Nahrung findet und um sich fressen kann. Wem der Zustand der Menschen nicht ganz fremd ist, der wird sich eher wundern, daß sie noch so gut, als daß sie so schlimm sind, wie die Erfahrung sie zeigt.

Die goldenen Zeiten, wenn sie jemals außer den Ideen der Dichter existirt haben, sind längst dahin, die Menschen sind nicht, was sie seyn könnten und sollten, obgleich dieß die göttlichen Absichten mit dem Menschen gar nicht umkehrt. Wir sind berechtigt, nach der obigen Abschilderung eines der schönsten und liebenswürdigsten Geschöpfe auf diesem Planeten zu suchen; aber wir finden nur Ruinen oder verschüttete Ueberbleibsel, die entweder verstümmelt oder nur halb und beschmutzt aus dem Moder hervorragen. Es ist ganz natürlich, daß bei solcher Bewandtniß die Verschiedenheit, welche nach der Einrichtung des Schöpfers zu desto größrer Schönheit des ganzen menschlichen Systems dienen sollte, in eine so seltsame Ungleichheit ausgeartet ist, daß man oft Mühe hat, Geschöpfe, die so sehr disharmoniren, für Kinder eines Stammvaters zu erkennen. — Fast sollte man es satirischen

Köpfen unter den Heiden vergeben, daß ſie auf den Einfall gekommen ſind, die unbefiederten zweibeinigen Bewohner der Erde für lächerliche Mißgeburten zu halten, welche zum Vorſchein gekommen, da irgend eine Gottheit den wunderlichen Einfall gehabt, mit allem Fleiß groteske Arbeit zu machen.

Indeſſen findet man doch bei genauerem Anſchauen mehr Spuren der Hoheit der menſchlichen Natur und mehr wirklich Schönes in der menſchlichen Welt, als man finden würde, wenn man ſie nur aus den Urkunden eines Rabelais oder aus Gullivers Reiſen ſtudirte. Ich bin hiervon überzeugt worden, da ich gefunden oder zu finden vermeint habe (denn ſo ſollten wir uns gewöhnen zu ſagen), daß alle menſchenähnliche Geſchöpfe, denen die alten Schulweiſen das Reden, Lachen und Grauwerden, zuſammengenommen, als unterſcheidende Vorrechte vor andern Thieren zuerkannt haben, bei aller ihrer Verſchiedenheit der äußerlichen Figur, Farbe, Lebensart, Kleidung, Regierungsform, Religion und Sitten, ſich dennoch unter fünf Claſſen bringen laſſen, welche ſehr genaue Verhältniſſe unter einander haben und zuſammen kein ſo gar übel eingerichtetes Syſtem mit einander ausmachen. Ich will von einer jeden dieſer Claſſen, ſo kurz als die Deutlichkeit erlaubt, eine Beſchreibung geben.

Die erſte iſt die niedrigſte und dem Thierreich die nächſte. Ich rechne zu ihr den großen Haufen von Menſchen, deren beſter Theil nicht nur in ſeiner natürlichen Rohheit bleibt, ſondern überdas nach und nach ſo ſehr verunſtaltet wird, daß er auch die darunter hervorglimmende natürliche Schönheit faſt gänzlich verliert; deren zarte Fähigkeiten theils unentwickelt geblieben, theils im Bearbeiten verdorben werden; die nie zu wahren Menſchen reif werden. Ihre Unwiſſenheit

wird mit den Jahren zur Dummheit; und die sinnlichen Triebe, die mit ihnen aufwachsen und keiner gesetzmäßigen Gewalt gehorchen lernen, dünsten eine Menge Vorurtheile aus, welche den unterscheidenden Sinn des Guten und Bösen, das Vorrecht der menschlichen Natur, dicht überziehen; sie arten mit der Zeit in herrschende Neigungen aus, welche nur nach Beschaffenheit des Temperaments und der äußerlichen Umstände abgeändert sind. Diese Menschen sind also sehr sinnliche Geschöpfe, ungestüm in ihren Leidenschaften, wankelmüthig, kurzsichtig, eigensinnig und doch leichtgläubig und also leicht zu betrügen. Die Einbildung ist ihre Vernunft, der äußere Schein der Grund ihrer Entscheidung, ihres Wollens und Nichtwollens. Sie sind größtentheils dazu verurtheilt, nur für den Leib zu sorgen. Daher ziehen sie sich eine niedrige und thierische Denkart zu, daß sie sich niemals über die Erde, wo ihr Futter wächst, erheben können. Ihre Sitten sind so plump wie ihr Geschmack, ihre Vergnügungen sind wenig und von der gröbsten Art; hingegen vergrößert die Unwissenheit, der Aberglaube, die Furcht, die Kleinmüthigkeit die Zahl ihrer Uebel ungemein. Es ist kein Wunder, daß diese Art von Menschen das glückliche Leben nicht kennt, da sie so sehr wenig sind, was der Mensch seyn soll, und ein geheimer Instinct ihnen immer sagt, daß sie keine bloße Thiere sind, ob sie gleich von Tyrannen, die oft zu ihrer eignen Art gehören, so gehalten werden.

Man sieht leicht, daß daran nicht zu gedenken ist, daß diese Mittelgattung zwischen Menschen und Yahoos jemals zu etwas Höherm geadelt werde. Ich besorge, daß das so viel als unmöglich sey. Aber man sieht auch gleich, daß die Natur dieser Menschen sie nicht nur fähig, sondern es ih[illegible]

unentbehrlich macht, regiert zu werden. Wenn man sich theils ihrer Neigung zum Neuen und Wunderbaren, theils ihrer Trägheit und Furchtsamkeit und ihrer andern Leidenschaften klüglich zu bedienen weiß, so müssen eben diese helfen, sie in so vieler Ordnung zu erhalten, als nöthig ist, um zu verhindern, daß unsre Erde kein Chaos werde. Man muß nicht vergessen, daß es auch unter diesem Pöbel wieder Grade gibt; aber, wenn wir genau untersuchen, so wird der Unterschied zuletzt kaum größer seyn, als der Unterschied zwischen einer Hofcoquette im Gallakleid und zwischen einer Coquette im Mieder, oder zwischen einem Narren im Zwillichkittel und einem Narren mit einem Ordensbande.

In die andre Classe setze ich die große Menge der Leute von bessern Glücksumständen, welche Vergnügen und Zeitvertreib zum Zweck ihres Lebens machen. Diese werden beinahe den größten Theil jener beiden Welten ausmachen, die man die große und die schöne Welt zu nennen pflegt. Diese Leute scheinen unsre Erde für einen großen Maskeradeplatz anzusehen, wo es Jedem erlaubt ist, zu seyn, was er will, wenn nur die große Absicht erreicht wird, die Zeit zu tödten. Sie machen sich bekannter mit dieser Welt, als die erste Classe. Sie rennen nach Vergnügen; alle ihre übrigen Leidenschaften sind nur Aufwärterinnen des Hangs zum Vergnügen. Der Witz, dieser gefährliche Affe der Vernunft, ist ihr Abgott. Dieser lehrt sie die giftige, aber süße Kunst, sich selbst zu betrügen. Er setzt die Zukunft und jede ernste Wahrheit in Entfernung und Schatten und bläht kleine kindische Freuden zu Riesengröße auf. Er erhitzt die Phantasie und zeigt ihr lauter bezauberte Gegenden. Er erfindet andere Gesetze, als die ewigen Tafeln des göttlichen Willens; oder er verändert, [illegible]eitert sie und läßt sie nach. Der Mensch wird zu einem

feinen wollustathmenden Vieh gemacht, deſſen Freuden nur mannigfaltiger, weitläufiger und künſtlicher ſind als der übrigen Thiere. Ihre Seele ſcheint in ihrem Blute zu ſprudeln; ſolange dieſes wallet, ſo ſind ſie. Sie befinden ſich ſo wohl in dieſer Welt, daß ſie keine Zeit haben, an eine beſſere zu denken; und wenn es geſchehen würde, ſo müßten es Mahommeds Paradieſe ſeyn.

Dieſe Claſſe iſt allerdings von der erſten unterſchieden. Eine feinere Anlage, zartere Empfindungen, mehr Lebhaftigkeit des Geiſtes, Geſchmack, Witz und Artigkeit machen dieſen Unterſchied. Das, was ſie mit einander gemein haben, will ich jetzt nicht unterſuchen. Dieſe Leute ſind es, denen wir den angenehmen Mißbrauch der ſchönen Künſte, der den Gebrauch faſt ganz verdrängt hat, die Erfindung unzählig vieler Inſtrumente der Wolluſt, Zierrathen und Artigkeiten, Moden und Spiele — zu danken haben. Sie haben ganz gewiß einen Theil der Erde verſchönert, aber immer auf Unkoſten eines andern. Die Menſchen von der erſten Claſſe ſind die Sklaven der Vergnügungen ihrer Brüder von der zweiten. Sie müſſen ſich ermüden, dieſen die Nothdurft und die Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen, und werden gezwungen erfindſam zu ſeyn, um ſie immer mit neuen Spielwerken zu verſehen. So halten ſie einander wechſelsweiſe in Thätigkeit.

Wie ſchön und gut würden die Menſchen werden, wenn man ſie bereden könnte, die Gegenſtände ihrer Neigung mit beſſern zu verwechſeln und die Freude aus reinern Quellen zu ſchöpfen. Die Wahrheit kann etwas hierzu thun, wenn ſie ſich gefallen läßt, ſich mit Witz zu ſchminken. Doch wirkt ſelten etwas kräftiger auf ſolche weichliche Gemüther, als der Ueberdruß, das Alter, und was man Unglücksfälle zu nennen

pflegt. Die gewöhnlichen Wirkungen davon sind bei ihnen entweder Misanthropie, eine Art von Fieber, welches seine guten Stunden leidet, in denen sie sich ihrer ehemaligen Freuden wenigstens erinnern — oder ein gewisser fanatischer Schwung der Einbildungskraft und des Herzens, der eine Neigung hervorbringt, sich vom Leibe zu entkörpern, der seine Dienste versagt; eine große Verachtung dieser Welt, die uns verläßt, und eine schwärmende Sehnsucht nach der unsichtbaren, die jetzt am bequemsten ist, weil man, sie zu genießen, nur eine erhitzte Einbildung nöthig hat. Es ist bekannt, daß man vornehmlich dem schönern Theil des menschlichen Geschlechts Schuld gibt, daß viele desselben auf den Einfall kommen, reine Geister zu werden, nachdem sie sich genöthiget sehen, sich des Titels irdischer Engel zu begeben.

Diese beiden Classen haben das Unglück gemein, daß die sinnliche Seele den ganzen Menschen auf eine despotische Art beherrschet, woraus nothwendig tausend regellose excentrische Bewegungen und einheimische Unruhen entstehen müssen, welche oft seine ganze Glückseligkeit in Gefahr setzen.

Die dritte Classe wird von den speculativen Köpfen eingenommen, die einen beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts ausmachen, von jenem Grammatiker an, welcher ausrechnete, wie oft ein jeder Buchstabe im Homer vorkommt, bis zu dem Fakir, der sich bemüht, über den tiefsinnigsten Betrachtungen des Nichts, als des Ursprungs aller Dinge, selbst zu Nichts zu werden. Diese Leute scheinen nur Zuschauer in dieser Welt zu seyn, sie gaffen sie an, als ob sie weiter keine Verbindungen mit ihr hätten; und zu allem Unglück verschwenden die meisten ihre Aufmerksamkeit nur auf das, was ein weiser Mann kaum eines flüchtigen Anblicks werth hält.

Diese Classe theilt sich, gleich den vorigen, in viele besondere Gattungen ein. Einige, denen die Erde zu klein vorkommt (denn sie ist ja nur ein Sonnenstaub gegen das ganze Himmelssystem), haben sich gänzlich dem Himmel gewidmet, ob sie gleich an demselben fast nichts als Unordnung und Abweichungen von ihren Regeln sehen, welche sie sich bestmöglich aufzulösen bestreben. Man könnte glauben, sie borgten von den Sphären Feuer zur Erweckung und Nährung der Andacht und der Richtung der Seele gegen das Ewige; sie gewöhnten sich an eine höhere und reinere Denkart, als die andern Sterblichen, und an ein lebhafteres Gefühl der hohen Bestimmung der menschlichen Natur. Aber das ist es nicht. Sie rechnen nur aus, in was für einer Art von Linien sich die Planeten um die Sonne herumdrehen, oder wie weit der Hundsstern von der Erde absteht. — Andere nicht so hoch fliegende Geister begnügen sich demüthig an der Contemplation der Sommervögel und aller Arten von Ungeziefer; sie wissen ihre Zahl und nennen sie mit Namen. Andere kriechen unter dem Schutt alter Ruinen herum, sie verstehen sich auf Sprachen, die verloren gegangen sind, und erklären die geheimnißvollen Figuren auf dem Tisch der Isis. Andere zerquälen sich, den ganzen Umfang der Sittenlehre aus einem einzigen Grundsatz zu demonstriren; Andere beweisen die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft; Einige erfinden neue Lehrgebäude, um Andern die Mühe zu machen, sie wieder umzuwerfen. Einige speculiren so lange, bis sie an Allem, was ist, zu zweifeln anfangen; Andere beweisen durch eine lange Reihe von Schlüssen, daß es Mittag ist, wenn uns die Sonne auf den Wirbel brennt. Viele verbrauchen ihr Leben mit der Bemühung, alle Meinungen, Erfindungen, Träume und Wahrheiten, Gutes und Böses a[illegible]

andern Scribenten zusammenzulesen, ohne darauf zu sinnen, was sie mit diesem Schatz anfangen wollen. — Der größte Theil dieser wunderlichen Leute ermüdet sich in Kleinigkeiten, und die Wenigen, die sich mit wichtigern Dingen beschäftigen, haben das Unglück, die Wahrheit für einen bloßen Gegenstand der Betrachtung zu halten, für ein Ding, das, wie der Baum des Erkenntnisses, lieblich zum Anschauen ist. Sie gleichen den Hütern der schönen Sklavinnen eines Sultans, welche zwar die Erlaubniß zu sehen, aber nicht das Recht zu genießen haben, oder den bezauberten Drachen in den alten Romanen, die in unterirdischen Höhlen große Schätze bewachen, deren Werth oder Gebrauch ihnen unbekannt ist.

Die vierte Classe ist (wie ich befürchte) viel weniger zahlreich als die vorige; und nun werden wir gleich errathen, daß sie die beste ist. Sie ist in der That die wahre Zierde der Erde, und wenn noch etwas auf derselben ist, das englische Blicke herabholen kann, so ist es das Leben dieser liebenswürdigen Menschen, welchen die Natur eine glückliche Anlage zu einer harmonischen Gemüthsart, eine feine Empfindung des Schönen und edle Neigungen zum Guten verliehen hat. Ohne einige Fähigkeiten in einem außerordentlichen Grad zu haben, sind sie scharfsichtig genug, das Wahre von dem Schein zu unterscheiden und durch die Verblendungen der Einbildungskraft, der Leidenschaft und Gewohnheit hindurchzudringen. Die Tugend scheint ein vorzügliches Recht an ihre Herzen zu haben. Sie verachten die Niederträchtigkeit der Seele, die nur sich selbst liebt. Ihre Freude ist Gutes thun. Die Neigung zum Vergnügen mag wohl hauptsächlich ihre Jugend beleben, sie wird aber von einer gleich starken Liebe zur Ehre bewacht, und beide leiten sie nach und nach zu den reinern Quellen der Tugend. Sie können irren, sie

können durch eine unvorsichtige Neigung geblendet oder auf Seitenwege gelockt werden. Aber ihr Herz ist keiner Bosheit, keiner Tücke, keines Neides, keiner Niederträchtigkeit fähig; ihr offner Verstand, die Güte ihres Gemüths, ihre Redlichkeit gegen sich selbst lassen sie nie weit verirren, bringen sie bald wieder zurück und befördern sie immer weiter. Diese allein sind zur Freundschaft und wahren Zärtlichkeit recht aufgelegt. Für sie ist die Natur schön, für sie sind so viel feine und beglückende Freuden in den Verbindungen der Gesellschaft. Sie genießen der Welt mit Vernunft, aber sie sind nicht an sie gefesselt. — Wenn es wahr ist, daß lebende Beispiele und redende Gemälde der Tugend mehr nutzen als moralische oder metaphysische Dissertationen, so trägt gewiß diese kleine Anzahl von thätigen Weisen, beiderlei Geschlechts, mehr zum wahren Vortheil der Menschen bei, als die ganze unabsehbare Welt der speculativen Gelehrten.

Mich dünkt, ich habe nun allen Sterblichen, so verschieden als sie immer scheinen mögen, ihre Classen angewiesen, bis auf die sonderbaren und seltnen Geister, die man über die übrigen Menschen so erhaben gefunden hat, daß man sie mit dem Namen Genien zu unterscheiden pflegt, welcher sonst Wesen von höherer Ordnung andeutet. Ihre Anzahl ist so groß, als es Gott zur Erhaltung der moralischen Ordnung oder zur Züchtigung der Menschen nöthig findet. Denn es gibt gutthätige und böse Genien. Beide kommen darin überein, daß sie ungewöhnliche Fähigkeiten und, wenn ich so sagen darf, etwas Kolossalisches in der Gestalt ihres Geistes haben. Von Jugend auf unterscheidet sie eine brennende Begierde zum Wissen; ein Fleiß, den Hindernisse nur muthiger machen; eine Freiheit der Seele, die so ungelehrig ist, das Joch zu tragen, daß sie manchmal

auch die nothwendigen Schranken überſpringt; eine gewiſſe Begeiſterung der Imagination, die ihnen tauſend unbekannte Ideen aufdeckt, und etwas Heldenmäßiges im Herzen, das ſie zu großen Thaten fähig macht. Durch die Entwicklung und Ausbildung dieſer großen Fähigkeiten vermittelſt der Wiſſenſchaften, des Nachſinnens, der Kenntniß der Welt und der Erfahrung gelangen ſie zuletzt zu dieſer durchdringenden Schärfe des Geiſtes und männlichen Stärke des Gemüths, welche ſie ſo ſehr über die gemeinen Menſchen hinwegſetzt. Der Kreis, worin ſolche Kräfte wirken ſollen, muß nothwendig groß ſeyn. Sie ſind zu Geſetzgebern, zu Lehrern, zu Führern des menſchlichen Geſchlechts beſtimmt. Sie ſollen das Ganze überſehen, für das Ganze ſorgen. Von ihnen ſollen die Entwürfe herkommen, wie die Beſchwerden der Menſchen zu verringern ſind, und wie ihre Vortheile vermehrt werden können. Und eben, weil die Hinderniſſe, die der Ausführung im Wege liegen, an Zahl und Gewicht ſo groß ſind, wurden ſie mit ſo vieler Stärke, mit ſo weitſehenden hellen Einſichten, mit einem ſo lebhaften Inſtinct zum Großen und Ruhmwürdigen, mit einem ſo mächtigen Enthuſiasmus verſehen, damit ſie den Menſchen das Gute wirklich thun, was ſchwächere, obgleich gutwillige Geiſter ihnen nur wünſchen können. Diejenigen unter dieſen Genien, die ihrer Beſtimmung getreu ſind, ſind den engliſchen Schutzgeiſtern ähnlich, welche nach der frommen Meinung der Alten über die Welt wachen, die Sphären regieren und den Befehl des Schöpfers diesſeits des Himmels vollziehen. Sie haben Alles, was den übrigen Menſchen abgeht, um ſich ſelbſt glücklich zu machen; ſie ſind zum Regieren, wie dieſe zum Gehorchen gemacht. Sie vertreiben die Unwiſſenheit und bekriegen die Vorurtheile und praktiſchen

Irrthümer, tausendmal schädlichere Ungeheuer als diejenigen, deren Vertilgung dem Hercules einen Platz bei den griechischen Göttern verdiente. Sie bringen Licht, Wahrheit und Ordnung ins menschliche Leben. Sie lehren oder bewachen die heiligen Gesetze der Natur, welche die Quellen aller übrigen Gesetze sind. Sie bezähmen und mildern die Wildheit und Härte der Menschen, verbessern, bilden und poliren ihre Sitten; lehren sie das Anständige, das Edle, das Schöne — und so machen sie gewisser Maßen die Fabel wahr, welche der zaubrischen Laute des Orpheus die Kraft, wilde Thiere zu besänftigen, andichtete.

Wie traurig ist es, daß solche Fähigkeiten mißbraucht werden können! daß solche Geister ihres Endzwecks verfehlen und von ihrer Hoheit herabstürzen können; daß sie die wahre Ehre, Wohlthäter der Menschen zu seyn, aus den Augen verlieren und, von dem falschen Schimmer einer eingebildeten Göttlichkeit, von einer Chimäre, einem leeren Getön getäuscht, Zerstörer der Welt werden können. Wenn ich einen Alexander nach Lorbeern rennen sehe, so dünkt mich, ich sehe die Fähigkeit eines Engels Werke eines Insects verrichten. Sollen so kleine, so niederträchtige Begierden in himmlische Seelen kommen? Sich selbst beherrschen, ist die höchste Stufe der Hoheit. Wer dieß nicht kann, hat das Recht verloren, sich der Regierung der Menschen anzumaßen. Wie unglücklich ist es, wenn Helden unrichtig denken! Wie viel kommt es darauf an, daß diese wissen, was wahrhaftig groß und ruhmwürdig ist. Wie nöthig ist es, daß diese fühlen, daß sie von einem Höhern abhängen, daß seine Gesetze ihre Richtschnur sind, daß sie ihm nur im Wohlthun ähnlich seyn können! Ein Genie, der sich auf die schlimme Seite wendet, ein Erobrer, ein Zerstörer, ein

Verführer der Menschen ist ein desto häßlicheres Ungeheuer, je größer und liebenswürdiger er gewesen seyn würde, wenn er in seiner gehörigen Laufbahn geblieben wäre. Ein gefallner Engel ist tausendmal häßlicher, als der schlimmste Mensch.

Die Liebe zum Ruhm hat eigentlich nur bei großen Seelen Statt und wächst nur bei ihnen so groß, daß ihr alle übrige Neigungen Platz machen müssen. Was man bei Leuten, die eigentlich in die Classe des Pöbels gehören, Ruhmsucht und Ehrgeiz heißt, ist nur ein verkleideter Eigennutz; sie wünschen angesehen und groß zu seyn, um niedrigen Begierden desto besser nachhängen zu können. — Weil die Leidenschaften einmal die Winde sind, die uns in Bewegung setzen, so seh' ich diesen edeln Ehrgeiz großer Geister für nöthig an, um sie zu ihrer Bestimmung zu befördern und die Hindernisse zu überwinden. Wir sehen aber aus der Geschichte, wie schädliche Stürme er hervorbringt, wenn ihn die Vernunft nicht mäßigt und ihm die wahre Richtung gibt. Genien haben sich noch nie mit Kleinigkeiten beschäftiget. Ihre Bemühungen interessiren immer den Menschen, und das erstreckt sich bis auf ihre Spiele. Es gibt Leute, die in Kleinigkeiten groß sind; sie gehören aber in die dritte Classe.

Wir haben nun die Menschen, wie sie wirklich sind, in ihren verschiedenen Classen übersehen; und die Gradation verdient bemerkt zu werden, die sich in denselben zeigt. Wir fanden unreife, ungebildete Menschen, und dieser waren die meisten; Menschen, die nur die sinnlichen Vollkommenheiten ausbilden; solche, welche nur Intelligenzen seyn wollen; eine kleine Zahl von solchen, deren moralische Güte sie liebenswerth macht; und endlich ganz ausgewickelte, und

(soweit es diese Welt verstattet) vollständige Menschen, welche daher große und majestätische Geschöpfe seyn müssen. Wenn wir das Beste aus allen diesen Classen zusammennehmen, so bekommen wir den Menschen, den ich anfangs geschildert habe. Und so habe ich einen Theil meiner Absicht erreicht.

Das menschliche Geschlecht hat also unstreitig eine sehr schöne Seite. Aber was wollen wir uns schmeicheln? Sie wird von der häßlichen fast ganz verdunkelt. Ich erröthe, ich erschrecke, wenn ich die unzähligen Ausbrüche des Unsinns, die schwarzen Thaten, die Schande, womit so viele Menschen ihr Geschlecht gebrandmarkt haben, überdenke; wenn ich die Zahl und die Größe der Uebel bedenke, die uns drücken. Regellose, thierische Leidenschaften, die am gefährlichsten werden, wenn sie der Witz in seinen Schutz nimmt; niederträchtige Selbstheit, die alles in ihren Strudel hineinzieht, was sie erreichen kann; Vergessenheit der heiligsten, unwidersprechlichsten Pflichten, die wir gegen unsern Schöpfer und Oberherrn, gegen die Welt und die menschliche Gesellschaft haben; schändliche Heuchelei, womit man den Allwissenden selbst zu betrügen glaubt; Aberglauben, der der Ruhe und Ordnung des menschlichen Geschlechts allein mehr geschadet hat, als alle übrige Laster; Tyrannen und willkürliche Gewalt — mit einem Wort, ein so tiefer Grad der Unordnung, daß ich mir, unmittelbar unter demselben, nichts Anderes als ein moralisches Chaos denken kann. Der größte Haufen sind Sklaven, willenlose, gebundene, mißhandelte Sklaven; Sklaven der willkürlichen Gewalt, der Schwärmerei, der Gewohnheit und, was das Aergste ist, ihrer eigenen Unvernunft und ihrer Leidenschaften. Ohne diese innerliche Sklaverei hätten jene Ungeheuer keine Gewalt über sie. Und

was thun dieſe großen königlichen Geiſter, dieſe Genien, von denen man ſo viel erwarten ſollte? Die meiſten mißbrauchen ihre Obermacht, jene elenden und verführten Sklaven noch tiefer ins Verderben hineinzuführen, und glauben es am beſten gemacht zu haben, wenn ſie die Unglücklichen bereden können, freiwillig an die Schlachtbank zu gehen oder wenigſtens angenehm zu träumen, wenn ſie wachend unglücklich ſind. — Und dieſe ſcharfſichtigen denkenden Köpfe, welche die Geſchicklichkeit hätten, die Größe unſers Elends, ſeine Quellen und die dienlichſten Gegenmittel auszuſpähen? — Sie zählen den Sand des Meers, meſſen das Unermeßliche, wühlen im Eingeweide der Natur herum, als ob alle wichtige Geſchäfte ſchon gethan wären, und bringen ihr Leben mit Spitzfindigkeiten zu, deren größter Werth iſt, daß ſie dadurch abgehalten werden, etwas Schlimmeres zu thun. — Wie kränkend ſind dieſe nur allzu gegründeten Betrachtungen für ein Herz, das ein Gefühl für das Wohl oder Elend ſeiner Mitgeſchöpfe hat!

Es iſt wahr, daß es vortreffliche Geſetzgeber und Lehrer gegeben hat, — und wie wäre es auch ohne ſolche ergangen? Ich bewundre und ehre einen Konfucius, einen Minos, einen Lykurgus. — Ich erkenne die Stärke ihres Geiſtes, den weiten Umfang ihrer Einſichten, ihre tiefe Kenntniß der Menſchen. Die Entwürfe, die ſie gemacht haben, ſind, wie man ſie von der Schärfe ihres Geiſtes erwarten und zur Dauer eines wohleingerichteten Staats fordern konnte. Es iſt hier nicht die Abſicht, ſich in die Beurtheilung ihrer Geſetze und Anordnungen einzulaſſen. Man bemerke nur, daß keiner von dieſen großen Geiſtern eine beſſere als eine politiſche Tugend in ſeinem Staat pflanzen wollte. Sie machten alle Ueberlegungen, welche ſie zu ihrem Zwecke machen mußten. Sie

kannten die Leute, die sich vor sich hatten, ihre Lebensart und alle äußerliche Umstände, von denen sie abhingen; sie übersahen das Gegenwärtige und schauten tief in die Zukunft. — Aber sie nahmen sich die Freiheit, der menschlichen Natur Gewalt zu thun, um ihre Absichten zu erreichen; riefen Unwissenheit, Betrug und Aberglauben zu Hülfe; bekümmerten sich wenig um die Abweichung ihres Systems von den unveränderlichen und göttlichen Gesetzen der Natur, welche ohne Unterschied des Orts, der Zeit, des Klima, des Nationalcharakters alle Menschen verbinden. Große Fehler, welche nothwendig großen Schaden thun mußten. Sie sahen, ungeachtet alles ihres Scharfsinns, nicht tief genug in die Natur und Bestimmung des Menschen. Sie vernachlässigten seine unmittelbare Abhängigkeit von Gott (die Grundfeste aller Wahrheit, aller Gesetze und Verbindungen) und wußten oder bedachten nicht, daß der Mensch für die Ewigkeit erschaffen ist.

Ist denn kein Gesetzgeber, der den Menschen ganz und gar durchschaut und seine Absichten auf Alle ausgedehnt hat? dem der Indianer im Federnkleide, der glühende Mohr, der wollüstige Perßaner, der träge Lappländer, der flatternde Franzose, und der tiefsinnige Engländer, Alle gehorchen könnten? und dessen Gesetze die Fehler des Klima, des Temperaments, des Nationalcharakters, welchen die übrigen Gesetzgeber so viel nachsehen, verbessern und einschränken würden? — Gesetze, die den Trägen beleben, den Hitzigen mäßigen, den Wilden besänftigen; die dem Huronen, dem Kaffern, dem Indianer, dem Europäer, dem Grönländer gleich wohlgefallen müssen? Einfache wenige Gesetze, die sich auf ein unfehlbares Ansehen gründen, die ihre Belohnung mit sich führen, die auf Grundsätzen stehen, welche uns die höchste Glückseligkeit versichern.

Wenn solche Gesetze sind, würde Sokrates sagen, so muß sie Gott gemacht haben. Und wirklich hat sie Gott gemacht. Es sind keine andere, als die Gesetze der moralischen Tugend, mit den allmächtigen Beweggründen der christlichen Religion unterstützt. Die Seele des Christenthums besteht in der lebendigen Erkenntniß dieser beiden Grundsätze: daß Gott, der Schöpfer, Oberherr und Richter der Menschen, zugleich ihr Vater und Erbarmer ist und sich alle mögliche gütigen Verhältnisse gegen uns gegeben hat, um sich uns auf alle mögliche Weise zu verbinden; und dann: daß der Mensch, der für die Ewigkeit geschaffen ist, dieses Leben nie anders als in Verhältniß mit dem künftigen ansehen soll, von welchem es erst seinen Werth und wahre Bestimmung erhält.

Der Mensch ist als Geschöpf, als vernünftiges Geschöpf, als ein zum Handeln geschicktes Geschöpf den allgemeinen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterthan, welche diese Welt zu dem, was sie ist, machen. — Diesen Gesetzen gehorchen, ist der Stimme Gottes gehorchen. — Und, als ein unsterbliches und im Himmel entsprungenes Wesen, muß er leben, wie es der Würde seiner Natur und der Hoheit seines künftigen Standes gemäß ist.

Sein gegenwärtiges Leben muß als eine beständige Uebereinstimmung mit den Gesetzen Gottes und eine ernste Vorbereitung auf das künftige seyn.

Schon längst hat die allgemeine Erfahrung gelehrt, daß Ehrfurcht vor Gott und Hoffnung eines ewig glücklichen Zustandes nach dem Tode sehr viel über des Menschen Herz und Sinne vermögen. Alle Völker haben Proben hievon gegeben. Der Fehler ist nur, daß man diese beiden Gefühle nicht genug geltend macht und sich nicht ihrer ganzen Stärke bedient.

Man treffe, um dem Glauben an Gott und Unſterblichkeit die Herrſchaft über unſere Seele zu verſchaffen, nur ſo viele Anſtalten, als Lykurgus, um Liebe zum Vaterland und Streitbarkeit in ſeinem kleinen Staate zu den Alles bewegenden Triebrädern zu machen; man ſchaffe nur, nach ſeinem Beiſpiel, alle entgegenſtehende Begriffe, Maximen und Gewohnheiten ab und richte hingegen Alles nach dieſen Grundideen ein, und der Erfolg kann und wird nicht ausbleiben. Oder ſollte es etwa unmöglich ſeyn, einen Staat nach denſelben einzurichten? Wahrlich, wofern die Republik des Lykurgus noch in der bloßen Idee exiſtirte, ſo würde ſie jeder Kenner der menſchlichen Natur für ungleich ſchwerer zu bewerkſtelligen halten, als eine Republik von Chriſten!

Was iſt eine ſchöne Seele?

Beispiele malen oft mit einem einzigen Zug unsre Idee besser als leere und schwankende Schulerklärungen. Was ich eine schöne Seele nenne, wüßte ich nicht anschaulicher zu machen, als durch etliche Beispiele aus dem schönen Werke meines Lieblingsautors unter den Alten, aus der Cyropädie des Sokratischen Xenophon.

Das erste gibt mir die junge Gemahlin des Tigranes, dieses liebenswürdigen Prinzen, dessen Klugheit und edle Gesinnungen zu eben der Zeit, da sie ihm die Achtung und das Vertrauen des Cyrus erwarben, seinen Vater und sein ganzes Haus vom Untergang retteten. Cyrus hatte mit dem besiegten Könige von Armenien, dem Vater dieses Prinzen, von dem Lösegeld gesprochen, welches er für die Zurückgabe seiner Gemahlin und seiner Kinder zu geben gedächte. Er wendete sich darauf an Tigranes: „Und wie viel würdest du geben, um deine Gemahlin wieder zu erhalten?" — Man muß aber wissen (sagt Xenophon), daß Tigranes erst seit Kurzem vermählt war und seine junge Gattin aufs zärtlichste liebte. — Ich, sagte der Prinz, ich würde sie eher mit meiner Seele loskaufen, ehe ich zugeben wollte, daß ein so liebenswürdiges Geschöpf dienen sollte. Cyrus fand das Recht eines solchen Liebhabers besser, als das Recht des Siegers, und gab sie ihm auf die edelste Art wieder. Er that noch mehr: er machte den armenischen Fürsten aus einem unwilligen Vasallen zu einem dankbaren Freund, schloß einen neuen Vertrag mit ihm, stellte seine Familie unentgeldlich auf freien Fuß und schloß die Scene mit einem freundschaftlichen Gastmahle.

Diese Umstände mußten voraus geschickt werden, um, was nun folgt, verständlich zu machen.

Als die Armenier mit ihren Frauen nach Hause fuhren (so fährt Xenophon fort), machte Cyrus den einzigen Inhalt ihres Gespräches aus. Der Eine erhob seinen Verstand, der Andere seine Tapferkeit, ein Dritter seine Leutseligkeit, und noch Jemand zuletzt seine Schönheit und stattliche Gestalt. Hier wandte sich Tigranes an seine junge Frau: Sage mir, Liebe, ist dir Cyrus auch so schön vorgekommen? — „Die Wahrheit zu sagen," antwortete sie, „ich habe ihn nicht angesehen." — Und wen sahest du denn an? — „Wen anders hätte ich ansehen können, als den, welcher sagte, daß er seine Seele geben würde, um mich von der Dienstbarkeit loszukaufen," erwiederte die junge Frau. — Diese junge Frau, vorausgesetzt, daß sie fühlte, was sie sagte, war, was ich eine schöne Seele nenne.

An eben dieser Stelle der Cyropädie wird eines Weisen Erwähnung gethan, der ehemals Hofmeister des Prinzen von Armenien gewesen war. Cyrus, der ihn vermißte, fragte den Tigranes nach ihm. — „Hat ihn nicht mein Vater hier hinrichten lassen?" versetzte der Prinz. — Und was hatte er denn Uebels gethan? fragte Cyrus. — „Mein Vater beschuldigte ihn, er verführte mich. Und doch, mein bester Cyrus, war es ein so guter, so rechtschaffener Mann, daß er mich noch unmittelbar vor seinem Tode zu sich bitten ließ, um mich zu beschwören, daß ich seine Hinrichtung meinem Vater verzeihen möchte. Er thut es nicht aus bösem Herzen, sprach er, sondern, weil er nicht weiß, was er thut. Was aber die Menschen aus Unwissenheit sündigen, das nehme ich ihnen so auf, als ob sie es wider Willen thäten." — Wie Schade um einen solchen Mann! rief Cyrus. — Dieser Mann,

meine Freunde, hatte, was ich eine ſchöne und zugleich eine große Seele nenne.

Noch ein Beiſpiel aus eben dieſem Sokratiſchen Heldenbuche! Wem ſollte wohl Panthea, die reizende und tugendhafte Gemahlin des Königs Abradates von Suſiane, unbekannt ſeyn? Es iſt augenſcheinlich, daß Xenophons Abſicht war, uns in dieſer Panthea das Ideal einer an Leib und Seele ſchönen Frau darzuſtellen. Sie war unter den Gefangenen, welche Cyrus in einem wider den König von Aſſyrien gewonnenen Treffen gemacht hatte. Cyrus übergab ſie dem Araspes, einem jungen Krieger, den er vorzüglich liebte, nachdem er ihm die ganze Wichtigkeit des Schatzes, den er ihm anvertraute, vorgeſtellt hatte. Sie wurde nach einem feſten Bergſchloſſe gebracht, und Araspes leiſtete ihr Geſellſchaft. Nun begegnete dem guten Jüngling wider Verhoffen etwas Menſchliches. Er wurde in die ſchöne Panthea verliebt, und ſeine Leidenſchaft gewann, nach langem Widerſtand, endlich ſo viel Gewalt über ihn, daß er ſich gezwungen fand (ſagt Xenophon), ſie um etwas anzuſprechen, das ihm die ſchöne Panthea, welche ihren abweſenden Gemahl inniglich liebte, nothwendig abſchlagen mußte. Gleichwohl wollte ſie bei Cyrus noch keine Klage deßwegen führen, weil ſie den jungen Mann nicht in Gefahr bringen wollte, einen ſo wichtigen Freund zu verlieren. Als der Unglückliche aber mit Gewalt zu drohen anfing, ſäumte ſie ſich nicht, dem Cyrus wiſſen zu laſſen, was für einem unſichern Hüter er ſie anvertraut habe. Sogleich berief Cyrus den Araspes zurück und fand ein Mittel, ihn mit guter Art von Panthea zu entfernen.

Dieſe Prinzeſſin benachrichtigte inzwiſchen ihren Gemahl von Allem, was er in Rückſicht ihrer dem großmüthigen

Cyrus ſchuldig war, und rieth ihm, ſich je bälder je lieber von der aſſyriſchen Partei loszumachen und der Freund eines jungen Helden zu werden, der durch ſeine Weisheit und Güte mehr Eroberungen machte als durch ſeine Waffen. Abradates folgte dem Rath ſeiner Gemahlin, und Panthea genoß das Vergnügen, die Stifterin eines ſchönen Bundes zu ſeyn und dem Cyrus ſein edles Betragen gegen ſie auf eine edle Art vergolten zu haben. Einige Zeit darauf kam es zwiſchen dieſem Prinzen und dem König Kröſus zu einer entſcheidenden Schlacht. Panthea hatte ihrem Gemahl ingeheim eine prächtige goldne Waffenrüſtung machen laſſen, und nun, da er ſich zum Treffen anſchickte, überraſchte ſie ihn damit unverhofft. Abradates bezeugte ihr ein angenehmes Erſtaunen darüber, daß ſie ſich ohne Bedenken habe entſchließen können, ihr koſtbarſtes Geſchmeide aufzuopfern, um es in einen ritterlichen Schmuck für ihren Mann zu verwandeln. „Habe ich einen andern Schmuck vonnöthen als dich, erwiederte ihm Panthea, und womit ſollte ich mehr prangen, als wenn dich Jedermann mit meinen Augen anſieht?“ Mit dieſen Worten legte ſie ihm die ſchönen Waffen an; aber, wiewohl ſie es zu verbergen ſuchte, ſchlichen ſich doch Thränen ihre Wangen herab. Abradates, der an ſich einer der ſchönſten Männer war, ſah in dieſer herrlichen Rüſtung ſo reizend und edel aus, daß man die Augen nicht von ihm verwenden konnte. (Ich erzähle immer mit Xenophons Worten.) Schon hatte er die Zügel in den Händen und war im Begriff, ſeinen Streitwagen zu beſteigen, als Panthea allen Anweſenden ſich zu entfernen winkte und mit dieſen, der edelſten Spartanerin würdigen Worten Abſchied von ihm nahm. „Abradates, ſprach ſie, wenn jemals ein Weib ihren Mann werther als ihre eigne Seele hielt,

ſo weißt du, ob ich eine von dieſen Weibern bin. Wozu ſollte ich viel Worte machen? Ich glaube dich durch meine Handlungen beſſer davon überzeugt zu haben, als durch Alles, was ich jetzt ſagen könnte, geſchehen würde. Aber, wiewohl ich ſo für dich geſinnt bin, wie du weißt, ſo ſchwör' ich dir doch bei deiner und meiner Liebe, daß ich lieber neben dir, als einem tapfern Mann, von gemeinſchaftlicher Erde bedeckt liegen, als, wenn du ohne Ehre zurück kämeſt, ehrlos mit einem Ehrloſen leben wollte. So denke ich, und ſo muß ich denken, wenn ich dich und mich den Beſten unter den Sterblichen gleich ſchätze. Ueberdieß, welchen Dank ſind wir nicht dem Cyrus ſchuldig, der, als das Kriegsglück mich zu ſeiner Sklavin machte, anſtatt ſich dieſes Vortheils wider meine Ehre zu bedienen, mein Beſchützer wurde und mich dir wie das Weib ſeines eigenen Bruders aufbewahrte! Können wir zu viel für den großmüthigen Mann thun, der ſo viel für uns gethan hat?"

Wer müßte der geweſen ſeyn, den eine ſolche Frau — in dem Augenblicke, da er von ihr ſchied, um ſie vielleicht nie wieder zu ſehen, nicht begeiſtert hätte? Mit Bewunderung und Entzücken legte Abradates ſeine Hand auf ihr Haupt, ſah gen Himmel auf und betete: Laß mich, o großer Orosmasdes, durch Thaten zeigen, daß ich würdig bin, der Mann dieſer Panthea und der Freund des Cyrus zu ſeyn! Mit dem letzten Worte entriß er ſich ihren Armen, ſtieg den Wagen hinauf, und die Thür ward hinter ihm zugeſchloſſen. Panthea, da ſie ihn ſelbſt nicht mehr erreichen konnte, folgte dem Wagen ſo lange, bis Abradates, da er es gewahr wurde, ſie bat, gutes Muthes zu ſeyn und ſich zu entfernen.

Xenophon malt ſeine Bilder ſelten aus; es ſind nur leichte Umriſſe; aber, o! wie viel mehr ſind dieſe Umriſſe werth,

als die Gemälde von tausend Andern, und wie stark ist nicht oft die Wirkung eines einzigen Zuges! „In der That, sagt er, machte Abradates und sein Wagen einen schönen Anblick, aber Niemand hatte Augen für ihn, bis Panthea weggegangen war.“

Abradates kam nicht lebendig aus der Schlacht zurück; aber er hatte sie gewinnen helfen und starb einen edeln Tod. Die Eroberung von Sardes, welche die unmittelbare Frucht dieses Sieges war, beschäftigte den Sieger so sehr, daß etliche Tage vorbeigingen, eh' er sich des unglücklichen Fürsten erinnerte. Wo ist Abradates? fragte er endlich. Man sagte ihm, er sey in der Schlacht umgekommen, und seine Gemahlin (setzte einer von den Bedienten hinzu) hat seinen Leichnam aufgesucht und auf ihrem eigenen Wagen mit sich hierher an das Ufer des Paktols gebracht, und während ihre Kämmerlinge und Sklaven sein Grab graben, sitzt sie auf der Erde, sein Haupt in ihren Knieen haltend, nachdem sie sich allen ihren Schmuck abgerissen, um ihn damit auszuschmücken.“

Cyrus eilt an den Ort dieses traurigen Schauspiels; aber, wie er die schöne Unglückliche mit dem Leichnam auf ihrem Schoß auf der Erde sitzen sieht, bricht ihm sein männliches Herz; seine Thränen fallen auf die Leiche herab. Du edle und getreue Seele, ruft er, so bist du gegangen, und uns hast du zurückgelassen. Er will ihn mit diesen Worten bei der Hand nehmen, und die Hand bleibt in der seinigen, denn sie war mit einem ägyptischen Säbel vom Arm getrennt worden. Dieser Umstand vermehrte den Schmerz des Cyrus; die Unglückliche schrie laut auf, nahm die geliebte Hand aus des Cyrus seiner, küßte sie und fügte sie wieder an, so gut sie konnte. So ist alles Uebrige zugerichtet, sagte sie. Aber wozu solltest du es sehen? — Und ich — ich weiß, daß ihm Alles das um meinetwillen widerfuhr. Ich Thörin war es, die ihn anreizte, Alles zu wagen, um sich als deinen Freund

zu beweiſen und deine Achtung zu verdienen. Und, o! ich bin gewiß, er dachte nicht, was ihm begegnen könnte, ſondern blos, was er thun wollte, um ſich dir angenehm zu machen. „Und ſo gab er, ohn' es zu bereuen, ſein Leben hin — und ich — ſitze hier neben ihm und athme!"

Cyrus antwortete ihr eine Zeit lang nur mit Thränen. Endlich, da er wieder Worte fand, bemühte er ſich, ſie durch die einzigen Vorſtellungen, die ihre Seele in einem ſolchen Zuſtand ertragen konnte, aufzurichten. Zugleich ließ er Alles vor ihr ausbreiten, was er zur Ausſchmückung des Leichnams und zu einer prächtigen Beſtattung herbei zu ſchaffen befohlen hatte. Und denke nicht, ſagte er, daß du nun verlaſſen ſeyeſt. Ich ehre deine Keuſchheit, deine ganze Tugend; ich werde nie aufhören, dir Beweiſe davon zu geben, und überdieß will ich dich Einem von den Meinigen übergeben, der dich geleiten ſoll, wohin du ſelbſt verlangſt. Sage nur, zu wem du gebracht werden willſt.

Sey ruhig, Cyrus, verſetzte Panthea; ich werde dir nicht verbergen, zu wem ich gehen will.

Cyrus mußte ſie verlaſſen. Er ging (ſagt Xenophon), und ihn jammerte des Weibes, das einen ſolchen Mann verloren, und des Mannes, der ein ſo vortreffliches Weib ſein genannt hatte und nun nicht mehr ſehen konnte. Panthea befahl jetzt ihren Kämmerlingen, ſich zu entfernen; laßt mich, ſprach ſie, bis ich mich recht ſatt über ihn geweint habe. Nur ihre Pflegemutter bat ſie zu bleiben. Wenn ich todt bin, ſagte ſie zu ihr, ſo hülle ihn und mich in das nämliche Tuch. Die unglückliche Alte fiel ihrer Königin zu Füßen, flehte ihr, keinen ſolchen Gedanken Raum zu geben. Aber Panthea durchbohrte ſich die Bruſt mit einem Dolche, den ſie ſchon lange auf dieſen Fall bei ſich trug, legte ihr Haupt auf ihres Mannes Herz und ſtarb.

Was iſt Wahrheit?

Dieſe Frage iſt dadurch, daß ſie ſchon ſo mannigmal durch den Mund eines Pilatus ging, nichts deſto ſchlechter geworden. Weſſen Augen blinzen nicht, wenn er mit dieſer Frage überraſcht wird? Schon tauſend- und zehntauſendmal entſchieden, wird ſie immer wieder als ein Räthſel aufgeworfen werden und in zehntauſendmal tauſend Fällen ein unauflösbares bleiben.

Aber, ſo gewiß dieß auch iſt, wehe denen, die eine boshafte Freude daran finden, der Schwäche unſers Geſichtes dadurch zu helfen, daß ſie uns vollends blind machen! Das Wahrſte von Allem, was jemals wahr genannt wurde, iſt: daß mitten unter allem Trug von Erſcheinungen, Geſpenſtern und Traumgebilden, wovon wir umgeben ſind, jeder Sterbliche gerade ſo viel Wahrheit auffaſſen kann, als er zu ſeiner eignen Nothdurft braucht.

Die Wahrheit iſt, wie alles Gute, etwas Verhältnißmäßiges. Es kann Vieles für die menſchliche Gattung wahr ſeyn, was es für höhere oder niedrigere Weſen nicht iſt, und eben ſo kann etwas von dem einen Menſchen mit innigſter Ueberzeugung als wahr empfunden und erkannt werden, was ein anderer mit gleich ſtarker Ueberzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.

Die Uebereinſtimmung eines Gefühls oder einer Vorſtellung mit den allgemein anerkannten Grundwahrheiten der

Vernunft ist eben so wenig als der Zusammenhang einer Vorstellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfassung eines Menschen ausmachen, ein sicheres Merkmal der Wahrheit. Jene läßt uns weiter nichts als die Möglichkeit der Sache erkennen, und dieser kann eben sowohl bei der wahresten Vorstellung fehlen, als bei der täuschendsten zugegen seyn. Geschieht nicht öfters, was Jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft betrügt die höchste Wahrscheinlichkeit? Erweitert sich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unserer Kenntniß der Natur und mit dem Anwachs unserer Erfahrungen? Daher zum Theil, daß Leichtgläubigkeit eine charakteristische Eigenschaft des hohen Alters ist, und, was seltsam scheinen mag, neben dem Unglauben besteht, der es nicht weniger ist. Kinder sind leichtgläubig aus Unwissenheit dessen, was möglich oder unmöglich ist; Alte sind es, weil sie so oft unglaubliche Dinge sich haben zutragen sehen, daß ihnen nichts mehr unglaublich scheint. Jene glauben Alles, weil sie das Mißtrauen noch nicht kennen; bei diesen ist Mißtrauen eine der bittern Früchte des Lebens und macht sie eben so geneigt, an Allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, Alles für möglich zu halten.

Die subtilste und kaltblütigste Vernunft hat von jeher die subtilsten Zweifler hervorgebracht. Karneades, Pyrrho, Sextus, le Vayer, Bayle, Hume waren Männer von großer Vernunft — und ich frage einen Jeden, der sich nicht erst seit ehegestern in der Welt umgesehen hat, was ist es, als gerade die kaltblütige, spitzfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhnische, immer voraussehende, immer raisonnirende Vernunft, was von jeder am geschäftigsten gewesen ist, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unseres armen

Erdenlebens, zu untergraben und umzustürzen? — Wer wollte darum verkennen, wie viel der Mensch diesem Strahle der Gottheit, dem wir den so sehr gemißbrauchten Namen Vernunft geben, schuldig ist? Allerdings kann sie nichts dafür, daß Sophisten und Witzlinge von je her ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben; aber, da der Mensch nun einmal diesen unglücklichen Hang hat, wehe ihm, wenn seine Vernunft die einzige Führerin seines Lebens ist!

Man hat sich schon so lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres Licht zum Leitstern ihres Glaubens und Lebens machen; man hat sie in Schimpf und Ernste bestritten, zu Boden gespottet und zu Boden raisonnirt: und dennoch haben unläugbar alle Menschen etwas, das die Stelle eines solchen innern Lichts vertritt, und das ist — das innige Bewußtseyn dessen, was wir fühlen. Unter allen Kennzeichen der Wahrheit ist dieß unläugbar das sicherste; vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt ist. Beweiset einem Menschen, seine Vernunft sey eine Zaubrerin, die ihn alle Augenblicke täusche und irre führe — das wird ihn noch nicht verwirren; beweiset ihm, daß er seinen Sinnen, seinem innern Gefühle nicht trauen dürfe — das verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre, daß euer Beweis seine volle Wirkung auf diesen Menschen thäte, so bliebe nichts übrig, als ihn stehenden Fußes ins Tollhaus zu führen.

Zum Glück ist der Glaube an sein eignes Gefühl gerade das, was sich der Mensch am schwersten und seltensten nehmen läßt, ja, was sich schwerlich irgend ein Mensch, wie schwach er immer sey, in irgend einem Falle nehmen läßt, wo er sich innigst bewußt ist, daß er gefühlt hat. Das Einzige,

wodurch er dahin gebracht werden könnte, an der Wahrheit seines eignen Gefühls oder, was eben dasselbe ist, an sich selbst und seinem eignen Daseyn zu zweifeln, wäre der Fall, in welchen (in einer der arabischen Erzählungen, die Herr Galland le Dormeur éveillé betitelt) der Kalife Harun Alraschid den armen Kaufmann Abu-Hassan durch einen Betrug, den dieser unmöglich entdecken konnte, versetzte; der aber auch, unvermeidlicher Weise, die Folge hatte, daß Abu-Hassan darüber in Raserei verfiel und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder hergestellt werden konnte.

Aber, sagt man, wie häufig sind die Fälle, wo ein Mensch durch seine Sinne oder durch sein inneres Gefühl betrogen wird? wo er, ohne darum ganz wahnsinnig zu seyn, für Empfindung hält, was bloße Einbildung ist? wo er einen Gegenstand in dem verfälschten Lichte der Leidenschaft oder des Vorurtheils sieht? u. s. w.

Unstreitig sind diese Fälle häufig. Und eben so häufig geschieht es, daß von Zweien, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, Beide betrogen werden; daß, während der Eine Jupiter ist und die sündige Welt mit Feuer zu zerstören droht — der Andere uns dagegen seines gnädigen Schutzes versichert, weil er Neptunus ist, der durch seine Gewässer den Brand gar leicht wieder löschen kann. — Aber alle diese Fälle vermögen gleichwohl nichts gegen die Grundveste des allgemeinen Menschensinnes; und der Glaube, den ein Jeder an sein eignes Gefühl hat, bleibt nichts desto minder in seiner vollen Kraft. Ich kann von der Natur, von unsichtbaren Mächten, kurz, von Ursachen, die ich nicht kenne, getäuscht werden; aber, solange ich mir bewußt bin, daß ich etwas gefühlt, beschaut, betastet habe — so glaube ich meinem Gefühl

mehr als einer ganzen Welt, die dagegen zeugte, und als allen Philosophen, die mir a priori beweisen wollten, ich träume oder rase.

Freilich ist es verdächtig, wenn ein Mensch in Sachen des Gefühls eine ganze Welt oder, was nicht viel besser ist, die vernünftigsten Leute in der Welt wider sich hat, oder wenn er in sehr zusammen gesetzten und verwickelten Dingen, in Sachen, die von scharfer Zergliederung und von richtiger Zusammenstellung und Verknüpfung einer Menge von Begriffen abhangen, welche selbst wieder Resultate von einer Menge andrerer sind, — es ist, sage ich, verdächtig, wenn Jemand in Sachen dieser Art dem Wege der scharfen Untersuchung ausweicht und immer nur auf sein Gefühl oder unser Gefühl provocirt. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Untersuchung stehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten, wer soll zwischen seiner Empfindung und der unsrigen oder zwischen unserer Vernunft und seinem Gefühl oder Glauben Richter seyn? Wo ist der Areopagus, wo sind die Amphiktyonen, deren Ausspruch man in solchen Fällen sich unterwerfen könnte, wollte, müßte?

In metaphysischen und ästhetischen Dingen, das ist, in Sachen, wo das Meiste auf Einbildung und Sinnesart ankommt, wäre das Billigste, einen Jeden im Besitz und Genuß dessen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu lassen, solange er Andere in Ruhe läßt. Wer hat ein Recht in seines Nachbars Verzäunung einzudringen und den Frieden seiner Hausgötter zu stören? Mag doch seine Melusine einen Fischschwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das Andere an? Aber freilich, sobald der Mann ins Kreuz und in die Quere auf allen Landstraßen herum reitet und

Alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß seine Prinzessin schöner ist als die ihrige, oder wohl gar, daß sie allein schön, und jedes andere Gesicht ein Meerkatzengesicht ist, — das ist etwas sehr Unangenehmes für Leute, die keine Lust haben, sich zu balgen; und wiewohl die irrenden Ritter, die solche Thaten thun, in den Augen kluger Leute ihre Entschuldigung unter dem Hute tragen; so mögen sie sich's doch selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann unter Maulesel-treiber und Preller fallen, die nicht so säuberlich mit ihnen verfahren.

Die Wahrheit (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniß spielen dürfen) flieht vor der keichenden Verfolgung ihrer feurigsten Liebhaber, um in die Arme dessen zu laufen, der sie weder erwartete, noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am ersten und genießt ihrer, wie der Luft, die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der sie überall sucht, findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann, daß sie ihm so nahe sey. Und sobald ihrer Zwei sich über ihren ausschließenden Besitz in die Haare gerathen, so darf man sicher rechnen, daß sie es ihnen macht, wie Angelika den beiden Rittern im Arioſt: während die tapfern Männer sich bei den Köpfen haben, geht die Dame davon und lacht über beide.

Ist dieß Bild zu komisch? — Nun, so ist hier ein anderes, das eben so gut zur Sache paßt. Die Wahrheit ist weder hier, noch da, — sie ist, wie die Gottheit und das Licht, worin sie wohnt, allenthalben: ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fühlen und seine Gefühle zu Gedanken erhöhen und seine Gedanken in ein Ganzes zusammen fassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge, ihr

Organ. Keinem offenbart sie sich ganz; Jeder sieht sie nur stückweise, nur von hinten oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte; Jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, Keiner die nämlichen —

Und was haben wir also zu thun?

Anstatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit sey? wer sie besitze? wer sie in ihrem schönsten Lichte gesehen? die meisten und deutlichsten Laute von ihr vernommen habe? — lasset uns in Frieden zusammen gehen oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächsten Baum uns hinsetzen und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr gesehen und gehört hat oder gesehen zu haben glaubt, und ja nicht böse darüber werden, wenn sich's von ungefähr entdeckt, daß wir falsch gesehen oder gehört oder gar (wie es brünstigen Liebhabern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttin umarmt haben.

Vor Allem aber, liebe Brüder, hüten wir uns vor der Thorheit, unsere Meinungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen und Andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es gibt einen, der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreifuße sitzend, alle seine Reden als Götterspruche von sich gibt. — Bescheidenheit würde uns vor dem Einen und vor dem Andern sicher stellen.

Wenn ein Mann auch so alt wäre, wie Nestor, und so weise, wie siebenmal sieben Weise zusammen genommen, so müßt' er doch — eben darum, weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben: daß man immer weniger

von den Dingen begreift, je mehr man davon weiß, daß gegen eine lichte Stelle, die wir in der unermeßlichen Nacht der Natur erblicken, zehntausend in Dämmerung und zehnmal zehntausend im Dunkeln vor uns liegen, und daß, wenn wir uns auch von diesem Erdklümpchen, das uns ein ungeheures Weltall scheint, bis zur Sonne aufschwingen und in ihrem Lichte dieß ganze Planetensystem mit allem seinem Inhalt und Zubehör so deutlich übersehen könnten, wie Jemand von der Spitze einer Terrasse seinen Garten übersieht, dieß nämliche Planetensystem nun abermal nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Natur.

Und wenn dann der weise Mann in einer so langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben diese Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdebewohner eine Eigenschaft der ganzen Natur ist, sich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur Strahlen aus allen übrigen zusammenlaufen, und wie unbegreiflich alle diese Strahlen, Beziehungen, Aus- und Einflüsse aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle einander durchschneiden und durchkreuzen; wie unmöglich es also ist, nur eine einzige Erscheinung, eine einzige Bewegung oder Wirkung eines einzigen Theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben so zu durchschauen, wie der, in dem sie lebt und webt und ist: beim Himmel! ich denke, das müßte den weisen Mann bescheiden gemacht haben, und es sollte mich nicht wundern, wenn er alle seine Urtheile und Meinungen in einem Tone vorbrächte, den ein Mann wie Elihu, der Sohn Barachiel von Bus, des Geschlechts Ram, mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers für baren Skepticismus halten müßte.

Ein Anderes iſt, wenn ein Eſel, dem der Herr den Mund aufthut, mit Zuverſichtlichkeit ſpricht: Dafür iſt aller Reſpect zu tragen; denn es iſt nicht der Eſel, ſondern ein Gott (dem es gleich viel gelten kann, durch welches Organ er ſich hörbar macht), der durch den Eſel ſpricht. Einem Menſchen aber — es ſey denn, er könne uns beweiſen, daß er ſich im Falle des beſagten Eſels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten Angeſichts und des Blicks gen Himmel, der ihm gegeben iſt, von Zeit zu Zeit auf ſeine Füße zu ſehen und — beſcheiden zu ſeyn.

Philoſophie.

Als Kunſt zu leben und Heilkunſt der Seele betrachtet.

Die Menschen haben gelebt und vielleicht Jahrtausende gelebt, eh' einer von ihnen auf den Gedanken kam, daß Leben eine Kunst seyn könnte; und nach aller Wahrscheinlichkeit ist jede andre Kunst, von den Künsten Tubalkains an — bis zur Kunst, Fliegen zu fangen (von welcher Schach Baham, ein Peritus in arte, versichert, daß es keine so leichte Sache sey, als viele Leute sich einbilden), schon längst erfunden gewesen, als endlich die scharfsinnigen Griechen, mit andern schönen Wissenschaften und Künsten, auch diese berühmte Kunst, zu leben, Philosophie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in Kunstform gebracht und auf einen hohen Grad der Verfeinerung getrieben haben.

Bei weitem der größte Theil der Menschenkinder ließ sich nie etwas von einer solchen Kunst träumen. Die Leute lebten, ohne zu wissen, wie sie es damit machten; ungefähr wie Herr Jourdain in Moliere's bürgerlichem Edelmann sein Leben lang Prose gesprochen hatte; oder wie wir Alle Athem holen, verdauen, uns auf mancherlei Art bewegen, wachsen und gedeihen, ohne daß unter Tausenden nur Einer weiß oder zu wissen verlangt, nach was für mechanischen Gesetzen und durch welche Verbindung von Ursachen das Alles geschehe. Und in diesem dicken Nebel der Unwissenheit leben bis auf diese Stunde nicht nur alle die unzähligen Völker in Asia, Africa, America und den Inseln des Südmeers, weiße und

olivenfarbne, ſchwarzgelbe und pechſchwarze, bärtige und unbärtige, beſchnittene und unbeſchnittene, tättowirte und nicht tättowirte, mit und ohne Ringe durch die Naſe, von den Rieſen in Patagonien bis zu den Zwergen an der Hudſonsbay u. ſ. f. — ſondern auch ſelbſt von dem größten Theile der Einwohner unſers aufgeklärten Europa's läßt ſich mit gutem Fuge behaupten, daß ſie von beſagter Kunſt, zu leben, eben ſo wenig wiſſen und ſich eben ſo wenig darum bekümmern, als das leichtſinnige Völkchen in Otahaity oder als die halb erſtarrten Bewohner des Feuerlandes, die kaum etwas mehr als Seekälber ſind.

Das Wunderbarſte bei der Sache iſt, daß alle dieſe Menſchen (die, nach einer ſehr billigen Berechnung, beinahe das ganze menſchliche Geſchlecht ausmachen) gleich ihren Voreltern bis auf Adam und Eva — die von wohl beſagter ſchönen Kunſt auch nichts wußten — deſſen ungeachtet ſo herzhaft drauflosleben, als ob ſie ausgemachte Meiſter darin wären; ja, daß der größte Theil dieſer Pfuſcher ſich ſo wohl dabei befindet, daß, in Rückſicht der ſämmtlichen weſentlichſten und wichtigſten Verrichtungen des menſchlichen Lebens, nicht leicht einer von den auf- und abgedungenen Meiſtern und Profeſſoren der Kunſt ſich neben ihnen ſehen laſſen darf.

Cicero ſagt irgendwo: die Natur ſey die beſte Führerin des Lebens, welches vermuthlich ſo viel ſagen ſoll, ſie zeige uns am beſten, wie wir uns durch dieß Erdenleben durchhelfen können; — ingleichen: man könne gar nicht fehlen, wenn man ſich von ihr führen laſſe. — Darauf müſſen ſich nun wohl von jeher die Menſchen verlaſſen haben. Eben dieſe Natur (dachten ſie), die uns athmen, eſſen und trinken, Hände und Füße brauchen lehrt u. ſ. w., lehrt uns auch unſre Sinne, unſer Gedächtniß, unſern Verſtand, alle

unſre übrigen Kräfte brauchen, lehrt uns auch, was ſich für uns ſchickt oder nicht. Es bedarf nur ſo vieler Aufmerkſamkeit, als uns jeder Gegenſtand ſelber abnöthigt, ſo ſehen oder fühlen wir, ob er Freund oder Feind iſt. Unſre Naſe und unſre Zunge lehren uns ohne allen andern Unterricht, welche Früchte, Kräuter, Wurzeln u. ſ. w. gut zu eſſen ſind; im Nothfalle lehrt es uns auch wohl der Hunger ohne viele Umſtände. Für alle unſre dringenden Bedürfniſſe hat die Natur geſorgt. Entweder iſt die Sache, die wir brauchen, ſchon da — ſo haben wir, was vonnöthen iſt, ſie zu ergreifen und zu genießen; oder wenigſtens ſind die Materialien dazu da — ſo haben wir gerade ſo viel Verſtand, und Kraft und natürliches Geſchick in unſern Gliedmaßen, um ſie zu unſerm Brauch und Zweck zu formen. Was dann aufs erſtemal nicht geht, geht beim zehnten oder zwanzigſten; und reichen zwei Arme nicht, ſo werden vier, ſechs oder acht damit zu Stande kommen. Jeder neue Verſuch ſetzt etwas zu unſerm Begriff von der Sache und zu unſrer Geſchicklichkeit zu; wir lernen durch Irren und Fehlen und werden Meiſter durch Uebung, ohne zu merken, wie es zugegangen iſt. Und eben dieſe Natur, die uns ſo weit bringt, verbirgt immer vor uns, was zu weit von uns liegt, als daß wir es, da wo wir ſind, erreichen könnten; lehrt uns zufrieden ſeyn mit dem, was wir haben, macht uns durch Unwiſſenheit glücklich und hat uns dieſe wohlthätige Trägheit, worüber die Weltverbeſſerer täglich ſo viel Klagen erheben, blos dazu gegeben, damit wir nicht, vor ewiger Unruhe, unſern Zuſtand zu beſſern, aus dem Regen in die Traufe gerathen, und es uns nicht alle Augenblicke ergehe, wie Jenem, der, um ſich beſſer zu befinden, ſich zu Tod arzneite und zur Grabſchrift erhielt: Per star meglio, sto qui.

So lehrt die Natur alle Menschen leben, die der guten Mutter nicht aus der Lehre und Zucht gelaufen sind; und in Allem dem ist, wie ihr seht, keine Kunst. Es ist die leibhafte Natur selbst. Das berühmte Quam multis non egeo! jenes alten Weisen ist die angeborne Philosophie aller Samojeden, Lappen, Eskimos u. s. w., eine Philosophie, worin die Neuholländer oder Neuwalliser (wie sich die ehrlichen Leute nach Willkür der gebietenden Herren mit den Feuerröhren nennen lassen müssen) es am weitesten gebracht zu haben scheinen. Man komme nicht und sage: ein solches Leben sey ein Austernleben. Nennt es, wenn ihr wollt, fortdauernde Kindheit: aber ehret die Natur, die diese ihre Kinder auf dem kürzesten Wege zu jenem Glücklichleben (beate vivere) führt, wohin wir aufgeklärte Leute vor lauter Menge der Wege, die dahin führen, so selten oder gar nie gelangen können.

Der weise Theophrast (nicht Paracelsus, sondern der Schüler und Thronfolger des göttlichen Aristoteles) lebte neunzig Jahre, und als er nun zum Sterben kam, beklagte er sich über die Natur; „daß sie dem Menschen so wenig Zeit zum Leben gegeben habe, und ein ehrlicher Kerl gerade dann sterben müsse, wenn er die Kunst, zu leben, endlich in etwas begriffen habe.“ — Wo hat ein Neu-Holländer jemals eine so unbillige Beschwerde geführt? Wenn er hundert Jahre alt geworden (was bei ihnen nichts Seltnes ist), so hat er just hundert Jahre gelebt und steht von dem Gastmahle der Natur gesättigt auf — und wahrlich von einem Gastmahle, wo die Natur so schlecht zu essen gibt, daß der strengste Candidat der Heiligsprechung es ohne Bedenken mithalten dürfte.

Aber — im Vorbeigehen zu sagen — ich glaube nichts weniger, als daß Theophrast die Albernheit gesagt habe

die man ihn ſagen läßt. Die Leute an ſeinem Bette verſtanden ihn nicht recht; und dann kam irgend ein Schulmeiſter lange hinter drein, wollte Sinn draus machen und machte, daß es eine Albernheit wurde. Ich wollte wetten, Theophraſt meinte weder mehr noch weniger damit, als: er bedaure, daß er vor ſechzig oder ſiebzig Jahren nicht ſchon ſo klug geweſen ſey, zu ſehen, daß er ſich die Mühe erſparen könne, das als Kunſt und Wiſſenſchaft zu ſtudiren, was ihn die Natur ohne Studium weit beſſer und ſichrer würde gelehrt haben, wenn er Einfalt des Sinnes gehabt hätte, auf ſie zu merken. — Nicht die unſchuldige Natur, ſondern ſeine eigne Thorheit klagte er an, wie die Meiſten es in ſeinem Falle zu machen pflegen, wiewohl ſie es eben ſo wohl bleiben laſſen könnten; denn wozu hilft Reue, wenn man keine Zeit mehr hat, es beſſer zu machen?

Bei Allem dem iſt meine Meinung keinesweges, der wohlgedachten Kunſt, zu leben, ihren Werth, ſo viel ſie deſſen haben mag, ſtreitig zu machen.

Es iſt irgendwo geſagt worden: die Kunſt ſey im Grunde nichts Anderes als die Natur ſelbſt, die durch den Menſchen, als ihr vollkommenſtes Werkzeug, dasjenige, was ſie gleichſam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Namen ausbilde und zur Vollkommenheit bringe — Wenn die Kunſt das iſt, und ſofern ſie das iſt, gebührt ihr alle Achtung.

Ja, auch alsdann, wenn ſie blos der geſchwächten oder verderbten Natur zu Hülfe kommt, iſt ſie, wie die Arzneikunſt, zuweilen wohlthätig, obgleich eben ſo ungewiß und oft eben ſo unvermögend. Wo die Natur nicht mehr zum Leben hinreichend ſeyn will, muß die Kunſt freilich flicken und ſtützen, kleiſtern und quackſalben, ſo gut ſie kann. Oder,

richtiger zu reden, auch auf dieſen Fall hat die gute allgemeine Mutter für ihr Lieblingskind geſorgt, hat Mittel in ihren Vorrathskammern für jede Wunde oder Krankheit des äußern und inwendigen Menſchen, ſo daß der Kunſt nichts übrig bleibt, als zu beobachten und darzureichen. Je einfacher dann ihre Mittel ſind, je weniger ſie daran künſtelt, deſto beſſer für den Leidenden! Der Erfolg aber muß doch immer von der Natur allein erwartet werden. Hat ſie noch Kräftegenug, ſich an der Hand der Kunſt aufzurichten, gut; wo nicht, ſo bleibt auch dieſer nichts übrig, als den Kranken — ſterben zu laſſen und den Todten — einzubalſamiren. Lebenskraft kann ſie nicht geben, wo keine iſt.

Es iſt ſchon lange, daß man der Philoſophie wegen dieſer Aehnlichkeit mit der Arzneikunſt den Namen der Medicin für die Seele gegeben hat; und wirklich ſcheint dieſe Qualification geſchickter zu ſeyn, ihr Zutritt zu verſchaffen, als wenn ſie Anſpruch macht, uns nach den Regeln ihrer Kunſt leben zu lehren. Denn welcher Menſch, der den freien Gebrauch ſeiner natürlichen Kräfte hat, fühlt nicht, daß er ohne ſie leben kann? Sobald ſie ſich hingegen nur als Arzt anbietet, ſo wiſſen die Geſunden, daß ſie nichts mit ihr zu verkehren haben.

Die Indianer in den Inſeln der Südſee kennen, wie es ſcheint, keine Arzneien; aber ſie wiſſen auch nichts von Krankheiten. Kleine Wunden oder Unpäßlichkeiten heilen bei ihnen von ſelbſt, und an den tödtlichen ſterben ſie — wie wir auch. Und weil ſie ſo glücklich ſind, von einer Seele an und für ſich keinen Begriff zu haben, ſondern ein Menſch ihnen immer ein Menſch aus einem Stück iſt: ſo wiſſen ſie auch nichts von beſondern Seelenkrankheiten; und wenn ſie ja zuweilen einen Anſtoß dieſer Art bekämen, ſo iſt die

Hungerkur, wozu sie mehr als zu viel Gelegenheit haben, ordentlicher Weise das kräftigste Heilmittel.

Ist es hingegen bei einem Volke mit der Verfeinerung schon so weit gekommen, daß Leib und Seele — anstatt daß beide nur eine Person seyn sollten — als zwei Mächte von verschiednem Interesse behandelt werden, wo (wie bei unartigen Eheleuten) jedes seine eigne Wirthschaft hat: was ist natürlicher, als daß aus einer so heillosen Ehe böse Folgen entstehen müssen? Der Mensch ist dann nicht mehr das edle Geschöpf, an dem Alles Sinn und Kraft und Seele oder (so zu sagen) alles Körperliche geistig und alles Geistige körperlich ist: er ist ein unnatürlicher centaurischer Zwitter von Thier und von Geist, wo Eines auf Unkosten des Andern lebt, das Thier sich Bedürfnisse, der Geist Leidenschaften, Entwürfe und Endzwecke macht, die der Naturmensch nicht kannte, Jedes das Andre nach Vermögen drückt, zerrt, ängstigt und erschöpft, und endlich eine ungeheure Menge Leibes- und Seelenkrankheiten die Früchte sind dieser Scheidung dessen, was Gott zusammengefügt hat. Da mag nun wohl, wenn das Uebel aufs Höchste gestiegen ist, jene Seelenarzneikunst ihre Hülfe zuweilen mit einigem Erfolg anbieten und entweder purgando, saignando et clysterizando diesem oder jenem Patienten einige Erleichterung — oder wenigstens durch angenehme Opiate etwas betrügliche Ruhe verschaffen. Aber man hat doch nie gesehen, daß sie fähig gewesen wäre, das Uebel aus dem Grunde zu heben; und man darf kühnlich behaupten, daß ein Volk, wenn es einmal in die Hände der beiden Heilgöttinnen gefallen, schon zum voraus unwiederbringlich verloren sey. Nicht eben, als ob man nothwendig von ihren Arzneien bersten müßte: sondern, weil, sobald man seine Zuflucht zu ihnen nimmt, das Uebel schon

zu weit gekommen ist, um eine völlige Wiederherstellung zuzulassen.

Ich sagte: die Philosophie könne als Arzneikunst für die Seele um so eher ihren Platz behaupten, weil die Gesunden dann wüßten, daß sie nichts mit ihr zu schaffen hätten. — Allein, wie alle Künste sich gern wichtiger machen, als sie sind, so hat auch diese Mittel gefunden, sich aller Welt als unentbehrlich aufzudringen. Sie gesteht nämlich (so wie ihre Schwester, die leibliche Arzneikunst) keinem Menschen zu, daß er gesund sey. Ihren Lehrsätzen und ihrem Ideal von Gesundheit nach ist die ganze Erde ein großes Narren- und Siechenhaus, und nicht Einer befindet sich wohl genug, um ihrer Vorschriften entbehren zu können. Zum Glück ist dieß eine Anmaßung, die man beiden nicht gelten läßt. Die Natur weiß nichts von Idealen. Solange ein Mensch sich gesund fühlt, hat er auch Recht, sich für gesund zu halten; und, ohne sich zu bekümmern, ob Jemand was dagegen einzuwenden habe, lebt er geradezu als ein Gesunder und liest (wie Voltaire's Zadig) keinen Buchstaben von allen den gelehrten Dissertationen, worin ihm die Herren beweisen, daß er unmöglich gesund seyn könne. Es gibt freilich Fälle, wo ein Kranker eben darum desto gefährlicher krank ist, weil er sein Uebel nicht fühlt: aber diese Fälle sind selten und können dem großen Haufen der sich wohl Befindenden an ihrem wohl hergebrachten Rechte, gesund zu seyn, keinen Abtrag thun.

Betrachtungen

über

J. J. Rousseau's

ursprünglichen Zustand des Menschen.

1770.

1.

Die Aufschrift über der Pforte des delphinischen Tempels:

„Lerne dich selbst kennen!"

enthielt ohne Zweifel ein wichtiges und in der That nicht leichtes Gebot.

Aber daß es, wie Rousseau versichert, „wichtiger und schwerer sey, als Alles, was die großen dicken Bücher der Moralisten enthalten," — ist (mit seiner Erlaubniß) nichts gesagt.

Diese Moralisten, von denen Rousseau so wenig zu halten scheint, konnten doch wohl keinen andern Zweck haben, als in ihren großen dicken Büchern den Inhalt dieses nämlichen γνωθι σεαυτον zu entwickeln. — Und daß unter so vielen, welche von Hermes Trismegistus Zeiten bis auf diesen Tag an der Auflösung dieses Räthsels gearbeitet haben, auch nicht einer es errathen haben sollte — wahrlich, das würde den Moralisten wenig Ehre machen!

Doch, gesetzt auch, sie hätten sammt und sonders, den guten Plutarch mit eingerechnet, ihre Mühe dabei verloren: so begreife ich doch nicht, wie wir weniger aus ihren Büchern lernen könnten, als — was uns die delphische Pforte lehrt, nämlich — „daß es dem Menschen gut sey, sich selbst zu kennen." — Und was haben wir da gelernt?

Der große Punkt ist, — wie wir es anzufangen haben, um zu dieser Erkenntniß zu gelangen? — und hierüber macht

uns dieſe Pforte nicht klüger, als der elendeſte Commentar, der jemals über die Ethik des Ariſtoteles geſchrieben worden iſt.

Der obige Ausſpruch unſers Freundes Jean Jaques iſt alſo, wie viel er auch beim erſten Anblick zu ſagen ſcheint, um nichts weiſer, als wenn Jemand ſagte: der erſte Vers des erſten Buchs Moſe enthalte unendliche Mal mehr Wahrheit, als die ſämmtlichen Werke aller Naturforſcher, weil am Ende doch Alles, was uns dieſe Biedermänner von Himmel und Erde lehren, nur ein ſehr kleiner Theil von dem iſt, was Himmel und Erde in ſich faſſen, und (wie Shakeſpeare's Hamlet ſagt) noch gar viel in beiden iſt, wovon ſich unſre Philoſophen (ſelbſt den neueſten, dem ſo viel davon träumt, nicht ausgenommen) wenig träumen laſſen.

2.

Mit aller Ehrerbietung, die wir den Modephiloſophen unſrer Zeit ſchuldig ſind, ſey es geſagt, daß ihre beredten Schriften von dergleichen Gedanken wimmeln, die nur ſo lange etwas Feines oder Großes oder Neues ſagen, als die Leſer gefällig oder bequem oder unwiſſend genug ſind, ſie für das gelten zu laſſen, wofür ihr Gepräge ſie ausgibt.

Was für Ungereimtheiten hat nicht die Begierde, etwas Neues, novum, audax, indictum ore alio, zu ſagen, ſchon oft die feinſten Köpfe ſagen gemacht! — Zumal in Zeiten, wie die unſern, da Witz und Beredſamkeit einen Freibrief haben, die geſunde Vernunft zu mißhandeln, wenn es nur auf eine ſinnreiche Art geſchieht; wo Hippiaſſe und Karneaden durch rhetoriſche Taſchenſpielerkünſte die Bewunderung

ihrer Zeitgenoſſen erſchleichen, und neuer Unſinn, in ſchöne Bilder gekleidet, mit ſpielenden Gegenſätzen verbrämt und mit den Schellen des redneriſchen Wohlklangs behangen, willkommner iſt, als die alte Vernunft in ihrem ſchlichten ſokratiſchen Mantel!

War es die Begierde, zu ſchimmern, oder war es Laune oder Miſanthropie, — oder ſollen wir glauben, daß es wirklich Liebe zur Wahrheit und Wohlneigung gegen das menſchliche Geſchlecht geweſen ſey, was den ſcharfſinnigen Schriftſteller, welchen wir vorhin zu tadeln uns die Freiheit genommen haben, bewegen konnte, mitten im achtzehnten Jahrhundert die Philoſophie der alten Gymnoſophiſten wieder in Achtung bringen zu wollen und, ohne Hoffnung, auch nur einen einzigen Schüler zu machen, den abenteuerlichen Satz zu behaupten: „daß der urſprüngliche Stand des Menſchen der Stand eines zahmen Thieres geweſen ſey," — und daß man allen Nationen, unter denen ſich (nach ſeinem Ausdruck) die Stimme des Himmels nicht habe hören laſſen, keinen beſſern Rath geben könne, als „in die Wälder zu den Orang-Utangs und den übrigen Affen, ihren Brüdern, zurückzukehren, aus welchen ſie eine unſelige Kette von Zufällen zu ihrem Unglücke herausgezogen habe."

Man braucht die Schriften dieſes ſonderbaren Mannes nur mit einer mittelmäßigen Gabe von Gutherzigkeit geleſen zu haben, um ſich gern überreden zu laſſen, daß vielleicht niemals ein Schriftſteller von der Güte ſeiner Abſichten und von der Wahrheit ſeiner Grillen ſo überzeugt geweſen ſey, als Rouſſeau. Man kann ſich nicht erwehren, dem Manne gut zu ſeyn, der die verhaßten Paradoxen mit einer ſo aufrichtigen Miene von Wohlmeinenheit vorbringt, — mit einer ſo ehrlichen Miene die ſeltſamſten Fehlſchlüſſe macht und uns

aus der Fülle seines Gefühls zuschwört, daß Alles gelb sey, ohne den kleinsten Verdacht zu haben, daß doch wohl vielleicht er selbst mit der Gelbsucht behaftet seyn könnte.

Und, gesetzt auch, der Zusammenhang seiner Grundsätze und der dogmatische Ton, den er, aller seiner Protestationen ungeachtet, aus so vollem Munde anstimmt, könnte einige Zweifel — —

Doch nein! Wir haben kein Recht, an der Aufrichtigkeit seiner Versicherung zu zweifeln; und niedrig wär' es, den Mann, der uns Gutes thun will, mit Vorwürfen zu verfolgen, weil er das Los aller Sterblichen erfahren und sich auf seinem Wege verirrt hat. Lassen wir die Anmaßung — die Herzen der Schriftsteller aufzureißen, um die geheimen Absichten derselben vor einen unbefugten Richterstuhl hervorzuziehen, lassen wir diese verwegene Anmaßung jener verachtenswürdigen Art von Gleißnern, welche unter dem scheinbaren Vorwande, die gute Sache zu vertheidigen, ihre eigenen lichtscheuen Absichten an der Vernunft und ihre Dummheit an dem Witze, wie der Affe seine Mißgestalt am Spiegel, rächen wollen.

Die Freiheit, zu philosophiren (welche, solange wir nicht mit dem Rousseauischen Menschen in die Wälder, oder, was noch ein wenig schlimmer wäre, solange wir nicht in die Barbarei der Gothen und Vandalen zurückzukehren gedenken, eine der stärksten Stützen der menschlichen Wohlfahrt ist), muß sich auf Alle erstrecken, welche von Gegenständen, die innerhalb des menschlichen Gesichtskreises liegen, ihre Meinung mit Bescheidenheit sagen, wie seltsam und widersinnig auch immer ihre Meinung scheinen mag. Wie oft ist etwas in der Folge als eine ehrwürdige und nützliche Wahrheit befunden worden, was anfangs alle Stimmen gegen

ſich hatte! — Und auch der Irrthum ſelbſt, dieſe nicht allezeit vermeidliche Krankheit der Seele, gibt Gelegenheit, den Mitteln beſſer nachzuforſchen, wodurch er geheilt werden kann, und wird dadurch wohlthätig für das menſchliche Geſchlecht.

3.

Ein Schauſpiel, das die Menſchlichkeit empört, wenn man es von der häßlichen Seite anſieht, — der Anblick der ausſchweifendſten Ueppigkeit und zügelloſeſten Verderbniß der Sitten in einer von den Hauptſtädten Europens, in dieſem modernen Babylon, — welchem ein Philoſoph im ſiebenten Stockwerke, um ſeiner liebenswürdigen Narrheiten, um ſeiner artigen Talente und auf den äußerſten Grad verfeinten Künſte willen, ſeine Laſter nicht ſo leicht verzeihen kann, als der Philoſoph zu Ferney, wenn er das Glück gehabt hat, wohl zu verdauen, aus ſeinem kleinen bezauberten Schloſſe; — der Anblick des Uebermuths, mit welchem die verächtliche Claſſe der Poppäen und Trimalcione des öffentlichen Elends, deſſen Werkzeuge ſie ſind, ſpotten; — der traurig machende Anblick eines unterdrückten Volks unter dem beſten der Könige: — ſolche Anſichten — aus einem Dachſtübchen betrachtet — ſind ſehr geſchickt, den Betrachtungen eines philoſophiſchen Zuſchauers über unſre Verfaſſungen, Künſte und Wiſſenſchaften eine ſolche Stärke zu geben und ein ſo ſchwermüthiges Helldunkel über ſie auszubreiten, daß man nichts Anderes nöthig hat, um zu begreifen, wie dieſer Philoſoph mit einer ſchwärmeriſchen Einbildungskraft, einem warmen Herzen und etwas galliger Reizbarkeit auf den Einfall kommen

konnte: „Es würde dieſem Volke beſſer ſeyn, gar keine Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften zu haben.“

Laßt in dieſem Augenblick eine Akademie die Frage aufwerfen: „ob Wiſſenſchaft und Kunſt dem menſchlichen Geſchlechte mehr Schaden oder Nutzen gebracht habe?“ — wird er wohl in einer ſolchen Gemüthsſtimmung Bedenken tragen, Wiſſenſchaften und Künſte, die er als Sklavinnen des Glücks und der Ueppigkeit, als Quellen der ſittlichen Verderbniß und Beförderinnen der Unterdrückung anſieht, für die wahre Urſache alles menſchlichen Elends zu erklären?

Und, noch voll von den lebhaften Gemälden, in welchen ihm ſeine Phantaſie die Evidenz dieſer vermeinten Wahrheit anzuſchauen gibt, — wird er nicht, wenn eine andere Akademie ſeine Galle durch die Frage herausfordert: „welches der Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen ſey, und inwiefern ſelbige durch das natürliche Geſetz berechtigt werde oder nicht?“ — die Auflöſung dieſes Problems ſchon gefunden zu haben glauben und uns mit dem zuverſichtlichſten Tone der Ueberzeugung überreden wollen: daß alles Uebel, wovon das menſchliche Geſchlecht gedrückt wird, blos aus dieſer Ungleichheit, als der wahren Büchſe der Pandora, hervorgegangen ſey, und daß es kein gewiſſeres Mittel, davon befreit zu werden, gebe, als alle Gewänder und Ausſchmückungen der Natur, alle unſre Wiſſenſchaften, Künſte, Polizei, Bequemlichkeiten, Wollüſte und Bedürfniſſe von uns zu werfen und nackend — gleich dem jungen Hottentotten auf dem Titelkupferſtiche ſeines Buches — zu unſrer urſprünglichen Geſellſchaft, den Vierfüßigen, in den Wald zurückzukehren?

Sollte dieß nicht die geheime Geſchichte des Rouſſeauiſchen Syſtems geweſen ſeyn?

4.

Dieſes vorausgeſetzt, ſcheint es einigermaßen begreiflich zu werden, wie Rouſſeau auf den Einfall habe kommen können, ſich den urſprünglichen Stand der Menſchheit als einen ſolchen zu denken, worin der Menſch von dem übrigen Vieh, außer einer vortheilhaftern Bildung, durch nichts — „als die unſelige Möglichkeit, aus demſelben herauszugehen" — unterſchieden geweſen ſey.

„Betracht' ich, ſpricht er,, den Menſchen, wie er aus den Händen der Natur kam, ſo ſehe ich ein Thier, das zwar nicht ſo ſtark als einige, nicht ſo behend als andere, aber, Alles zuſammengenommen, doch unter allen am vortheilhafteſten organiſirt iſt; ich ſehe es ſein Futter unter einer Eiche ſuchen, aus dem erſten beſten Bache ſeinen Durſt löſchen, ſein Lager unter dem nämlichen Baume nehmen, der ihm zu freſſen gegeben hat: und ſo ſind ſeine Bedürfniſſe befriediget." —

Doch nicht gar alle! — Es gibt Augenblicke, — welche ich nicht ſo natürlich beſchreiben möchte, als es der eleganteſte Schriftſteller aus dem politen Zeitalter Auguſts gethan hat, und die man ſogar in London (wo ſo viel erlaubt iſt, was man anderswo für unzuläſſig halten würde) nicht auf öffentlicher Schaubühne vorzuſtellen wagt, wie es Ariſtophanes zu Athen, dem Sitz der griechiſchen Urbanität, wagen durfte — Augenblicke — doch wir wollen unſerm Schriftſteller ſelbſt davon reden laſſen.

„Zu freſſen haben (fährt Rouſſeau fort), ſchlafen und — ſein Weibchen belegen, ſind die einzigen Glückſeligkeiten, von denen er einen Begriff hat."

Und damit wir uns nicht etwa einbilden, er lebe mit ſeinem Weibchen und mit ſeinen Jungen in einer Art von

Familiengesellschaft, wovon wir sogar bei einigen thierischen Gattungen Beispiele sehen; setzt er — nicht ohne den Grotiussen und Puffendorfen einen verächtlichen Seitenblick zu geben — hinzu:

„Sich die ersten Menschen in eine Familie vereinigt vorstellen, das hieße den Fehler derjenigen begehen, die, wenn sie über den Stand der Natur raisonniren, die Ideen mit hineinbringen, welche sie aus der Gesellschaft entlehnt haben: da doch in diesem primitiven Stande, wo die Menschen weder Häuser, noch Hütten, noch Eigenthum von irgend einer Gattung hatten, ein Jeder sich lagerte, wo ihn der Zufall hinführte, und oft nur für eine einzige Nacht; wo die Männchen und Weibchen eben so zufälliger Weise, wie sie einander ungefähr begegneten, und Gelegenheit oder Trieb es mit sich brachte, sich zusammenthaten, ohne daß die Sprache ein sehr nothwendiger Dolmetscher der Dinge war, die sie einander zu sagen hatten, und sich mit eben so wenig Umständen wieder von einander verliefen."

Man kann sich leicht einbilden, daß Leute, die so wenig Umstände mit einander machen und der süßen Werke der goldnen Venus auf eine so thierische Art pflegen, nicht sehr zärtliche Eltern seyn werden. Auch bekümmert sich, nach Rousseau's Versicherung, der Vater um seine Kinder nichts. Und wie sollte er? da er sie nicht kennt, und vielleicht Jahrtausende vorbeigehen, bis endlich einer von diesen maschinenmäßigen Vätern den Verstand hat, beim Anblick solcher kleinen Geschöpfe die tiefsinnige Betrachtung anzustellen, — „daß er vielleicht durch eine gewisse Operation, ohne es selbst zu wissen, zu ihrem Daseyn Gelegenheit gegeben habe."

Was die Mutter betrifft, so ist es freilich ihre Schuld nicht, daß sie sich gezwungen sieht, sich eine Zeit lang mit

ihrem Kinde abzugeben. — „Sie säugt es anfangs ihres eigenen Bedürfnisses wegen (spricht Rousseau), hernach, da die Gewohnheit es ihr lieb gemacht hat, wegen des Bedürfnisses des Kindes selbst. Aber, sobald die Kinder groß genug sind, sich ihr Futter selbst zu suchen, so verlaufen sie sich von der Mutter, und so kommt es bald dahin, daß sie einander nicht mehr kennen."

Eh' es dahin kommt, hat also die Mutter, man weiß nicht recht warum, die Gütigkeit, ihre Jungen mit sich herumzuschleppen. — „Wahr ist's (sagt unser Philosoph), wenn die Mutter umkommt, so läuft das Kind Gefahr, mit ihr umzukommen; aber (setzt er tröstlich hinzu) diese Gefahr ist hundert andern Gattungen von Thieren gemein, deren Junge in langer Zeit unvermögend sind, ihre Nahrung selbst zu suchen."

Der natürliche Mensch des Philosophen Jean Jaques ist also (die verwünschte Vervollkommlichkeit ausgenommen) weder mehr noch weniger als ein anderes Thier auch; und es ist pure Höflichkeit, daß er ihm die langen krummen Klauen des Aristoteles und den Schwanz, welchen die Reisebeschreiber Gemelli Carreri und Johann Struys einigen Einwohnern der Insel Mindero und Formosa zulegen, erlassen hat.

Der Rousseauische Mensch ist es, dem der Name eines Wilden — den die Spanier den Amerikanern zu Beschönigung ihrer widerrechtlichen Gewaltthätigkeiten gegeben haben — im eigentlichen Verstande zukommt. Er überläßt sich, ohne mindeste Ahnung der Zukunft, dem Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks; seine Begierden gehen nicht über seine körperlichen Bedürfnisse hinaus; das große Schauspiel der Natur ist unvermögend, ihn aus seiner schlafsüchtigen

Dummheit aufzuwecken; in seinem ganzen Leben fällt ihm nicht ein, zu fragen, wer bin ich? wo bin ich? warum bin ich? —

Doch das Letztere könnten wir ihm zu gut halten. Es gehört in der That beinahe eben so viel dazu, diese Fragen aus sich selbst zu thun, als sie recht zu beantworten. Aber, was Rousseau in der menschlichen Natur entdeckt haben könne, das ihm Ursache gegeben, nichts natürlicher zu finden, als die Ungeselligkeit, welche die Grundlage seines Systems über den ursprünglichen Stand ausmacht, — kann ich nicht errathen.

Seinem Vorgeben nach hat die Natur „sehr wenig dafür gesorgt, die Menschen durch gegenseitige Bedürfnisse einander näher zu bringen, und so wenig als möglich zu den Verbindungen beigetragen, welche sie zum Untergang ihrer Freiheit und Glückseligkeit unter einander getroffen haben."

Was für wunderliche Dinge Witz und Galle einen Philosophen sagen machen können!

5.

Ungeachtet Rousseau sich gleich anfangs erklärt, daß es bei Untersuchung der academischen Frage, über welche er schreibt, gar nicht auf Thatsachen ankomme: so scheint er doch in der Folge das Unschickliche davon selbst empfunden zu haben und beruft sich daher einige Mal auf die Hottentotten, die Karaiben und die wilden Indier in Nordamerica; wiewohl in der That niemals, wo es auf Befestigung der Hauptsätze seines Systems ankommt. Was hätten sie ihm auch dazu helfen können? Keine einzige von allen diesen

kleinen Völkerſchaften, die man Wilde nennt, befindet ſich in dieſem viehiſchen Stande, den er zu unſerm urſprünglichen macht. Sie leben alle in einer Art von Geſellſchaft; ſie kennen Freundſchaft, eheliche und älterliche Liebe; ſie ſind nicht ohne alle Kunſt, und es iſt mehr als zu wahrſcheinlich, daß ſie erſt durch das unmenſchliche Verfahren der Kaſtilianer in eine gewiſſe Wildheit hinein geſchreckt worden ſind, die ihnen nicht natürlich war.

Aber, geſetzt auch, die Wildheit aller dieſer wirklichen oder fabelhaften Wilden, wovon man uns ſo viel wunderliche Dinge erzählt, von den Kyklopen des alten Vater Homers bis zu den Kaliforniern des Vater Venegas, wäre noch ein wenig größer, als ſie beſchrieben wird: was könnte damit bewieſen werden, als daß „Menſchen zufälliger Weiſe ſehr nahe zu den Thieren herunter ſinken können, und daß, wenn es einmal ſo weit mit ihnen gekommen iſt, ein Zuſammenfluß vieler günſtiger Umſtände erfordert wird, um die Menſchheit wieder bei ihnen herzuſtellen?“ — und wem iſt jemals eingefallen, hieran zu zweifeln?

6.

Bei einer Unterſuchung des urſprünglichen Standes der Menſchen ſcheint die Frage: „wo die erſten Menſchen hergekommen,“ nicht ganz überflüſſig zu ſeyn. Rouſſeau hat (wir wiſſen nicht warum) nicht für gut befunden, ihrer zu erwähnen. Man kann dieſe Unterlaſſung nicht damit rechtfertigen, daß dieſer Umſtand durch die Offenbarung ins Klare geſetzt ſey. Denn aus dieſem Grunde hätte ſich Rouſſeau ſeine ganze Unterſuchung erſparen können, und überhaupt

bewies man vor neun hundert Jahren aus dieſem Grunde, „daß man über gar nichts philoſophiren müſſe, was der Mühe werth iſt.“ — Es iſt das nämliche weiſe Argument, kraft deſſen der ſaraceniſche Kalif Omar die Bibliotheken zu Alexandria, als dieſe Hauptſtadt Aegyptens in ſeine Gewalt fiel, zum Feuer verurtheilt haben ſoll. — Wenn es erlaubt iſt, über den urſprünglichen Stand des Menſchen zu philoſophiren, ſo muß ſich dieſe Freiheit auch auf ſeinen Urſprung ſelbſt erſtrecken; es iſt für Eines ſo viel Grund als für das Andere.

Geſetzt nun, wir wollten — welches ſehr weit von uns entfernt iſt — die Gefälligkeit für die alten Prieſter zu Memphis ſo weit treiben und alle die Ueberſchwemmungen und Ausbrennungen des Erdbodens, von denen ſie Nachrichten zu haben vorgaben, für wahr annehmen; ja, geſetzt, wir wollten den Urſprung der Menſchen ſo weit hinaus ſetzen, als die fabelhaften Japaner, ſo würden wir doch nicht umhin können, endlich einige anzunehmen, welche die erſten geweſen wären. Eine Reihe, die keinen Anfang hat, mag, wenn man will, aus metaphyſiſchen Gründen eben ſo möglich ſeyn, als eine unendlich theilbare Materie; aber gewiß iſt, daß ſie, wie ſehr viele andere transcendentale Dinge, den Fehler hat, daß ſie unvorſtellbar iſt.

Dieſe Erſten alſo, woher kamen ſie?

Sind ſie aus dem Monde herabgefallen?

Oder, wie Manko-Kapak, der Orpheus der Peruvianer, aus der Sonne herab geſtiegen?

Oder, nach der gemeinen Meinung der Alten, aus dem Boden hervor gewachſen?

Oder ſind ſie, nach der ſinnreichen Hypotheſe des Philoſophen Anarimander, aus einer Art von Fiſchen hervor gekrochen?

Oder hat vielleicht die Natur, wie Lucrez uns glauben machen will, erst eine Menge Versuche machen müssen, bis es ihr endlich gelungen, einen vollständigen Menschen herauszubringen?

Wahrhaftig, meine Herren Manko-Kapak, Demokritus, Anarimander, Lucrez, und wie ihr alle heißt, es möchte sich wohl nicht der Mühe verlohnen, zu untersuchen, welcher von euch die lächerlichste Meinung habe; — aber, was ihr Alle zugeben müßt, ist: „daß nur derjenige den Namen des ersten Menschen verdienen kann, welcher — der erste Mensch war; das ist, bei dem sich zuerst die vollständige Anlage Alles dessen befunden, was den wesentlichen Unterschied unserer Gattung von den übrigen Geschöpfen ausmacht.“ Und wenn wir einmal so weit einig sind, so werden wir, denke ich, kein Orakel entscheiden lassen müssen: „ob die Natur (wenn anders Verstand und Absicht in ihren Wirkungen ist) nicht wenigstens ein Paar solcher Menschen, welches die Gattung zu vermehren geschickt war, habe hervorbringen müssen?“

Nun läßt sich wohl nichts Anderes denken, als daß der erste Zustand dieser Protoplasten, wie vollkommen wir auch ihre Organisation voraussetzen, wenig besser als eine Art von Kindheit seyn konnte; es wäre denn, daß wir ihnen angeborne Kenntnisse leihen wollten, wozu wenigstens die bloße Vernunft ihre Stimme nicht gibt. Alles bis auf ihren eigenen Leib war ihnen fremd und unbegreiflich. Verschlungen in die Unermeßlichkeit der Natur, hatten sie ohne Zweifel einige Zeit vonnöthen, um sich aus der ersten Betäubung so vieler auf sie zusammen drängender Eindrücke zu erholen. Allein Aufmerksamkeit und Uebung mußten sie bald den Gebrauch ihres Körpers und der übrigen Dinge, welche zu Mitteln ihrer Erhaltung und ihres Vergnügens bestimmt schienen,

kennen lehren, und es brauchte — wenn wir uns nicht zur Kurzweil Schwierigkeiten erschaffen wollen, welche in der Natur nirgends sind — weder Jahrtausende noch Jahrhunderte dazu.

7.

Rousseau ist nicht dieser Meinung. Er sieht den Uebergang aus dem Stande der Natur in den Stand der Policirung als eine Sache an, die von allen Seiten mit unübersteiglichen Schwierigkeiten umgeben ist. Er kann nicht begreifen, wie ein Mensch zuerst habe auf den Einfall kommen können, ein Weibchen für sich selbst zu behalten, eine Hütte für sie zurechte zu machen und der Vater von seinen Kindern zu seyn? — Oder wie etliche Menschen auf den Gedanken hätten gerathen können, Gesellschaft mit einander zu machen und anders, als nach Verfluß vieler tausend Jahre, eine so tiefsinnige Wahrheit zu ergründen, als diese ist: daß vier Arme mehr vermögen als zwei, und vier und zwanzig mehr als vier. In diesem Stücke scheint es ihm (ohne Vergleichung) wie dem berühmten Sultan Schach-Baham zu gehen, der immer über die alltäglichsten Sachen zu erstaunen pflegte und nichts so gut begreifen konnte, als was am unwahrscheinlichsten war; ein Beispiel, daß Witz und Dummheit auf ihrem äußersten Grade einerlei Wirkung thun.

Rousseau hätte vieler Bemühung des Geistes bei dieser Gelegenheit überhoben seyn können; denn wer in der Welt wird ihm die Folgen streitig machen, die er aus seiner Hypothese zieht? — Die Hypothese selbst ist es, was wir ihm geradezu wegleugnen. Ganz gewiß würde das wilde, ungesellige,

dumme, Eicheln freſſende Thier, daß er ſeinen Menſchen nennt, in Ewigkeit keine Sprache erfunden haben, wie die Sprache Homers und Platons iſt. Wer wollte ſich die Mühe geben, einen ſolchen Satz erſt durch tiefſinnige Erörterungen zu beweiſen? Das heißt die Gründe weitläufig aus einander ſetzen, warum, vermöge der Geſetze der Mechanik, ein Gichtbrüchiger ſchwerlich jemals auf dem Seile tanzen lernen wird. — Schade um alle die ſchönen Antitheſen, die er bei dieſer Gelegenheit ſpielen läßt!

Doch, wir wollen ihm nicht Unrecht thun: es iſt ſein ganzer Ernſt; er ſieht alle dieſe ungeheuren Schwierigkeiten wirklich, von denen er ſpricht, und ſie müſſen wohl gewiß entſetzlich in ſeinen Augen ſeyn, weil ſie ihn beinahe dahin bringen, ſeine Zuflucht zu einem Deus ex machina zu nehmen. Gleichwohl würden alle dieſe Phantome auf einmal verſchwunden ſeyn, wenn er nur dieſe zwei Sätze, die einfachſten von der Welt, weniger unnatürlich gefunden hätte:

„Daß die Menſchen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von Anfang an in Geſellſchaft lebten — und von allen Seiten mit natürlichen Mitteln umgeben ſind, die ihnen die Entwicklung ihrer Anlagen erleichtern helfen.“

8.

Man könnte übrigens unſerem Philoſophen den Satz: „daß, der Vervollkommlichkeit ungeachtet, die meiſten Fähigkeiten des Menſchen viele Jahrhunderte durch unentfaltet bleiben können,“ eingeſtehen, ohne daß ſeine Hypotheſe viel dadurch gewinnen würde. Die natürliche Trägheit, aus welcher Helvetius nicht ohne Grund eine Menge pſychologiſcher Erſcheinungen

erklärt — die daher rührende Begnügsamkeit an jedem leidlichen Zustande, in welchem dieser Trägheit am wenigsten Gewalt geschieht, und die durch beides verdoppelte Macht der Gewohnheit lassen uns leicht begreifen, wie ein Volk (zumal in einem Erdstriche, dessen Beschaffenheit die Wirkung dieser Ursachen noch verstärkt) Jahrtausende durch, wofern es sich selbst überlassen bleibt, in einem sehr unvollkommnen Zustande beharren könne.

Sittliche und politische Ursachen hemmen in Sina den Fortschritt der Wissenschaften, welche sich in diesem ungeheuren und in einigen Stücken sehr gut policirten Reiche noch immer in der Kindheit befinden. — Physische Ursachen halten den Lappen und den Bewohner der gefrornen Länder um Hudsons-Bay seit undenklicher Zeit in einem so eingeschränkten Kreise von Bedürfnissen und von Thätigkeit, daß Reisende, welche den Geist der Beobachtung nicht empfangen haben und den sittlichen Menschen in einem Gewande von Pelzwerk und Seehundsfellen nicht zu erkennen fähig sind, kein Bedenken tragen, ihren Zustand für viehisch zu erklären.

Aber mit der Geselligkeit, diesem wesentlichen Zuge der Menschheit, hat es eine ganz andere Bewandtniß. Der Mensch, — wenn wir auch bis in die ersten Augenblicke seines Daseyns zurück gehen und ihn in einem Stande nehmen wollen, wo seine Seele noch der unbeschriebenen Tafel des Aristoteles gleicht, — der Mensch braucht nur seine Augen aufzuheben und einen andern Menschen zu erblicken, um die süße Gewalt des sympathetischen Triebes zu fühlen, der ihn zu seines Gleichen zieht.

Und etwa nur zu seines Gleichen? — Die ganze Natur hat Antheil an seiner Empfindsamkeit und Zuneigung. Diese Empfindsamkeit ist die wahre Quelle jener aus Bewunderung,

Freude und Dankbarkeit gemischten Gefühle, womit die Wilden die aufgehende Sonne und den vollen Mond begrüßen. Sie macht uns den Baum lieben, der uns seinen Schatten geliehen hat, und sie beförderte vermuthlich den enthusiastischen Hang der ältesten Menschen, Allem in der Natur eine Seele zu geben und sich einzubilden, daß Alles, was uns Empfindung einflößt, sie mit uns theile.

„Ich habe Mitleiden (sagt der größte Kenner des menschlichen Herzens, der mir bekannt ist) mit dem Manne, der von Dan bis gen Beerseba reisen kann und ausrufen: Alles ist öde! — Ich erkläre, sagte ich, indem ich meine Hände mit einer zärtlichen Bewegung zusammen schlug, daß ich auch in einer Wüste etwas ausfindig machen wollte, über welches ich meine Zuneigung ergießen könnte. — Könnt' ich nichts Bessers thun, so wollt' ich sie an irgend eine holde Myrte heften oder mir irgend eine melancholische Cypresse aussuchen, um eine Art von Freundschaft mit ihr zu machen. — Ich wollte ihrem Schatten liebkosen und sie zärtlich um ihren Schutz begrüßen. — Ich wollte meinen Namen in sie schneiden und schwören, sie wären die liebenswürdigsten Bäume in der ganzen Wildniß. Welkte ihr Laub, so würd' ich mit ihnen trauern und mich mit ihnen freuen, wenn ihr lachendes Aussehen mich beredete, daß sie sich freueten."

Stellen wir uns einen Menschen vor, der, aller Gesellschaft beraubt, Jahre lang in einem Kerker geschmachtet und die Hoffnung, jemals wieder ein menschliches Angesicht zu sehen, endlich aufgegeben hätte. — Däucht es uns unwahrscheinlich, daß in diesem elenden Zustande ein kleiner Vogel oder eine Maus oder, in Ermangelung irgend eines andern lebenden Geschöpfes, sogar eine ekelhafte Spinne ein Gegenstand für seine zärtlichsten Regungen werden könnte? — daß

dieſe Spinne nach und nach in ſeinen Augen ſo ſchön werden könnte, als die reizendſte toscaniſche Amaryllis in den Augen ihres Platoniſchen Schäfers; daß er ſie auf ſeinem Teller eſſen laſſen, daß er ganze Tage mit ihr ſpielen, daß er ſich, durch die anhaltendſte Aufmerkſamkeit eine Art von Sprache mit ihr machen, ſich für ihre kleinſten Bewegungen intereſſiren, bei der mindeſten Gefahr für ihr Leben zittern und, wenn er unglücklich genug wäre, ſie zu verlieren, ſie mit heißen Thränen beweinen und über ihren Verluſt eben ſo untröſtbar ſeyn würde, als er in andern Umſtänden über den Tod der geliebteſten Frau und des beſten Freundes geweſen wäre?

Ich erinnere mich, ehemals etwas dergleichen von dem bekannten Grafen von Lauſun geleſen zu haben; und ich zweifle nicht, daß Leute, welche in den Anekdoten der Baſtille, des Donjon von Vincennes, des Königſteins und anderer Einſiedeleien dieſer Art erfahren zu ſeyn Gelegenheit haben, ähnliche Beiſpiele zu erzählen haben werden.

Man würde vergeblich einwenden, daß ſich von einzelnen Beiſpielen nicht auf die menſchliche Natur überhaupt ſchließen laſſe. Denn Alles, was wir ſeit etlichen tauſend Jahren aus gemeiner Erfahrung von unſerer Gattung wiſſen, nöthigt uns, den Trieb der Geſelligkeit und das Verlangen nach Gegenſtänden, denen wir uns mittheilen können, für ein weſentliches Stück der Menſchheit zu halten. Die Ausnahmen ſind offenbar auf Seiten derjenigen, welche aus Verdruß, Milzſucht oder irgend einem andern innerlichen Beruf ſich freiwillig der menſchlichen Geſellſchaft begeben haben.

Und, wie wenig es auch dieſer kleinen Anzahl von Sonderlingen möglich ſey, den geſelligen Trieb gänzlich zu ertödten, beweiſet die Geſchichte der alten Thebaiſchen und anderer

Einsiedler. Nicht selten fanden sich liebreiche Einsiedlerinnen, um die Einsiedler in ihren Bekümmernissen zu trösten. Und wenn Alles fehlte, so sehen wir aus den fast täglichen Unterredungen, die viele unter ihnen mit dem Teufel pflegten, daß sie lieber die allerschlechteste Unterhaltung als gar keine haben wollten.

Ist aber der Trieb der Geselligkeit dem Menschen so natürlich: so haben diejenigen, welche sich die ersten Menschen in eine Familie vereinigt vorstellen, den Vorwurf nicht verdient, Begriffe aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur hinein getragen zu haben; so lösen sich alle die Schwierigkeiten von selbst auf, welche Rousseau in dem Uebergang aus dem Stande der Natur in den gesellschaftlichen findet; so war es kein Uebergang in einen entgegen gesetzten, sondern ein bloser Fortgang in dem nämlichen Stande; ein Fortgang, dessen Geschwindigkeit zwar von tausend verschiedenen Zufällen abhängt, aber dennoch, auch bei den Völkerschaften, wo er am langsamsten geht, einem aufmerksamen Beobachter merklich ist.

9.

Doch, was würden alle unsere Einwendungen helfen, „wenn (wie Rousseau sehr wahrscheinlich findet) es wirklich eine Art von Menschen gäbe, welche, von Alters her in die Wälder zerstreut, keine Gelegenheit, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, gehabt, keinen Grad von Vollkommenheit erworben hätten und sich, mit einem Worte, noch dermalen in dem ersten Stande der Natur befänden?“

Wo er wohl diese für ihn so merkwürdigen Menschen aufgetrieben haben kann? — Wo anders als in den Wäldern

von Majomba in der africaniſchen Provinz Loango und im Königreiche Kongo, welches, nach Dappers Bericht, voll von Waldmenſchen iſt, — die allem Anſehen nach die nämliche Art von Geſchöpfen ſind, welche in Africa überhaupt Pengo's oder Quojas-Morro's und in Oſtindien Orang-Utang genannt werden.

Dieſe Geſchöpfe ſind, wie man uns berichtet, von der gewöhnlichen Größe eines Menſchen, aber viel dicker und ſo ſtark, „daß zehen Neger nicht genug wären, um einen davon lebendig zu fangen.“ Sie gehen auf zwei Beinen, bedienen ſich der Hände wie wir, ſind proportionirlich geſtaltet, vorn am Leibe glatt, aber hinten mit ſchwarzen Haaren bedeckt. Ihre Geſichtsbildung iſt von der Neger ihrer nicht gar ſehr verſchieden, außer „daß ihnen die Augen tief im Kopfe liegen, und daß ihre Miene etwas Wildes und Gräßliches hat.“ Ihre Weibchen haben eine volle Bruſt, wiewohl nicht völlig ſo gewölbt — und vermuthlich auch nicht völlig ſo weiß, als die ſchönen Ober-Walliſerinnen, deren unſchuldige Dienſtfertigkeit dem Philoſophen St. Preux ſo beſchwerlich war.

Dieſe Thiere ſind ſehr böſe, wenn man ihnen zu nahe kommt, und ſo launiſch, daß ſie nicht einmal leiden können, wenn man ihnen ins Geſicht ſieht. Indeſſen ſind ſie doch große Liebhaber von den Weibern und Töchtern der Neger, — (ein Umſtand, aus welchem Rouſſeau hätte folgern können, daß ſie eine natürliche Empfindung für die Schönheit haben; denn gegen ihre eigenen Weibchen muß doch wohl jede Negerin eine Venus ſeyn) — und die beſagten Schwarzen erzählen fürchterliche Dinge über dieſen Artikel von ihnen. Man ſieht ſie truppenweiſe in den Wäldern ziehen, und dann ſind die reiſenden Schwarzen des Lebens nicht vor ihnen ſicher,

ob ſie gleich keine andre Waffen führen als ihre Fäuſte oder einen Prügel. — Sie freſſen kein Fleiſch, ſondern nähren ſich (wie alle andre Affen) blos von Früchten und wilden Nüſſen. Sie pflegen ſich um die Feuer, welche die Neger, wenn ſie durch die Wälder reiſen, die Nacht über anzünden und unterhalten, zu verſammeln und gehen nicht eher vom Platze, bis das Feuer erloſchen iſt, „ohne den Verſtand zu haben (ſagt Battel), Holz oder Reiſer herbei zu tragen, um es zu unterhalten.“

Barbot, welcher in ſeiner Beſchreibung von Guinea dieſer Geſchöpfe nicht vergißt, thut von einer ähnlichen Art Meldung, die in Sierra Leona den Namen Barry's führen. Die Barry's lernen, wenn ſie jung gefangen werden, auf zwei Beinen gehen und werden gebraucht, Korn zu ſtampfen, Waſſer zu tragen und den Bratſpieß zu wenden. Die Neger laſſen ſich nicht ausreden, daß dieſe Paviane ſo gut reden könnten als ſie ſelbſt, wenn ſie nur wollten; aber ſie wollen nicht, ſagen ſie, aus Furcht, man möchte ſie mit noch mehr Arbeiten beladen.

Ich ſehe nicht, warum Rouſſeau, der ſo eifrig iſt, die Grenzen der Menſchheit bis auf die ungeſelligen Pongo's auszudehnen, dieſe ehrlichen Barry's vorbei geht, welche doch in Anſehung ihrer Gelehrigkeit und zahmen Sinnesart einen merklichen Vorzug vor jenen zu haben ſcheinen. — Aber iſt es etwa gerade dieſe ſtörriſche Ungeſelligkeit der Pongo's — wodurch ſie ſo gut in ſeine Hypotheſe paſſen — was ihn zu dieſer parteilichen Vorliebe verleitet hat?

Was hindert uns übrigens, aus ähnlichen Gründen auch die großen Affen an der Sanaga, von denen Le Maire in ſeiner Reiſe nach den canariſchen Inſeln ſpricht, den Rouſſeauiſchen Menſchen beizugeſellen? Sie thun ſich truppenweiſe

zuſammen, wenn ſie auf die Nahrung ausgehen, und unterdeſſen, daß die übrigen Beute machen, ſteht einer auf einem hohen Baume Schildwache. Ihre Weibchen tragen ihre Jungen auf die nämliche Weiſe auf dem Rücken, wie die Negerweiber die ihrigen, und bezeigen eine Zärtlichkeit für ſie, die ihnen Ehre macht. Sie heilen ihre Verwundeten mit gewiſſen Kräutern, welche ſie erſt kauen und dann auf die Wunde legen.

Wer weiß, wie viel andere Züge von Witz, Empfindung, Geſelligkeit und Vervollkommlichkeit an dieſen Geſchöpfen noch zu entdecken wären, wenn ſie — von Leuten, welche Alles ſehen, was ſie ſehen wollen — von Philoſophen beobachtet würden!

Doch Rouſſeau ſcheint ſich zu begnügen, einen neuen Zweig des menſchlichen Stammes in dem Orang-Utang oder Pongo entdeckt zu haben.

Indeſſen können wir nicht bergen, daß die Gründe, um deren willen er uns dieſe Ehre erweiſet, Vieles (wo nicht das Ganze) von ihrer Stärke verlieren, ſobald man das Intereſſe nicht dabei hat, das den Erfinder einer neuen Hypotheſe begierig macht, Erſcheinungen zu Beſtätigung derſelben aufzutreiben.

„Die Nachrichten (ſpricht er), welche Battel, Purchaß und Dapper von ihnen geben, beweiſen, daß dieſe Herren keine gute Beobachter waren; ſie machen falſche Schlüſſe; man merkt, daß ihnen gar nicht in den Sinn gekommen iſt, daß dieſe edeln Geſchöpfe etwas Beſſeres als Affen ſeyn könnten.“

Alles wahr; aber was gewinnen die Pongo's dabei?

„Unſere Reiſebeſchreiber (fährt Rouſſeau ſinnreich fort) haben ſich in den Kopf geſetzt, dieſe Geſchöpfe, welche von den Alten unter dem Namen der Satyrn und Faunen für

Götter gehalten wurden, zu Thieren herab zu würdigen; nach beſſerer Unterſuchung wird man vielleicht finden, daß ſie Menſchen ſind: — „denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwiſchen beiden Enden in der Mitte.“

Es gebe ein gutes Mittel, meint er, wodurch auch die dümmſten Beobachter ſich bis zur völligen Gewißheit überzeugen könnten, ob der Orang-Utang und ſeine Brüder zur menſchlichen Gattung gehörten oder nicht.

Was für ein Mittel mag das ſeyn? — Seine Sittſamkeit hat ihm nicht erlaubt, ſich hierüber deutlich zu erklären; — eine Bedenklichkeit, die an einen Cyniker, der von natürlichen Dingen handelt, ein wenig übertrieben ſcheinen möchte; — indeſſen gibt er doch hinlänglich zu verſtehen, daß man eine kleine Colonie aus jungen Pongo's und jungen Negermädchen anlegen müßte, um zu ſehen, was daraus würde.

Der Gedanke iſt der einfachſte von der Welt, und wir bedauern nur, daß er (wie Rouſſeau ſelbſt bemerkt) nicht ausführbar iſt; — wo nicht eben um des abermaligen Scrupels willen, der unſerm Philoſophen hier aufſtößt, doch gewiß des höchſt beſchwerlichen Umſtands wegen, weil dieſe Pongo's, ſeine Schutzverwandten, die brutalſte Art von Liebhabern ſind, die man ſich einbilden kann. Nach den Erzählungen der Neger hätte ſich der Fall, den Rouſſeau andeutet, ſchon oft zutragen ſollen. Aber unglücklicher Weiſe iſt noch keine einzige Negerin, die in ihre Hände fiel, mit dem Leben davon gekommen. — Und ſo dürfte freilich der Vorſchlag einer Colonie nicht ins Werk zu ſetzen ſeyn.

Inzwiſchen, und bis man durch genauere Beobachtungen im Stande ſeyn werde, den Pavianen in Loango, Kongo, Borneo und Java Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, glaubt Rouſſeau wenigſtens eben ſo viel Grund zu haben, ſich über

dieſen Artikel an den Capuziner Merolla, „einen gelehrten Religioſen, welcher in dieſer Sache ein Augenzeuge und bei aller ſeiner Natureinfalt dennoch ein Mann von feinem Verſtande geweſen ſey," — zu halten, als an den Kaufmann Battel, an Dapper, Purchaß und andere Zuſammenſtoppler.

Und was ſagt denn Pater Merolla, auf deſſen Zeugniß nun die ganze Sache beruhet?

Merolla ſagt: die Schwarzen fingen zuweilen auf ihren Jagden wilde Männer und Weiber.

Das iſt Alles, was ihn Rouſſeau ſagen läßt, und das iſt wenig. Er hätte hinzuſetzen können: Merolla erzähle, er habe von einem gewiſſen Leonard gehört, ein gewiſſer Capuziner habe ihm einen jungen Pongo verehrt, mit welchem er, Leonard, dem portugieſiſchen Statthalter zu Loanda ein Geſchenk gemacht habe; — und das iſt auch nicht viel mehr als nichts. Alles, was wir zur Sache Dienliches daraus nehmen können, iſt: „daß die Einwohner zu Borneo und die Neger eine gewiſſe Art von Affen wilde Männer nennen;" — und dieß ſagen zehn andere Reiſebeſchreiber (Battein, Dapper und Purchaſſen mit eingerechnet) auch.

Ich würde mich bei dieſer Kleinigkeit nicht aufhalten, wenn ich ein ſtärkeres Beiſpiel wüßte, „was für Wunder die Liebe zu einer Hypotheſe thun kann."

Rouſſeau glaubt den P. Merolla zu einem Zeugen für die Exiſtenz ſeines wilden Menſchen gebrauchen zu können. Auf einmal geht in ſeiner Einbildungskraft eine Verwandlung vor, welche alle Ovidiſchen weit hinter ſich zurückläßt und beinahe noch wunderbarer iſt, als die Erhebung eines Affen in den Menſchenſtand. Merolla, der abergläubigſte und einfältigſte Mann, der vielleicht jemals einen ſpitzigen Capuz getragen hat, wird auf einmal ein gelehrter Mann und —

fidem vostram, Quirites! — ein homme d'esprit. Ein ſehr entſcheidendes Beiſpiel wird diejenigen, welche ſich überwinden können, die nachſtehende Erzählung zu leſen, benachrichtigen, was für eine Art von homme d'esprit der ehrliche Merolla war.

Ein gewiſſer ſogenannter Graf von Songo, ein eifriger Anhänger der Miſſionarien in dem africaniſchen Königreiche Kongo, hatte nach dem Abſterben des Königs Don Alvarez einen von den Thronprätendenten, Namens Simantamba, unter betrüglichem Verſprechen, ihm ſeine Schweſter zur Ehe zu geben und ihm zur Krone zu verhelfen, in einem Hinterhalt mit dem größten Theile ſeines Gefolges ermorden laſſen. Des Ermordeten Bruder fiel, die That zu rächen, in des Grafen Länder ein. Dieſer brachte gleichfalls ein großes Heer auf (ſagt Merolla, der damals in Kongo war) und ging gerade auf ſeines Gegners Hauptſtadt los. Er fand ſie leer; alle Einwohner waren davon gelaufen. Seinen Soldaten blieb alſo kein anderes Mittel übrig, den Feinden Abbruch zu thun, als Alles aufzueſſen, was ſie zurück gelaſſen hatten. Unter Anderm bemächtigten ſie ſich auch eines ungewöhnlich großen Hahns, der einen ſtarken eiſernen Ring um den einen Fuß hatte. Dieſer Ring kam einem von den Klügſten (ſagt der ehrwürdige Pater) verdächtig vor. Er verſicherte ſeine Cameraden, der Hahn ſey bezaubert, und warnte ſie, ja nichts mit ihm zu thun zu haben. Allein dieſe rohen Leute verſicherten ihn, daß ſie den Hahn eſſen würden, und wenn er den Teufel zehnmal im Leibe hätte. Der Hahn wurde alſo erwürgt, zerſtückt und in einem großen Topfe ſo lange gekocht, bis er faſt ſehr zerfotten war. Hierauf ſchütteten ſie ihn in eine Schüſſel, ſprachen ihr Tiſchgebet (denn es waren ſo gute Chriſten, als es die neu bekehrten Neger gewöhnlich

zu seyn pflegen) und setzten sich heißhungrig um den Tisch herum. Aber da sie nun in die Schüssel greifen wollten, siehe! da fingen die gesottenen Stücke des Hahns an, eines nach dem andern, aus der Schüssel herauszusteigen und sich wieder so gut zusammenzufügen, als ob sie nie getrennt gewesen wären. Kurz, der Hahn stand in wenig Augenblicken wieder frisch und gesund auf seinen Füßen, ging etliche Mal im Zimmer herum, bekam neue Federn, flog auf den nächsten Baum, schlug dreimal mit den Flügeln, machte ein entsetzliches Getöse — und verschwand. — Ob mit Hinterlassung des gewöhnlichen Wahrzeichens, hat der ehrwürdige Capuziner vergessen zu berichten. — „Jedermann (setzt er, nachdem er diese Geschichte mit aller möglichen Einfalt und Ernsthaftigkeit erzählt hat, hinzu) kann sich leicht einbilden, was für ein Schrecken die Anwesenden bei diesem Anblick überfallen mußte, welche unter tausend Ave Maria vom Platze liefen und den meisten Umständen dieser schrecklichen Begebenheit nur von ferne zusahen. Sie schrieben ihre Erhaltung lediglich dem Gebete zu, das sie vor Tische gesprochen hatten, sonst wären sie gewiß Alle umgekommen oder vom Teufel besessen worden." So viel der P. Merolla. — Das nenn' ich einen Augenzeugen! einen Gelehrten! einen homme d'esprit!

10.

Man könnte sich wundern, warum Rousseau — welchem aus einer kleinen Parteilichkeit für die Orang-Utangs die schwächsten Zeugnisse und Vermuthungen, die seiner guten Meinung von ihnen günstig sind, wichtig genug scheinen, —

einen Umstand von der größten Wichtigkeit vorbeigegangen, den er in dem nämlichen Buche, woraus er seine Nachrichten zog, hätte finden können, und der einen Zeugen von ganz anderer Glaubwürdigkeit als einen Merolla zum Gewährsmann hat. Dieser Zeuge ist Franz Moore, Factor der kön. africanischen Gesellschaft in England, ein Mann von schätzbarem Charakter, dessen Nachrichten überdieß die neuesten sind, welche wir von den Ländern haben, wo der sogenannte wilde Mann angetroffen wird. „

Er erzählt, als er den 6. April 1735 unweit der Factorei zu Joar spazieren gegangen, hätte er von einem Thiere, dessen Rumpf vermuthlich von einem Löwen aufgezehrt worden, einen Fuß gefunden, der dem Fuß eines Pavians ziemlich gleich gesehen und mit Haaren einen Zoll lang bedeckt, hingegen so dick als eines Mannes seiner gewesen sey. Er hätte einige Neger darüber befragt und von ihnen vernommen, „es wäre der Fuß von einem Thiere, welches sie in ihrer Sprache den wilden Mann nenneten; es gäbe deren viele in diesem Lande (nämlich um den Fluß Gambra), sie würden aber selten gefunden; sie wären so schlank als ein Mensch, gingen eben so wie wir auf zwei Beinen und bedienten sich einer Art von Sprache."

Dieses Letzte wäre, wenn es damit seine Richtigkeit hätte, ein Umstand, der uns über unsre Verwandtschaft mit diesen Geschöpfen wenig Zweifel übrig ließe. Zum Unglück kann uns Moore nichts davon sagen, als was er von einigen Negern gehört; und was diese ihm sagten (vermuthlich Alles, was sie ihm davon sagen konnten), ist zu unbestimmt, als daß man darauf bauen könnte. Wir haben schon aus dem Barbot angeführt, daß die Schwarzen in Sierra Leona von den Barry's das Nämliche glaubten; und es wird, wenn man

alle Nachrichten zuſammenſtellt, ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Barry's zu eben derſelben Gattung gehören, welche Moore wilde Männer, die Einwohner von Loango Pongo's und die zu Borneo Orang-Utang nennen. Die Sprache, welche die Neger dieſen Affen zuſchreiben, ſcheint ſich mehr auf Schlüſſe als auf Beobachtungen zu gründen; und ſo gern wir beſagten Negern glauben wollen, wenn ſie von dem reden, was ſie ſehen oder hören (inſofern es nur einiger Maßen glaublich iſt), ſo billig iſt das Mißtrauen, das wir in ihre Schlüſſe ſetzen.

Was es übrigens auch für eine Bewandtniß mit allen dieſen verworrenen und zu Feſtſetzung eines ſichern Begriffs ganz unzulänglichen Zeugniſſen haben mag, ſo ſcheint doch ſo viel gewiß zu ſeyn, daß wir nicht nöthig haben, auf genauere Beobachtungen zu warten, um mit genugſamer moraliſcher Gewißheit behaupten zu können: „daß dieſe menſchenähnlichen Affen keine wilde Menſchen ſind.“ Wären ſie es, warum ſollten ſie ſich nicht ſchon längſt zu einigem Grade von Humanität und Sittlichkeit entwickelt haben? — oder warum ſollte ein junger Orang-Utang, dergleichen ſchon einige gefangen worden ſind, unter policirten Menſchen nicht eben die Fortſchritte machen, die ein junger Karaib oder Hottentotte macht, wenn er auf europäiſche Art erzogen wird?

Doch genug und vielleicht ſchon zu viel von Hypotheſen, welche man an jedem minder ernſthaften Manne, als Rouſſeau iſt, für Ironie halten müßte!

11.

Die Thorheit des Philoſophen Jean Jaques, ſo wenig Ehre ſie der Menſchheit macht, iſt doch am Ende weiter nichts

als lächerlich; aber diejenige, welche uns Swift in Gullivers Reisen aufdringen will, ist hassenswürdig.

Die Freunde dieses außerordentlichen Mannes — vor dessen Genius sich der meinige so tief bückt, daß ich es kaum wage ihn zu tadeln, so sehr er's auch in diesem Stücke verdient — möchten seine Yahoos gerne dadurch rechtfertigen, daß sie uns bereden wollen, sie für eine satirische Erfindung zu halten, wodurch er blos die Häßlichkeit des Lasters und die wichtige moralische Wahrheit, daß der Mensch dadurch unter das Vieh herabgesetzt werde, in das helleste Licht habe setzen wollen.

Aber Niemand, der den dritten Theil der Reisen Gullivers mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich eine Sache überreden lassen, welcher der Augenschein auf allen Blättern widerspricht.

Swift, dessen eingewurzelter Menschenhaß außerdem durch so viele eigne Geständnisse in seinen vertrauten Briefen nur allzuwohl bestätiget ist, scheint nichts Angelegeneres gehabt zu haben, als seinen Lesern auch nicht die Möglichkeit eines Zweifels übrig zu lassen, ob die besagte Erfindung aus einem andern Geiste geflossen seyn könnte, als dem Haß der menschlichen Natur — einer so unnatürlichen Leidenschaft an einem Menschen, daß Swift vermuthlich, so wie er der Erste ist, der Einzige bleiben wird, der diesen abscheulichen Triumph über die Natur zu erhalten fähig war. Denn mit dieser, nicht mit der zufälligen Verderbniß derselben, hat er es zu thun. Seine Yahoos sind von Natur die übelartigsten, boshaftesten und unfläthigsten von allen Thieren; und diese Yahoos sind ihm gerade das, was Rousseau natürliche oder wilde Menschen heißt. Unser ganzer Vorzug vor ihnen besteht, nach ihm, blos darin, daß wir uns durch Kunst und

mit der Länge der Zeit einiger Funken von Vernunft bemächtiget haben, die uns aber zu nichts dienen, als unſre natürlichen Untugenden zu vergrößern und ſie mit noch einigen neuen zu vermehren, welche die Natur uns nicht gegeben hat.

Rouſſeau iſt alſo, in Vergleich mit Swift, noch ſehr gnädig mit uns zu Werke gegangen. Der Rouſſeauiſche Menſch iſt von Natur ein harmloſes, gutartiges Thier, wenigſtens ſo gutartig als irgend ein anderes von der grasfreſſenden Art; die Geſellſchaft allein iſt die Quelle ſeiner Verderbniſſe. Der Swiftiſche Yahoo hingegen iſt das abſcheulichſte unter allen Ungeheuern, von Natur und durch Kunſt; die letztere vergrößert ſeine angeborne Häßlichkeit, indem ſie dieſelbe ſchminken will. Rouſſeau formirt ſeinen Wilden, indem er ſo lange von einem Menſchen herunterſchnitzelt, bis nichts übrig bleibt, als das Thier; Swift ſeinen Yahoo, indem er dem Menſchen alles Schöne abſtreift, alles Gute bis auf die zarteſten Faſern aus ſeinem Herzen herausreißt und aus allen möglichen Laſtern und Häßlichkeiten, welche er von den verdorbenſten unſrer Gattung (von Ungeheuern, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern ſeltne Erſcheinungen geweſen ſind) abgezogen hat, ein Ungeheuer zuſammenſetzt, deſſen Daſeyn, wenn es erwieſen werden könnte, ein unüberwindlicher Einwurf gegen das Daſeyn Gottes wäre. Rouſſeau will uns überreden, zu den Thieren in den Wald zu gehen, weil er ſich in den Kopf geſetzt hat, daß er uns dadurch glücklich machen würde; Swift macht uns zu Schenſalen, deren ſich die Natur ſchämt, die der Abſcheu der ganzen Schöpfung ſind, die ſich ſelbſt eines in dem andern verabſcheuen; und wenn er eine menſchenfreundliche Abſicht dabei gehabt hat, nun, wahrhaftig!

so hat er ein Mittel dazu gewählt, wobei es unmöglich war, seinen Zweck — nicht zu verfehlen!

Doch es kann keine Frage seyn, was seine Absicht war. Seine Galle, seinen von vielen Jahren her gesammelten Haß gegen seine Landsleute und besonders gegen die Hofpartei unter Georg dem Ersten auszulassen und sich auf einmal für tausend wirkliche und eingebildete Beleidigungen zu rächen, das war seine Absicht; aber nur ein so hartes Herz, wie das seinige, war fähig, diese Rache an der menschlichen Natur zu nehmen.

Unglücklicherweise für ihn selbst hat er dieser unwürdigen Leidenschaft nicht Genüge thun können, ohne seinem eigenen Nachruhm mit dem nämlichen Streiche, den er auf seine ganze Gattung führt, eine tödtliche Wunde beizubringen. Er mußte ungerecht gegen seine Mitmenschen und ein Lästerer gegen die Natur werden, um ein Geschöpf, an welchem, bei allen seinen Schwachheiten, Thorheiten und Mängeln, ein Sterne so viel Liebenswürdiges sieht, zu einem so gräßlichen Mittelding von Affe und Teufel umzuschaffen. Er mußte erst alle Proportionen der menschlichen Form zerstören, alle ihre Züge und Lineamente verzerren, alle die feinen Schattirungen verwischen, durch welche die Natur unsre Vollkommenheiten und unsre Mängel, wie ein geschickter Coloriſt abstechende Farben, in einander verblendet und durch tausend fast unmerkliche Mischungen im Ganzen die reizendste Harmonie zuwege bringt; mit einem Wort, er mußte das schönste Werk der Natur, um einen Yahoo daraus zu machen, verstümmeln, zerkratzen, überfudeln; — und wie hätte er sein Genie, seinen Witz, seine Kenntnisse, welche vielleicht noch kein Schriftsteller in solchem Grade beisammen gehabt hat, anders anwenden können, wenn seine Absicht gewesen wäre, sich selbst

mitten unter dem menſchlichen Geſchlecht eine unzerſtörbare Schandſäule aufzurichten?

Wenn die Gutherzigkeit des berühmten Genfer Bürgers der mindeſten Zweideutigkeit unterworfen wäre; ſo könnte man ſich kaum verwehren, zu denken, er habe eine Swiftiſche Abſicht dabei gehabt, da er ſeinen primitiven Menſchen in den Pongo's von Majomba und Kongo gefunden zu haben glaubt. Denn in der That, wenn etwas in der Natur iſt, das dem Menſchenhaſſer Gulliver eine Idee zu ſeinen Yahoos geben konnte, ſo müßten es die Paviane ſeyn, von deren Brutalität die Reiſebeſchreiber aus dem Munde der Neger Beiſpiele erzählen, welche ſie dieſes Namens würdig machen. — Aber der ganze Zuſammenhang der Rouſſeauiſchen Theorie beweiſet, daß er keinen ſolchen Gedanken hatte.

12.

Sich in eine Zergliederung der Swiftiſchen Huyhnhnms und Yahoos einzulaſſen, um dadurch zu beweiſen, wie ſehr er ſich durch beide an der menſchlichen Natur verſündiget habe, würde eine wahre Beleidigung der letztern ſeyn.

Es bedarf keines mühſamen Beweiſes gegen Rouſſeau, daß die Wilden in Neuholland nur Embryonen von Menſchen ſind, und daß ein Embryo von der Natur nicht dazu beſtimmt iſt, ewig Embryo zu bleiben: aber es bedarf noch weniger eines Beweiſes, daß Homer ſeine Helden, Plutarch ſeine großen Männer, Xenophon ſeinen Sokrates, ſeinen Cyrus und ſeine Panthea — und die Phidias, Alkamenes und Apelles der Griechen ihren Apollo, ihre Venus, ihre Grazien von keinen Yahoos abcopirt haben.

Indessen schien uns doch das Unrecht, welches zwei so berühmte Misanthropen — der eine wissentlich und mit der muthwilligsten Absicht zu beleidigen, der andre aus Laune und in der Einfalt seines Herzens — dem gesammten Menschengeschlecht angethan haben, diese Rüge um so mehr zu verdienen, da das Beispiel solcher Männer, theils durch Ansteckung, theils durch die natürliche Wirkung ihres Ansehens, die ohnehin nur zu große Anzahl der Schriftsteller zu vermehren droht, die sich ohne Bedenken an der menschlichen Natur versündigen, indem sie den Menschen bald übermäßig erhöhen, bald unter sich selbst erniedrigen.

Wenn wir die Natur nicht beschuldigen wollen, daß ihr gerade dasjenige von allen ihren Werken, worauf sie selbst den größten Werth gelegt zu haben scheint, mißlungen sey, so haben wir gewiß keine Ursache, uns verdrießen zu lassen, daß wir weder Pongo's, noch platonische Ideen, weder arkadische Schäfer, noch stoische Weisen, weder Feenhelden, noch Engel, noch Huyhnhnms, sondern — Menschen sind. Aber desto größere Ursache haben wir, gegen Alle und Jede auf unsrer Hut zu seyn, die uns zu etwas Schlechterm als Menschen, ja sogar (aus guten Gründen) gegen diejenigen, die uns, aus Hinterlist oder mißverstandener guter Meinung, zu etwas Besserm machen wollen.

Die Natur, die immer Recht hat, hat gewiß auch recht daran gethan, daß sie uns gerade so machte, wie wir sind; und, wahrlich! es ist nicht ihre Schuld, wenn gewisse Leute, aus einem ihnen selbst unbewußten Fehler ihrer Augen, tausend Schönheiten an der menschlichen Natur überschielen oder (was ihnen nur gar zu oft begegnet) wirkliche Schönheiten für Fehler ansehen.

Uns däucht, man sollte die menschliche Natur mit sehr gesunden und sehr scharfen Augen lange beobachtet und sehr fleißig, nicht in Systemen oder verfälschten Urkunden, sondern in der Natur selbst studirt haben, ehe man sich anmaßen darf, ihre Auswüchse und üppigen Schößlinge abschneiden und zuverlässig bestimmen zu wollen, worin ihre reine Form und Schönheit bestehe.

Verstümmelungen sind keine Verbesserungen, gothische Zierrathen keine Verschönerungen, — und eine moralische Drapperie, unter welcher die eigenthümliche Gestalt und die wahren Proportionen der menschlichen Natur unsichtbar werden, verstößt eben so gröblich gegen die allgemeinen Gesetze des Schönen, als die Vertugaden, Wülste und Halskragen des sechzehnten Jahrhunderts, die der Gestalt einer Diana das Ansehen eines Ungeheuers gaben, ohne daß sie der Tugend (deren Bollwerke sie vielleicht seyn sollten) zu sonderlichem Schutze dienen konnten.

Die Fehler der menschlichen Natur sind großen Theils mit ihren Schönheiten zu sehr verwebt, als daß man jene heben könnte, ohne etwas an diesen zu verderben. Sie hat auch liebenswürdige Schwachheiten, die man ihr lassen muß, weil sie dazu dienen können, gewissen Tugenden eine Grazie zu geben, ohne welche die Tugend selbst sich vielleicht Hochachtung erzwingen, aber nicht gefallen kann.

Alle Verderbnisse der Menschheit scheinen mir aus zwei Hauptwurzeln zu entspringen, der Unterdrückung und der Ausgelassenheit; — wovon jene Muthlosigkeit, Feigheit, Trübsinn, Aberglauben, Heuchelei, Niederträchtigkeit, Hinterlist, Ränkesucht, Neid und Grausamkeit, — diese alle Arten von Ueppigkeit und Unmäßigkeit, Muthwillen, fanatische Schwärmerei, Herrschsucht und Gewaltthätigkeit hervorbringt.

Die Verderbniſſe von der zweiten Claſſe würden von ſelbſt wegfallen, wenn denen von der erſten durch das einzige mögliche Mittel, durch eine weiſe Staatseinrichtung und Geſetzgebung, vorgebauet würde. Aber ungereimt iſt es, einigen dauerhaften Nutzen von den Maßnehmungen zu erwarten, welche man gegen dieſen oder jenen einzelnen Zweig der ſittlichen Verderbniß beſonders nimmt, ſolange man das Uebel nicht in der Wurzel angreift oder angreifen darf; das iſt, ſolange die menſchliche Natur unter den Feſſeln ſeufzt, in welche die Tyrannei des Aberglaubens und willkürlich ausgeübter Staatsgewalt in gewiſſen Jahrhunderten und in gewiſſen Strichen des Erdbodens ſie geſchmiedet hat.

Bis dahin ſcheint Alles, was die Philoſophie — es ſey nun auf einem Thron oder auf einem Lehrſtuhl, aus dem Cabinet eines Miniſters oder eines Schriftſtellers, — zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts oder eines jeden Volkes, welches noch (mehr oder weniger) die Ketten des Aberglaubens und der willkürlichen Gewalt trägt, zuwege bringen kann, entweder in Linderungsmitteln (welche das Uebel meiſtens nur ſo lange verbergen, bis es mit verdoppelter Stärke und größerer Gefahr ausbricht) oder in Zubereitungen zu beſtehen, wodurch die Sachen einer gründlichen Verbeſſerung näher gebracht werden.

Dieſe gründliche Verbeſſerung ſcheint bei einem jeden Volke, das in der Ausbildung ſchon ſo weit vorgeſchritten iſt, um ihrer zu bedürfen und fähig zu ſeyn, demjenigen aufbehalten zu ſeyn, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben wird, eine Geſetzgebung und Staatsverfaſſung zu bewerkſtelligen, in welcher die Triebfedern der menſchlichen Natur auch die Triebfedern des Staats ſind; durch welche

die möglichſte Freiheit mit der wenigſten Ungelegenheit erzielt, und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Intereſſe hat, als das Beſte des gemeinen Weſens; wo die verſchiedenen Stände und Claſſen zu ihrer Beſtimmung durch die zweckmäßigſten Inſtitute gebildet werden, und die Geſetze nicht als Geſetze, ſondern als Gewohnheiten ihre Wirkung thun; wo die Religion den großen Zweck der allgemeinen Glückſeligkeit immer befördert, niemals hemmet, und ihre Diener geehrt und wohl gepflegt werden, aber (gleich den Männchen im Bienenſtaate) keinen Stachel haben; wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend zu ehren als zu bezahlen, und dem Laſter ſo gut vorgebauet iſt, daß die Gerechtigkeit nur ſelten ſtrafen muß; wo allgemeiner Fleiß allgemeine Fülle hervorbringt; wo der Genuß der Gaben der Natur und der Kunſt, der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens den Sitten unnachtheilig und nicht blos der Antheil einer kleinen Anzahl privilegirter Glücklichen iſt; mit einem Worte, wo dieſer letzte Wunſch eines jeden Menſchenfreundes, öffentliche Glückſeligkeit, nicht nur auf Gedächtnißmünzen und Ehrenpforten, ſondern in den Geſichtern aller Bürger geſchrieben ſteht: — — eine Geſetzgebung und Staatsverfaſſung, deren Möglichkeit nur ſolche leugnen können, welche entweder unfähig oder ungeneigt ſind, zu ihrer Bewerkſtelligung mitzuwirken.

Talia saecla, suis dixerunt, currite, fusis,
Concordes stabili fatorum numine Parcae.

Aber, dieſes Befehles der Parcen an ihre Spindeln ungeachtet, ſchmeichle man ſich nicht, dieſe goldnen Zeiten durch einen plötzlichen Fall vom Himmel oder, wie man in den Schulen ſpricht, durch einen Sprung ankommen zu ſehen. Wahr iſt's, der Anfang der Zubereitungen dazu iſt ſeit dem

fünfzehnten Jahrhunderte in Europa gemacht, und in den verflossenen dreihundert Jahren mancher Schritt auf diesem Wege gethan worden; aber wir werden die Füße im Fortschreiten etwas weiter auseinander setzen müssen, wenn wir vor dem nächsten platonischen Jahre beim Ziele zu seyn wünschen. Jede Pause wirft uns um etliche Schritte zurück; — was Niemand unbegreiflich finden wird, der jemals in einem schwer bepackten und schlecht bespannten Wagen einen steilen Berg hinaufgefahren ist.

Alles müßte mich betrügen, oder diese Sätze, welche, meiner Meinung nach, unter die kleine Anzahl der Wahrheiten gehören, an denen dem ganzen menschlichen Geschlechte gelegen ist, und welche (wie ich nicht zu leugnen begehre) entweder der Kern oder der Zweck oder der Schlüssel von — oder zu allen meinen Werken, Rhapsodien, Geschichten und Mährchen in Prose und Versen sind — dürften wohl noch nicht so allgemein erkannt und angenommen seyn, daß es überflüssig wäre, wenn sich Alle, an welchen der fromme Wunsch der juvenalischen Amme —

Sapere et fari quod sentias,

erfüllt worden ist, mit uns vereinigten, nicht müde zu werden, sie in Prose und Versen, in Scherz und Ernst, in beweisender oder überredender Form so lange vorzutragen, zu entwickeln und einzuschärfen — bis sie endlich über lang oder kurz ihre wohlthätige Wirkung thun werden.

Ueber die von J. J. Rouſſeau vorgeſchlagenen

Verſuche

den wahren Stand

der

Natur des Menſchen

zu entdecken.

Nebſt einem Traumgeſpräch mit Prometheus.

1770.

1.

Ich habe mir seit vielen Jahren (ohne Ruhm zu melden) einige Mühe gegeben, diese sonderbare Art von Menschenkindern, die man (seit der Aufwärtung, welche Pythagoras bei einem kleinen Fürsten der Phliasier gemacht hat, den wir ohne diesen Umstand schwerlich zu kennen die Ehre hätten) Philosophen, zu deutsch Weisheitsliebhaber nennt, mit einem etwas mehr als gewöhnlichen Fleiße zu studiren; und ich schmeichle mir, sie (den Schotten Johannes Duns und die Uebrigen seines Gelichters etwa ausgenommen) so ziemlich ausfindig gemacht zu haben.

Es würde Undankbarkeit seyn, wenn ich mir die Miene geben wollte, als ob ich die Gabe, mit den Augen zu sehen, nicht (nächst der guten Mutter Natur) den besagten Weisheitsliebhabern oder weisen Meistern größten Theils zu danken hätte. — Aber alle Dankbarkeit und Ehrerbietung, die ich ihnen schuldig seyn mag, kann mich nicht verhindern, zu gestehen, daß die Meisten unter ihnen zu Zeiten — sehr wunderliche Launen haben.

Das Wort, dessen ich mich bediene, ist in der That in Rücksicht auf die Sache, die ich damit bezeichnen will, sehr gelinde.

Wenn, zum Beispiel, diese gänzliche Vertiefung in das betrachtende Leben, welche den weisen Demokritus von Abdera, unterdessen daß er in einsamen Orten, ja wohl gar

unter den Ruinen eingefallener Gräber, ganze Tage und Nächte durch dem Studiren oblag, seine häuslichen Angelegenheiten gänzlich vernachläſſigen machte — wenn, ſage ich, dieſe Vertiefung in die erhabenſten oder ſubtilſten Speculationen das Wunderlichſte wäre, was man dieſen Herren nachſagen könnte, ſo möchte es noch hingehen!

Aber, wenn Diogenes in einer Tonne wohnt; Krates mit der ſchönen und tugendhaften Hipparchia auf öffentlichem Markte Beilager hält; Parmenides die Bewegung leugnet; Anaxagoras behauptet, daß der Schnee ſchwarz, Zeno, daß der Schmerz kein Uebel ſey; Plato in ſeiner Republik auf Gemeinſchaft der Weiber anträgt; Pyrrho das Zeugniß der Empfindung für betrüglich ausgibt; Plotinus verſichert, daß er den Vater der Götter und der Menſchen mit leiblichen Augen geſehen habe; Julian zu gleicher Zeit den Kaiſer, den Cyniker und den Zaubrer ſpielt; die Scholaſtiker mit großer Ernſthaftigkeit unterſuchen, num Deus potuerit suppositare cucurbitam; Cardanus uns bereden will, daß er bei hellem Tage Geſpenſter ſehe; Carteſius der heiligen Jungfrau eine Wallfahrt nach Loretto gelobt, wenn ſie ihm zu einem neuen Syſtem verhelfen wollte u. ſ. w. — ſo begreife ich in der That nicht, was man zum Behuf aller dieſer Weisheitsliebhaber Beſſeres ſagen könnte, als — daß ein Philoſoph ſeine Launen, Grillen, Abweichungen und Verfinſterungen habe, ſo gut als ein Anderer, und daß, aufrichtig von der Sache zu reden, der eigentliche ſpecifiſche Unterſchied zwiſchen einem philoſophiſchen Narren und einem gemeinen Narren lediglich darin beſtehe, daß jener ſeine Narrheit in ein Syſtem raiſonnirt, dieſer hingegen ein Narr geradezu iſt; ein Unterſchied, wobei ſich noch auf Seiten des Philoſophen unter andern dieſer Vorzug darſtellt, daß er, ordentlicher

Weiſe, ein ungleich mehr beluſtigender Narr iſt, als ein gemeiner Narr.

2.

Die Grille, gegen das allgemeine Gefühl und den einſtimmigen Glauben des menſchlichen Geſchlechts zu behaupten, daß der Schnee ſchwarz ſey, hat in unſern Tagen (unſers Wiſſens) Keinen ſtärker angefochten, als den berühmten Verfaſſer des Emils und der neuen Heloiſe, des Devin de village und des Briefs gegen das Theater, des geſellſchaftlichen Vertrags und der beiden Abhandlungen, daß die Wiſſenſchaften und Künſte der Geſellſchaft, und daß die Geſelligkeit dem menſchlichen Geſchlechte verderblich ſeyen u. ſ. w. — Doch, was ſag' ich von unſern Tagen? Niemals hat ein Sterblicher die Neigung, allen andern Geſchöpfen ſeiner Gattung ins Angeſicht zu widerſprechen, weiter getrieben, als dieſer mit allen ſeinen Wunderlichkeiten dennoch hochachtungswürdige Sonderling.

Ich glaube nicht, daß ich ihm Unrecht thue, wenn ich unter den letztern den Einfall oben an ſtelle, den er in der Vorrede zur Abhandlung über den Urſprung der Ungleichheit u. ſ. w. hatte, der Welt zu ſagen: „Daß eine gute Auflöſung des Problems:

Was für Erfahrungen wären erforderlich, um zu einer zuverläſſigen Kenntniß des natürlichen Menſchen zu gelangen? Und wie könnten dieſe Erfahrungen im Schooße der Geſellſchaft angeſtellt werden? —

der Ariſtoteleſſe und Pliniuſſe unſrer Zeit nicht nur nicht unwürdig wäre; ſondern daß in der That, dieſe Erfahrungen

zu dirigiren, die größten Philoſophen nicht zu groß, und, die Unkoſten dazu herzugeben, die mächtigſten Könige nicht zu reich ſeyn würden;" — eine doppelte Bedingung, die unſerem Weiſen ſelbſt ſo wenig unter die Dinge, auf die man Rechnung machen darf, zu gehören ſcheint, daß er alle Hoffnung aufgibt, eine dem menſchlichen Geſchlechte ſo erſprießliche Aufgabe jemals aufgelöst und realiſirt zu ſehen.

Ich weiß nicht, was Rouſſeau für Urſache hat, dem guten Willen oder dem Vermögen aller der Kaiſer, Könige, Sultane, Schachs, Nabobs, Kans, Emirs u. ſ. w., welche den Erdboden beherrſchen, ſo wenig zuzutrauen; — denn die Ariſtoteleſſe und Pliniuſſe unſerer Zeit kann ſein Mißtrauen unmöglich zum Gegenſtande haben. Ich meines Orts habe mir, des gemeinen Beſten und meiner eigenen Gemächlichkeit wegen, zum Geſetze gemacht, von unſern Obern zu denken, wie der ehrliche Plutarch will, daß man von den Göttern denken ſoll. „Man kann unmöglich eine zu gute Meinung von ihnen haben, ſagt er, und man würde ſich weniger an ihnen verſündigen, wenn man vorgäbe, ſie ſeyen gar nicht, als wenn man zweifelte, daß es ihnen an Weisheit oder Güte fehlen könnte." Ich glaube, ſage und behaupte alſo, im Nothfall mit Fauſt und Ferſe, ohne einen Heller dafür zu verlangen: daß — „vorausgeſetzt, das Rouſſeauiſche Problem und die dazu gehörigen Erfahrungen ſeyen ſo beſchaffen, daß dem menſchlichen Geſchlechte wirklich daran gelegen ſey, daß ſie gemacht werden," — und vorausgeſetzt, „daß ſonſt Alles, was zur Auflöſung des Problems erfordert wird, vorhanden ſey," — es an dem Könige, Sultan, Nabob oder Emir nicht fehlen ſolle, der ſich das größte Vergnügen von der Welt daraus machen wird, ſeine Maitreſſe, ſeine Pferde und Hunde, ſeine Oper und vier oder fünf Duzend andere entbehrliche

Personen und Sachen an seinem Hofe abzuschaffen, um die Unkosten zu einer so schönen Unternehmung ohne Belästigung seines Volkes vorschießen zu können.

3.

Aber, wie wenn alle Wissenschaft der gelehrtesten Akademisten in Europa und alle Macht der Könige in Asien zusammen genommen nicht vermögend wäre, zu Stande zu bringen, was bei näherer Untersuchung — unmöglich scheint?

Ohne Zweifel ist die Erfahrung das kürzeste und sicherste Mittel, hinter das Geheimniß unserer Natur zu kommen. Versuche sind der gerade Weg; das heißt die Natur selbst fragen: und dieses Orakel pflegt gemeiniglich eine deutlichere Antwort zu geben als alle andere, wenn wir nur die Kunst verstehen, es recht zu fragen.

„Und welches sind denn die Mittel, diese Erfahrungen im Schoße der Gesellschaft anzustellen?" fragt Rousseau. —

Das mögen die Götter wissen! — Denn, wenn diese Mittel so gewählt werden müssen, daß wir gewiß seyn können, der Natur die Antwort, welche sie uns geben soll, nicht selbst untergeschoben zu haben, so — müssen wir die menschliche Natur schon sehr genau kennen; und eben, weil wir sie gern kennen möchten, sollen diese Versuche angestellt werden.

Mir däucht, es ist nur ein Weg, aus diesem Cirkel zu kommen, und er ist in der That so leicht zu finden, daß man (mit Tristram zu reden) nur seiner Nase folgen darf; nämlich:

„Weil es unmöglich ist, Versuche anzustellen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann; so müssen wir solche in Vorschlag bringen, deren Möglichkeit sich wenigstens träumen läßt."

Ferne ſey von uns die Vermeſſenheit, ein Problem auflöſen zu wollen, an welches ſich ſein Erfinder ſelbſt nicht gewagt hat! er, der ein ſo großer Meiſter iſt, auf die verwickeltſten Fragen eine ſcharfſinnige Antwort zu finden. Alles, wozu wir gut genug zu ſeyn glauben, iſt, daß wir — bis die neueſten Stagyriten und Pliniuſſe, denen dieſes Abenteuer aufbehalten bleibt, ihre Auflöſung gegeben haben werden — uns bemühen, einen Theil der Schwierigkeiten anzuzeigen, die irgend ein abgeneigter Dämon dieſen nämlichen Erfahrungen entgegen zu ſtellen ſcheint, von welchen, nach Rouſſeau's Meinung, die Entdeckung der wahren urſprünglichen Beſchaffenheit der menſchlichen Natur abhängt.

4.

Dieſe Erfahrungen oder Verſuche, wovon die Rede iſt, müſſen mit kleinen Kindern angeſtellt werden, daran iſt kein Zweifel; und dieſe Kinder können nicht jung genug ausgehoben werden, wofern ſie zu unſerm Zwecke taugen ſollen. Unſtreitig wäre das Allerbeſte, wenn wir ſie ſchon als bloße Homunculos bekommen könnten; — wenigſtens könnten wir dann am gewiſſeſten ſeyn, daß ihre Leiber und Seelen noch keine merkliche Veränderung durch die Eindrücke von Erziehung, Unterricht, Polizei, Religion und Sitten aus dem geſellſchaftlichen Stande erlitten haben könnten.

Aber ich beſorge, daß dieſes ſchlechterdings nicht möglich zu machen ſeyn werde.

Inzwiſchen fragt ſich, woher dieſe Kinder kommen ſollen? und es iſt leicht zu ſehen, daß dieſe Frage nicht ohne Schwierigkeit iſt. In der bürgerlichen Geſellſchaft werden wohl

keine andere als aus der unglücklichen Zahl der Kinder der Venus Volgivaga zu dieſen Verſuchen gebraucht werden können. Denn die Philoſophen haben entweder ſelbſt keine andere — oder, wenn ſie andere haben, würde ſchwerlich ein einziger unter ihnen Philoſoph genug ſeyn, ſie zu einem ſolchen Verſuch herzugeben, wie gemeinnützig auch die Abſicht desſelben immer ſeyn möchte.

Nun iſt zwar, was die Findlinge betrifft, die günſtige Meinung des Vanini von dieſen armen Geſchöpfen, wie ärgerlich ſie auch dem Doctor Warburton iſt, noch immer die gemeinſte: aber daran iſt ſehr zu zweifeln, ob in allen Findelhäuſern des größten und policirteſten Reiches von Europa auf einmal eine ſo große Anzahl von geſunden und dauerhaften Säuglingen, als wir vonnöthen haben, aufzutreiben ſeyn würde, — und dieß, nebſt verſchiedenen andern Umſtänden, wohl erwogen, glaube ich nicht, daß man werde vermeiden können, eine eigene Fabrik zu unſerm Zweck anzulegen.

In dieſem Falle wollte ich ohne Maßgabe die Caraiben oder die Esquimaux in America oder auch die Californier vorgeſchlagen haben, welche, wenn wir den nicht gar zu wohl zuſammenhängenden Berichten des Pater Venegas glauben, unter allen Anthropomorphis dem Rouſſeauiſchen Mann-Thier am Nächſten kommen. Jedoch ſehe ich auch nicht, was dagegen eingewendet werden könnte, wenn unſere Plinius oder Maupertuis lieber die Patagonen, mit welchen uns der Commodore Byron bekannter gemacht hat, dazu gebrauchen möchten; — wenn ſie auch gleich nicht völlig ſo ſehr Rieſen wären, als Blaubart oder der ſchreckliche Popanz Petit Poucet, — wie man uns anfangs glauben machen wollte.

5.

Geſetzt nun, unſere Fabrik von Caraiben, Californiern oder Patagonen — wie ihr wollt — wäre im Gange, (wiewohl ſo etwas im Project freilich ſchneller geht, als in der Ausführung), und geſetzt, die erforderliche Anzahl von Kindern wäre fertig, — alle ſo gut, ſauber und auf die Dauer gearbeitet, als es der Gebrauch, den wir von ihnen machen wollen, erfordert; ſo fragt ſich nun: Wo finden wir einen bequemen Ort, unſere Verſuche mit ihnen anzuſtellen?

Nach meinem Plane — den ich, aus ſchuldiger Hochachtung für den Genius unſerer Zeit, ſo ökonomiſch gemacht habe, als es nur immer möglich iſt, — wird dazu wenigſtens ein Umfang von hundert und zwanzig deutſchen Meilen im Durchſchnitt erfordert. Denn wir haben nichts gethan, wenn wir nicht verſchiedene Verſuche zugleich anſtellen, und ein jeder verlangt einen ziemlichen Raum, weil Alles davon abhängt, daß die verſchiedenen Haufen, in welche wir die Kinder vertheilen, wenigſtens dreißig Meilen ringsum von einander abgeſondert werden. Fänden ſie einander, einer ſo beträchtlichen Entfernung ungeachtet, dennoch und wüchſen in eine Geſellſchaft zuſammen; ſo dürfte dieſes ſodann, ohne Bedenken, für eine öffentliche Erklärung der Natur angeſehen werden können:

„Daß ſie, alles Einwendens von Seiten Rouſſeau's ungeachtet, zum geſelligen Leben erſchaffen ſeyen.“

Aber wo, ich bitte alle Geographen und Seefahrer beider Halbkugeln, wo finden wir ein Land von vierhundert Meilen im Umfange, welches unter einem ſehr milden Himmel liege und entweder noch gänzlich unbewohnt oder von ſo gutherzigen Leuten bewohnt ſey, daß ſie willig und bereit

wären, einer physikomoralischen Aufgabe zu Gefallen auszuziehen und uns ihr Land zu Versuchen zu überlassen, wobei sie, allem Ansehen nach, sehr wenig zu gewinnen haben werden?

6.

Doch, bei einem Project muß man auch dem Zufall etwas zutrauen. Diese Schwierigkeit soll gehoben seyn: es werden sich bald wieder andere zeigen, die bei der Ausführung die Geduld eines Job ermüden könnten.

Die Kinder, welche zu unseren Versuchen gebraucht werden sollen, dürfen — weil sie in allen Betrachtungen bloße Kinder der Natur seyn müssen — keine Eindrücke aus der Gesellschaft mitbringen, sollte es auch nur eine californische seyn. Sie müssen also so früh hinweggenommen werden, daß sie noch Ammen vonnöthen haben. Und dieß ist ein sehr beschwerlicher Umstand!

Ich will nichts von den allgemeinen Eigenschaften einer guten Amme sagen, welche — nach Allem dem, was die Philosophen und Aerzte dazu erfordern — seltner als ein weißer Rabe ist. Man hat uns seit einigen Jahren Alles, was sich über die körperlichen und moralischen Tugenden einer Amme philosophiren läßt, so oft und auf so vielerlei Art zu lesen gegeben, daß ich meine Leser und mich selbst nicht schnell genug auf ein anderes Capitel bringen kann.

Ich sage nur so viel: Wenn diese Damen unsern Kindern Liedchen vorleiern, mit ihnen schwatzen, sie ihre eigene schöne Sprache lehren und ihnen Mährchen meiner Mutter Gans erzählen dürfen; — so haben wir alle diese unsägliche Mühe und Ausgaben, welche schon auf unsere Anstalten verwendet worden sind, umsonst gehabt!

„Gut, ſagt man; es müſſen philoſophiſche Ammen ſeyn—“

Ein philoſophiſcher Fiedelbogen! — würde der alte Herr Walther Shandy ausrufen. Wiſſen die Herren auch, was man eine unmögliche Bedingung nennt? Ihr werdet eben ſo leicht ganz Europa nach Rouſſeau's Grundſätzen umſchaffen, als hundert Rouſſeauiſche Ammen bilden. — Stumm müſſen ſie ſeyn, oder Alles iſt verloren!

Doch was iſt für einen König, der ein Philoſoph, oder für einen Philoſophen, der ein König iſt, unmöglich! — Und was für unglaubliche Dinge hat nicht ſchon oft der launiſche Dämon, den man Zufall nennt, zu Tage gefördert! Geſetzt, daß nun auch die Ammen gefunden wären, und daß unſere Kinder —

Aber da ſticht ſchon wieder eine neue Schwierigkeit hervor!

7.

Die Ammen eſſen, trinken, gehen auf zwei Beinen und thun zwanzig andere Dinge, welche man im Stande der Natur zwar auch, aber vielleicht auf eine andere Manier thut. Ihr Beiſpiel würde unſere Kinder verführen; ſie würden von den Ammen lernen, was ſie allein von der Natur lernen ſollen. — Rathet, was zu thun iſt!

Wie gefiele euch folgender Vorſchlag? — ich weiß keinen beſſern! — Wir haben die Ammen — ſtumm gemacht; wie wär' es, wenn wir nun die Kinder — blind machten?

Man verſteht ſchon, wie dieß gemeint iſt: nicht ſo ſtockblind, wie uns gewiſſe Leute, die ich nicht nennen will, gern auf unſer ganzes Leben machten, — vermuthlich um uns die Mühe zu erſparen, zu ſehen, wie ſie mit uns wirthſchaften

würden; denn ein Blinder, insofern er eine schöne Frau, eine gute Tafel und guten Wein im Keller hat, ist der brauchbarste Mann von der Welt; — sondern nur blind, solange wir's vonnöthen haben.

Ohne geschicktern Mechanikern, als ich bin (d. i. den allerungeschicktesten unter allen mit eingeschlossen), vorgreifen zu wollen, könnte dieß am füglichsten durch eine Art von Binden geschehen, welche eben nicht völlig so fest anschließen müßten, als das magische Diadem, womit die schöne Seilerin dem Amor die Augen verbindet, die ihm die Göttin Narrheit ausgeschlagen hatte; aber doch fest genug, daß die Kinder unvermögend wären, sie wegzuschieben oder auf irgend eine Weise eher abzunehmen, bis es Zeit wäre, sie wieder davon zu befreien.

So viele Schwierigkeiten fangen an verdrießlich zu werden, und dennoch ist wenigstens noch eine übrig, welche wir vielleicht nicht anders als — nach König Alexanders Weise werden auflösen können.

8.

So weit man auch die Zeit der Entwöhnung unserer jungen Colonisten hinaus setzen mag, so muß sie endlich kommen, und die Kinder müssen ihre Nahrung selbst suchen lernen.

Es darauf ankommen zu lassen, ob sie sich ohne Anweisung würden helfen können, möchte desto gefährlicher seyn, da Rousseau selbst kein Bedenken trägt, dem Menschen den Instinct abzusprechen, womit die Natur auch das verworfenste Insect in diesem Stücke versorgt hat — und ihnen

Anweisung zu geben, würde ein Eingriff in das Geschäft der Natur seyn, der mit unseren Absichten nicht wohl bestehen könnte. Doch in zweifelhaften Fällen wählt man das Sicherste.

Rousseau läßt seinen natürlichen Menschen seine Speise unter einer Eiche suchen. Vermuthlich muß dieser Philosoph, bei aller seiner Neigung zum Cynismus, in seinem Leben keine Eicheln gegessen haben. Er würde sonst wenigstens eine kleine Anmerkung dazu gemacht haben, welche ihm Strabo und Plinius an die Hand geben konnten. Die ältesten Griechen und einige Völker, die uns der erste nennt, nährten sich auch von Eicheln. Aber es waren, wie uns eben dieser weise Schriftsteller versichert, eine sehr gute wohlschmeckende Art von Eicheln; mit einem Worte, eben diejenige, welche noch auf diesen Tag unter dem Namen Kastanien in ganz Europa — von den arbitris lautitiarum selbst — gegessen werden.

Unsere Kinder werden also wenigstens diese Eicheln (wenn es ja Eicheln seyn müssen) finden und essen lernen, und erst alsdann, wenn wir uns dieses Punkts versichert haben, wollen wir's wagen, Abschied von ihnen zu nehmen, um sie, für die nächsten zwanzig Jahre, der Mutter Natur und sich selbst zu überlassen.

9.

Und so hätten also diese großen Philosophen, welche, nach Rousseau's Meinung, die Oberaufsicht über diese Experimente haben sollten, am Ende sehr wenig dabei aufzusehen?

Es scheint nicht anders; es wäre denn (wenn es thunlich seyn sollte), daß man diese Kinder, um das Spiel der

Natur mit ihnen zu belauſchen, in eine Art von Reaumurſchem Bienenkorb einſperrte, welcher aber ſo eingerichtet ſeyn müßte, daß die Philoſophen Alles ſehr genau beobachten könnten, ohne ſelbſt wahrgenommen zu werden.

Wir getrauen uns zu behaupten, daß ſich (wofern die beſagten Naturforſcher ſich nicht etwa in Sylphen verwandeln und aus Silbergewölken auf die Gegenſtände ihrer Beobachtung herabſehen wollen) kein anderes Mittel erdenken laſſe, wie die Entwicklungen der Natur bei unſeren Zöglingen von Tag zu Tag bemerkt werden könnten.

Es iſt wahr, man kann nicht ſagen, wie weit die Künſte noch getrieben werden können. Man bringt in den vornehmſten Glasfabriken in Europa Dinge zu Stande, welche man vor hundert Jahren für unmöglich gehalten hätte. Bei Allem dem kann es erlaubt ſeyn, zu zweifeln, ob es jemals möglich ſeyn werde, gläſerne Glocken oder Bienenkörbe von ſo ungeheurer Größe zu machen, als wir ſie zu unſerem Experimente brauchen. Denn ſie müßten ohne alle Vergleichung größer ſeyn als die große Aquavitflaſche der Feen; und wir geſtehen, daß es uns ſchlechterdings ungereimt ſcheint, ohne den Beiſtand aller Feen und Zauberer, welche jemals in den Mährchen gezaubert haben, ſich von einem ſolchen Stück Arbeit nur träumen zu laſſen.

Welchemnach alſo, wie geſagt, für unſere Philoſophen weiter nichts übrig bliebe, als — nach Hauſe zu gehen und (falls ſie wider Vermuthen nichts Anderes zu thun haben ſollten) ſich hinzuſetzen und a priori ausfindig zu machen, in was für einem Zuſtande ſie die junge Colonie nach zwanzig Jahren vermuthlich antreffen würden; — ein unendliches Feld, wie ihr ſeht, zu Speculationen, Hypotheſen, Theorien und Disputen, deren Vergleichung mit der Facti Species, welche

man nach Verfluß der zwanzig Jahre erheben würde, für Liebhaber etwas sehr Beluſtigendes seyn müßte und, wie wir nicht zweifeln, eine uralte, aber wenig geachtete Wahrheit von Neuem beſtätigen würde; nämlich —

„Daß es eine eitle Bemühung des Geiſtes ſey, durch alle die Dädaliſchen Irrgänge der Imagination, willkürlicher Begriffe und ſeichter Vermuthungen etwas zu ſuchen, welches uns die Natur — unmittelbar vor die Naſe hingelegt hat.“

10.

Ob nun gleich bei dieſen Verſuchen das Meiſte der Natur gänzlich überlaſſen werden müßte: ſo könnten doch unſere Philoſophen vor ihrer Abreiſe eine Abtheilung der oft beſagten Kinder vornehmen, um verſchiedene Verſuche zu gleicher Zeit anzuſtellen, durch welche der abgezielte Endzweck, den natürlichen Menſchen oder, welches auf das Nämliche hinaus zu laufen ſcheint, die menſchliche Natur kennen zu lernen, deſto vollſtändiger erhalten werden dürfte.

Unmaßgeblich könnten wir das ganze Stück Landes, — welches, wie geſagt, ungefähr vierhundert Meilen im Umkreis halten müßte, — in vier große Bezirke abtheilen.

In den erſten könnte man, in gehörigen Entfernungen, vier oder ſechs einzelne Kinder von einerlei Geſchlecht verſchließen;

In den anderen etliche Paare von beiderlei Geſchlecht, aber jedes Paar ſo weit als möglich von den übrigen entfernt;

In den dritten eine größere, aber gleiche Anzahl Kinder von beiderlei Geſchlecht, zerſtreut, doch nahe genug, daß ſie einander ohne große Reiſen finden könnten;

In den vierten endlich, welchen man wiederum in zwei abgesonderte Colonien theilen könnte, eine merklich ungleiche Anzahl von beiderlei Geschlecht: zum Beispiel, eine Colonie aus zwanzig Knaben und sechs oder acht Mädchen und eine andere aus zwanzig Mädchen und sechs oder acht Knaben; — zwei sehr wichtige Colonien, weil sie über einige Puncte des Matrimonial-Gesetzes der Natur kein geringes Licht verbreiten würden.

11.

Und nun, wenn wir, mit Ueberwindung so vieler unübersteiglich scheinender Schwierigkeiten, das ganze Project zu Stande gebracht hätten, und, nach Verfluß von zwanzig oder dreißig Jahren, die Dalambert und Büffon derselben Zeit gingen, zu sehen, wie die Sachen unserer Experimental-Colonien ständen, um dem menschlichen Geschlecht über den Befund Bericht zu erstatten — was meinen wir daß sie finden würden?

Ferguson hat, wie es scheint, ein solches Experiment im Gesichte gehabt, da er sagte: „Wir haben alle Ursache, zu glauben, daß, wenn man eine Colonie von Kindern aus der Ammenstube verpflanzte und sie eine ganz eigene Gesellschaft ausmachen ließe, ohne Unterricht und ohne Erziehung, — daß wir, sage ich, nichts als dieselben Dinge wiederholt finden würden, die wir schon in so verschiedenen Theilen des Erdbodens gefunden haben; u. s. w."

Ja, wohl haben wir alle Ursache, das zu glauben, und eben so viele Ursache würden wir haben, uns zu verwundern, wenn unsere Leser nicht schon lange gemerkt haben sollten,

daß das große Problem, womit uns Rouſſeau ſo viel zu ſchaffen gemacht hat, weder mehr noch weniger iſt, als

„zu wiſſen, was für Erfahrungen man anzuſtellen hätte, um mit überzeugender Gewißheit entſcheiden zu können, ob der Schnee weiß oder ſchwarz ſey?"

In ganzem Ernſt, es wäre ſehr unnöthig, dem größten oder kleinſten Monarchen in Europa die geringſte Mühe mit Experimenten zu machen, welche uns wahrlich wenig Neues lehren würden. Das große Experiment wird auf dieſem ganzen Erdenrunde ſchon viele tauſend Jahre lang gemacht, und die Natur ſelbſt hat ſich die Mühe genommen, es zu dirigiren, ſo daß den Ariſtoteleſſen und Pliniuſſen aller Zeiten nichts übrig gelaſſen iſt, als die Augen aufzuthun und zu ſehen, wie die Natur von jeher gewirkt hat und noch wirkt und ohne Zweifel künftig wirken wird, — und, wenn ſie lange und ſcharf genug geguckt und das ganze aus dem gehörigen Standpunkt aufmerkſam genug überſehen haben — zu gehen und ihre Theorien, Compilationen, Syſteme, Entwürfe, Inbegriffe, und wie die Dinge alle heißen, zu verbrennen oder umzugießen oder auszubeſſern oder zu ergänzen, ſo gut ſie immer können und wiſſen — und weiter nichts!

Nein, lieber Rouſſeau! ſo arme Wichte wir immer ſeyn mögen, ſo ſind wir es doch nicht in einem ſo ungeheuern Grade, daß wir nach den Erfahrungen ſo vieler Jahrhunderte noch vonnöthen haben ſollten, neue unerhörte Experimente zu machen, um zu erfahren — was die Natur mit uns vorhabe.

Und wofern ſich auch alle Könige und alle Philoſophen des Erdbodens vereinigten, ſolche Experimente zu machen: was für Urſache haben wir, zu hoffen, daß wir etwas Anderes oder Beſſeres daraus lernen würden, als was uns die

allgemeine Erfahrung mit der unwiderſprechlichſten Evidenz, aus allen Enden der Erde, von einem Pole zum andern, aus dem ewigen Schnee der Kamtſchadalen und aus dem glühenden Sande von Nigritien zuruft:

„Daß der Menſch zur Geſelligkeit gemacht ſey," — und

„daß die vereinigten Kräfte der Barbarei, des Aberglaubens und der Unterdrückung immer unvermögend geblieben, dieſen koſtbaren Samen jeder geſellſchaftlichen Tugend gänzlich zu vertilgen;"

„dieſes ſympathetiſche Gefühl, welches den Menſchen mit einer ſüßen Gewalt nöthiget, ſich ſelbſt in andern Menſchen zu lieben, und welches, wie Cicero göttlich ſpricht, die Grundlage alles Rechts iſt."

12.

Sollte ſich übrigens gleichwohl, wider Vermuthen, zutragen, daß einmal ein müßiger Schach-Baham, müde, immer Fliegen zu fangen oder Bilder auszuſchneiden und ſich Mährchen erzählen zu laſſen, auf den weiſen Einfall kommen ſollte, ſich die lange Weile mit dergleichen Experimenten vertreiben zu wollen: ſo wollen wir dieſem edeln Vorhaben durch alles bisher Geſagte nicht nur im Geringſten nichts präjudicirt haben; ſondern verſichern Seine Sultaniſche Hoheit noch zum Ueberfluß, daß es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſehr unterhaltend ſeyn müßte, in einer ſolchen Menagerie von Menſchenkindern ſich mit etlichen Dutzend Sultaninnen, Hofaffen, Hofnarren und andern ſolchen witzigen Perſonen zu erluſtigen; nichts davon zu gedenken, daß es bei dieſen Experimenten vermuthlich eben ſo ergehen würde,

wie es denen, die an dem Steine der Weisen arbeiten, zu ergehen pflegt, nämlich, daß man am Ende immer etwas finden würde, wo nicht das, was man suchte, vielleicht etwas Anderes, das man nicht suchte, und das uns eben darum desto angenehmer zu seyn pflegt, sollte es gleich von Allem, was wir auf den Proceß verwenden mußten, kaum die Tiegel bezahlen.

13.

Der kleine Scherz, den ich mir die Freiheit genommen habe — nicht mit Rousseau — sondern blos mit einer von seinen Lieblingsgrillen zu treiben, hat wenigstens für mich den Vortheil gehabt, mir diese Nacht einen sehr angenehmen Traum zu verschaffen.

Wenn meine Leser Pythagoräer wären, und ich wäre — Pythagoras; — oder sie wären ägyptische Priester, und ich ihr Oberpriester: — so würde ich keinen Augenblick Bedenken tragen, ihnen meinen Traum zu erzählen; denn diese beiden Gattungen Seher waren große Liebhaber von Träumen.

In unsrer Zeit ist es ein ziemlich allgemein angenommener Satz: daß es wider die Regeln der feinen Lebensart sey, in guter Gesellschaft seine Träume zu erzählen. —

Das Beste wäre also, meinen Traum nicht zu erzählen.

Und gleichwohl glaube ich wahrgenommen zu haben, daß es mit Träumen — wofern man sich nur einige Unterhaltung davon verspricht, zumal mit Träumen von der wunderbaren und mystischen Gattung — beinahe dieselbe Bewandtniß wie mit den Geister- und Gespenstergeschichten hat. Niemand, der sich besser als der Pöbel dünkt, will heut zu Tage dafür an-

geſehen ſeyn, daß er ſolche Geſchichten glaube: aber Jedermann hört ſie gern erzählen; und ein neues Geſpenſtermährchen iſt das unfehlbarſte Mittel, in einer großen Geſellſchaft, in welcher man kurz zuvor kaum ſein eignes Wort hören konnte, plötzlich allgemeine Stille und Aufmerkſamkeit hervorzubringen.

Laſſen Sie uns alſo aufrichtig gegen einander ſeyn, meine Damen und Herren! — Mein Traum könnte, denken Sie, gleichwohl des Anhörens werth ſeyn, ſonſt würde ich doch wohl ſo manierlich geweſen ſeyn, gar nichts davon zu ſagen. Geſtehen Sie es, ich habe Ihre Neugier rege gemacht. — Sie möchten meinen Traum gerne hören, das iſt gewiß, aber — nicht gerner, als ich ihn erzählte, daß iſt eben ſo gewiß; — und alſo iſt beiden Theilen geholfen, wenn ich anfange.

So aufrichtig ſind nicht alle Schriftſteller — und dann werden Sie ſehen, daß es nur an mir lag, aus meinem Traum ein ſo gutes, ernſthaftes und kunſtmäßig zugeſchnittenes Syſtem zu machen, als irgend eines von allen denen, die binnen heut und einem Jahre gemacht werden mögen. Was für ein Anſehen hätte ich mir damit geben können! Was für eine Menge alte, mittlere und neuere Autoren hätte ich anführen, wie manchen widerlegen, wie manchen vertheidigen, wie manchen erklären und wie manchen emendiren können! Denn warum ſollte ich das Alles nicht eben ſo wohl können, als ſo viele Andere, die am Ende doch auch nicht größere Herenmeiſter ſind, als ich? Ich ſage dieß Niemand zu Leide, blos um die Herren und Damen geſtehen zu machen, daß ich der gutherzigſte Autor bin, der vielleicht ſeit undenklichen Zeiten geſehen worden iſt. Andere geben ihre Träume für wirkliche Erſcheinungen, oder träumen wohl bei hellem Tageslichte mit offnen Augen und muthen uns zu,

daß wir der Himmel weiß welche übermenſchliche Weisheit in ihren Träumereien finden ſollen: ich hingegen gebe meinen Traum für — einen Traum, d. i. eine Feige für eine Feige; und das heißt doch, denke ich, Ehrerbietung für ſeine Leſer tragen und den Leuten zutrauen, daß ſie — Augen haben.

Alſo, meinen Traum, wenn es Ihnen angenehm iſt!

14.

Ich weiß nicht, wie es zuging, — ein Fall, worin ſich gewöhnlich alle Träumer befinden, — genug, ich befand mich plötzlich mitten auf einem hohen Gebirge, welches keine andere Einwohner als Löwen und Drachen zu haben ſchien, und deſſen oberſter Theil, mit ewigem Schnee bedeckt, ſeine Stirn in den Wolken verbarg.

„Das fängt zu poetiſch an.“ — Sie haben Recht! ich muß ein wenig niedriger ſtimmen.

Aechzende Töne, durch kleine Pauſen unterbrochen, gleich dem Aechzen, welches die Heftigkeit des Schmerzens oder die lange Dauer eines mißbehaglichen Zuſtandes endlich der Geduld ſelbſt auspreßt, drangen durch die ſchreckliche Stille in mein Ohr.

Ich folgte dem Tone, wiewohl mir das Herz pochte, und nun ſah ich auf einmal — was Sie ſchwerlich errathen hätten, aber, ſobald ich's Ihnen ſage, ſehr natürlich finden werden — den alten Menſchenbildner Prometheus vor mir, in dem nämlichen jammervollen Zuſtande, wie ihn der Tragödiendichter Aeſchylus an einen Felſen des Kaukaſus angeſchmiedet ſchildert.

Der lang entbehrte Anblick eines Menſchengeſichts ſchien etwas Linderndes für ihn zu haben. Er rief mir, näher herbeizukommen, und wir wurden, wie es in Träumen gebräuchlich iſt, in einem Augenblick die beſten Freunde.

Er fragte mich, wie es um die Menſchen ſtehe, und wie ſie ſich das Daſeyn zu Nutze machten, welches ſie ſeiner plaſtiſchen Kunſt und ſeiner Gutherzigkeit zu danken hätten?

Der Gott der Träume trieb hier eines ſeiner gewöhnlichen Spiele mit mir. Ich erinnerte mich nicht etwa blos der Fabel vom Urſprung der Menſchen, wie ich ſie in den alten Dichtern geleſen hatte; ſie wurde in dem nämlichen Augenblicke zur Wahrheit für mich.

Ich glaubte wirklich den Urheber meiner Gattung vor mir zu ſehen, dieſen Prometheus, der aus Lehm und Waſſer Menſchen gemacht und Mittel gefunden hatte, ihnen, ich weiß nicht wie, dieſes wundervolle ich weiß nicht was zu geben, das ſie ihre Seele nennen. Kurz, ich fühlte mich gänzlich in die Fabelzeit verſetzt, ohne darum weniger nach den Begriffen eines Menſchen aus meinem Zeitalter zu ſprechen.

Ich befriedigte ſeine Neugier durch Nachrichten — welche ich (aufrichtig zu reden) Bedenken trage öffentlich bekannt zu machen; und das aus der einfältigſten Urſache von der Welt. Es gibt übel geſinnte Leute, welche ſie für eine Satyre ausrufen würden, — und gute, wohlmeinende Perſonen, welche fähig wären, mich wegen deſſen, was ich im Traume geſagt hätte, zur Verantwortung zu ziehen; — wiewohl ſie ſich aus ihrem Montesquieu belehren könnten, daß dieß etwas ſehr Unbilliges iſt. Indeſſen wirft man ſich doch nicht gern mit ſolchen Leuten ab.

Man wird mir also vergeben, daß ich weiter nichts davon sagen kann, als daß Prometheus den Kopf schüttelte und ich weiß nicht was in seinen Bart hinein murmelte, welches, denke ich, — keine Lobrede auf seinen Vetter Jupiter war, der ihm, wie er sagte, die Freude nicht gegönnt habe, seine Geschöpfe glücklich zu machen.

Ich sagte ihm, unsre Weisen gäben sich viele Mühe, der Sache abzuhelfen, und es wäre noch nicht lange, daß uns einer hätte bereden wollen, es würde nicht besser mit uns werden, bis wir uns entschlössen, in den Stand der Natur zurückzutreten.

Und was nennt dieser weise Meister den Stand der Natur? fragte Prometheus.

Nackend oder in eine Bärenhaut eingewickelt unter einem Baume liegen (versetzte ich), Eicheln oder Wurzeln fressen, Wasser aus einem Bach oder einer Pfütze dazu saufen und mit dem ersten besten Weibchen, das einem aufstößt, zusammenlaufen, ohne sich anfechten zu lassen, was aus ihr und ihren Jungen werden könne; den größten Theil seines Lebens verschlafen, nichts denken, nichts wünschen, nichts thun, sich nichts um Andre, wenig um sich selbst und am allerwenigsten um die Zukunft bekümmern; dieß nennt der Weise, von dem ich dir sagte, den Stand der Natur. In diesem seligen Stande, spricht er, hätten wir keine Künste, keine Wissenschaften, kein Eigenthum, keinen Unterschied der Stände, keine Gesetze, keine Obrigkeit, keine Priester, keine Philosophen vonnöthen; — und solange man dieser Dinge vonnöthen hat, ist, seiner Meinung nach, an keine Glückseligkeit zu denken.

Prometheus, — ungeachtet sein Zustand so elend war, daß nur ein Gott fähig seyn konnte, ihn erträglich zu

finden — erhob über die Einfälle der anmaßlichen Weisen ein so herzliches Gelächter, daß ich mich nicht entbrechen konnte, ihm Gesellschaft zu leisten.

Ich sehe, sagte er, eure Philosophen sind noch immer — was ihre Vorgänger waren — Grillenfänger, welche Wolken für Göttinnen, Abstractionen für Wahrheit umfangen und nie sehen, was vor ihrer Nase liegt, weil sie sich angewöhnt haben, immer wer weiß wie weit über ihre Nase hinauszusehen.

Nicht alle, sagte ich; denn wir haben ihrer manche, welche die ihrigen noch mit einem halben Duzend Brillen bewaffnen, womit sie zwar im Ganzen nichts, hingegen im Kleinen so scharf sehen, daß ein gewisser Präsident einer gewissen Akademie sich große Hoffnung machte, wenn er nur den Hirnschädel eines Patagonen von zwanzig bis dreißig Ellen in seine Gewalt bekommen könnte, die Seele selbst, so klein sie immer seyn möchte, über dem Ausbrüten ihrer Vorstellungen gewahr zu werden.

Eure Philosophen haben seltsame Einfälle, sagte Prometheus.

Zuweilen, erwiederte ich, und nicht alle. Dafür aber haben auch unsere großen Herren, seitdem sie Philosophen um sich haben, ihre Hofnarren abgeschafft; und, unparteiisch zu reden, ich denke, sie haben beim Tausche mehr — verloren als gewonnen.

Aber, wieder auf deinen Sophisten zu kommen, fuhr er fort; ich merke, er hat vom goldnen Alter reden gehört. Vielleicht kam ihm die Idee zu poetisch vor, und da streifte er, nach Gewohnheit dieser Herren, so lange an ihr ab, bis ihm vom Menschen nichts als das bloße Thier übrig blieb; eine Arbeit, die ihn sehr leicht angekommen seyn mag! — Aber

ich denke doch; — ich, der die Menſchen gemacht hat, ſollte am beſten wiſſen, wie ich ſie gemacht habe.

Das denk' ich auch, verſetzte ich: und du würdeſt mir keine geringe Wohlthat erweiſen, wenn du mir Nachrichten geben wollteſt, welche mich in den Stand ſetzen, gewiſſe Philoſophen zu demüthigen —

Wenn du keinen andern Beweggrund haſt, unterbrach mich der Menſchenmacher, ſo kann ich mir die Mühe erſparen. Deine Philoſophen ſcheinen mir die Leute nicht zu ſeyn, die ſich von Prometheus belehren laſſen; und je natürlicher das, was du ihnen aus meinem Munde ſagteſt, wäre, deſto raſcher würden ſie ſeyn, auszurufen: Iſt's nichts als dieß? — Jupiter ſagte das Nämliche, da ich mit meinen Menſchen fertig war. Das alberne Machwerk! rief er; ich wollte in einem Nektarrauſche was Beſſeres gemacht haben! — Doch ich habe ſeit langer Zeit mit keinem Menſchen geſchwatzt; und du kannſt dir einbilden, ob einem die Weile zuletzt lang wird, wenn man etliche tauſend Jahre ſo allein an den Kaukaſus angeſchmiedet iſt, ohne eine andere Geſellſchaft zu ſehen, als einen unſterblichen Geier, der einem die Leber aus dem Leibe pickt und, ſobald er ſie aufgegeſſen hat, ſich empfiehlt, bis wieder eine neue gewachſen iſt. Ich bin froh, daß du dich zu mir verirrt haſt, und ich habe gute Luſt, mich einmal wieder ſatt zu ſchwatzen, weil mir doch der verwünſchte Geier eben Zeit dazu läßt.

Ich bezeugte ihm mein Mitleiden und meine Lernbegierde; und Prometheus fing ſeine Erzählung alſo an.

15.

„Es ist dir vielleicht nicht unbekannt, daß ich, so gut als Jupiter und seine Brüder, vom Geschlechte der Titanen bin, denen Hesiodus den Himmel zum Vater und die Erde zur Mutter gibt.

„Man hielt mich, ohne Ruhm zu melden, für den Klügsten unter ihnen, vermuthlich weil die übrigen, auf ihre körperlichen Vorzüge stolz, es nicht der Mühe werth hielten, Verstand zu haben.

„Damals war die Erde noch ohne Bewohner, und weil ich gerade nichts Besseres zu thun hatte, kam ich auf den Einfall, sie mit lebenden Geschöpfen zu bevölkern. Anfangs vertrieb ich mir die Zeit damit, Thiere von allen Gattungen zu machen, unter denen manche grotesk genug aussehen, um die Laune zu verrathen, worin ich sie machte. Unzufrieden mit meiner Arbeit, fiel mir kaum eine Gattung aus der Hand, als mir die Idee einer andern kam, welche besser gerathen sollte.

„Dieß ging so lange fort, bis mir endlich die Lust ankam, eine Gattung zu versuchen, welche eine Mittelart zwischen uns Göttern und meinen Thieren seyn sollte. Meine Absicht war die unschuldigste von der Welt; es war ein bloses Spiel: aber unter der Arbeit fühlte ich eine Art von Liebe zu meinem eigenen Werke entstehen; und nun setzte ich mir vor, glückliche Geschöpfe aus ihnen zu machen.

„Ich glaubte, sie wegen der Aehnlichkeit, die sie mit den andern Thieren hatten, nicht schadlos genug halten zu können, und organisirte sie deßwegen an den beiden Theilen, die an den Thieren gerade das Schlechteste sind, so vollkommen, als es die Materie, worin ich arbeitete, nur immer möglich seyn ließ.

Ich ſpannte die unendlich ſubtilen Saiten, woraus ich ſie zuſammenwebte, ſo künſtlich auf, daß eine Art von muſikaliſchem Inſtrumente daraus wurde, welches die ſchönſte Harmonie von ſich gab, ſobald die Natur darauf zu ſpielen anfing. Dieſe Inſtrumente ſtimmte ich ſo gut zuſammen, daß, ſowie eines davon einen gewiſſen Ton von ſich gab, die nämliche Saite bei dem andern mit einem gleichtönenden Laut antwortete. Meine Menſchen waren die gutherzigſten Geſchöpfe, die man ſehen konnte. Lachte eines, ſo lachte das andre; weinte oder trauerte eins, ſo trauerte das andre auch; lief eins voran, ſo liefen die andern hinter drein; kurz, ich trieb dieſe Zuſammenſtimmung ſo weit, daß ſogar keines gähnen konnte, ohne alle übrige mitgähnen zu machen.

„Die Idee der Harmonie hatte etwas ſo Ergetzendes für mich, daß ich mitten unter meiner Arbeit immer auf neue Triebfedern dachte, ſie bei meinen Geſchöpfen ſo vollkommen zu machen, als möglich.

„Ich liebte damals eine von den Töchtern des Oceanus, die ſchönſte Nymphe, die man mit Augen ſehen konnte. Dieſer Umſtand kam meinen Geſchöpfen ſehr zu gute.

„Um ſie in dieſem Stücke ſo glücklich zu machen, als ich es ſelbſt war, gab ich dem weiblichen Geſchlecht zur Schönheit einen gewiſſen Reiz, dem auch derjenige unterliegen muß, dem die Schönheit nichts anhaben kann; und meine Männer bildete ich ſo, daß der männlichſte, tapferſte, edelmüthigſte gerade der war, der ſich ihren Reizungen am leichteſten gefangen gab.

„Ich milderte durch das ſanfte Weſen und die rührende Grazie des Weibes eine gewiſſe Wildheit, welche den Männern unentbehrlich war, damit ſie im Nothfall die Beſchützer der Gegenſtände ihrer ſüßeſten Regungen ſeyn könnten.

„Die Gewalt ihrer Reize zu verdoppeln, gab ich dem Weibe die Scham, die holdseligste der Grazien, das anziehende Weigern, das sanfte Sträuben, welches den Werth jeder Gunst erhöht; die süßen Thränen, deren wollüstiges Ergießen das von Empfindung gepreßte Herz leichter macht. Ich tauchte gleichsam ihr ganzes Wesen in Liebe und machte, daß sie ihre höchste Glückseligkeit darin setzte, geliebt zu werden und Liebe einzuflößen.

„Ich glaubte hierin nicht zu' viel thun zu können, da meine Absicht war, den Mann dadurch von einer herumschweifenden Liebe abzuhalten und — wenigstens so viel es meine andern Absichten erforderten — seine Zuneigung an eine einzige Schöne zu heften. Ich machte zu diesem Ende, daß er, sobald ein Mädchen sein Herz eingenommen hatte, den Gedanken nicht ertragen konnte, ihren Besitz mit einem Andern zu theilen. Nicht als ob ich mir eingebildet hätte, Geschöpfe aus Lehm und Wasser durch ein paar ätherische Funken, wodurch ich diesen schlechten Stoff veredelt hatte, einer ewigen Liebe fähig gemacht zu haben; aber zu meinen Absichten war es auch genug, wenn die erste Liebe zwischen meinem Paare nur so lang dauerte, bis das Mädchen Mutter wurde.

„Dieser Umstand müßte nothwendig (dacht' ich) ein neues Band der Zuneigung, eine neue Quelle zärtlicher Gefühle und einer Art von Liebe werden, welche, bei noch unausgearteten Menschen, zwar nicht so heftig und schwärmend, aber dauerhafter ist, als jene, die den Genuß zum Zweck hat und im Schoße der Sättigung ihr Grab findet. Konnte der Vater die Mutter seines Kindes oder die Mutter den Mann, der ihr diesen süßen und ehrenvollen Namen verschafft hatte, ohne zärtliche Empfindung ansehen?"

Ich hatte mir bisher immer Gewalt angethan, den ehrlichen Titan nicht zu unterbrechen; aber länger konnt' ich's nicht — und ich sehe, meine Herren, daß es Ihnen auch so geht. Das Gewäsche des alten schwärmenden Graubarts kommt Ihnen halb kindisch vor — nicht wahr? In der That, ich fange selbst an zu muthmaßen, daß er sich auf seinen Vorzug vor den übrigen Titanen ein wenig zu viel zu gute gethan haben könnte. — Doch wir müssen den Prometheus meines Traums nicht dafür verantwortlich machen, daß seine Menschen nicht die Menschen zu Paris, London, Neapel, Wien, Petersburg, Constantinopel u. s. w. sind; das ist auch wahr! — Die Menschen, von denen Prometheus spricht, sind längst nicht mehr — oder, wofern es noch hie und da einen verborgenen Samen von dieser wunderlichen Gattung von Geschöpfen gibt, so machen sie doch keine Zahl; und — non apparentium et non existentium est eadem ratio (was nicht in die Sinne fällt, kommt eben so wenig in Anschlag, als ob es gar nicht wäre), sagt der alte juristische Weidspruch. Wir werden ihn also, weil er einmal angefangen hat, schon weiter reden lassen müssen.

„Der Zug der Natur zu diesen kleinen wimmernden Geschöpfen, die ihr Daseyn von ihrer Liebe empfangen hatten, unterhielt diese Liebe und empfing hinwieder von ihr neue Stärke. Denn das, wofür ich in der ersten Anlage der Menschheit am meisten gesorgt hatte, waren eben diese kleinen Geschöpfe, von deren glücklicher Entfaltung die Dauer der menschlichen Gattung abhing, welche nun mein Lieblingsgegenstand war.

„Ich machte sie zu Kindern der Liebe; das hieß selbst für die Keime der Menschheit Sorge tragen. Konnten sie anders als wohl gerathen, da die Liebe selbst ihre erste unsichtbare Pflegung auf sich nahm?

„Aber daran begnügt' ich mich nicht. Ich ſtrengte alle meine Erfindung, alle meine Bildnerkunſt an, aus dem Inſtinct der Mutter für ihr Kind die ſtärkſte aller Empfindungen zu machen. Die Schmerzen ſelbſt, womit ſie es gebar, mußten dazu helfen; es mußte ihr deſto theurer werden, je mehr es ihr gekoſtet hatte. Ich ſetzte die Bruſt der Mutter nicht blos der Schönheit wegen dahin, wo ſie iſt, oder damit der Säugling, auf ihrem Arme liegend, ſeine Nahrung deſto bequemer finden möchte; ſondern weil ich wollte, daß die Nähe des Herzens, welches ich zum Triebrade der zärtlichern Gefühle des Menſchen gemacht hatte, dem mütterlichen Gefühl in den Augenblicken, wenn ſie ihr Kind ſtillt, deſto mehr Wärme und Innigkeit geben ſollte.

„Die immer zunehmende Schönheit des Kindes, die ſanfte ſtufenweiſe Entfaltung der Menſchheit, deren angeborner Adel, ſelbſt in dieſem thieriſchen Alter, faſt allen ſeinen Regungen einen gewiſſen Schein von Sittlichkeit gibt; das ſüße Lächeln, womit es die mühvolle Fürſorge der Mutter belohnt: — Alles vereiniget ſich, die mütterliche Zuneigung zu einem ſo mächtigen Triebe zu machen, als es nöthig war, um in der Leiſtung aller der beſchwerlichen Dienſte, deren das kindliche Alter bedarf, ſogar Vergnügen zu finden.

„Doch ich vergeſſe, — ſo angenehm iſt mir die Erinnerung an eine Arbeit, die aus einem bloſen Spiele mein angelegenſtes Geſchäft wurde, — daß ich dich vielleicht nicht ſo gut unterhalte, als mich ſelbſt."

Ich war (wie man ſich vorſtellen kann) ſo höflich, den Enkel des Himmels und der Erde zu verſichern, daß ich mir keine beſſere Unterhaltung wünſchte.

16.

„Ich weiß nicht, fuhr er fort, wie es deine Brüder, die Menſchen, angefangen haben, daß ſie (wie du ſagſt) nicht glücklich ſind. Meine Abſicht wenigſtens war, daß ſie es ſeyn ſollten; und ich glaubte es ihnen ſo leicht gemacht zu haben, glücklich zu ſeyn, und ſo ſchwer, ſich unglücklich zu machen, daß ich, bei meinem Vetter Anubis! nichts davon begreife, wenn ich meine Mühe an ihnen verloren habe. — Aber die verwünſchte Büchſe der Pandora! Ohne ſie würden meine armen Menſchen noch ſo glücklich ſeyn, als in ihrem urſprünglichen Stande.“

Sie waren alſo einmal ſehr glücklich? fragte ich.

„Ob ſie es waren? rief Prometheus mit einem Tone, der mir zu erkennen gab, daß ihn meine Frage beleidiget habe. — Wie hätten ſie es nicht ſeyn ſollen? Ich ſetzte ihr ganzes Weſen aus Triebfedern des Vergnügens zuſammen; und damit es unmöglich ſeyn möchte, daß der Schmerz jemals den Zugang zu ihnen fände, machte ich ihn zum Gefährten der Unmäßigkeit, der Mißgunſt, der Bosheit und aller anderer Laſter, welche den Menſchen ihrer Natur nach ſo verderblich ſind und ſo wenig Verführeriſches haben, daß ich mir nicht einfallen laſſen konnte —

„Aber die verdammte Büchſe der Pandora! Das fatale Geſchenk hat Alles verdorben! — Tauſend in die Farbe des Vergnügens gekleidete Bedürfniſſe, in deren Unwiſſenheit ein großer Theil des Glücks meiner Menſchen beſtand, jedes von einem Schwarm unruhiger Begierden umflattert, ſtürzten heraus, als der unbeſonnene Epimetheus ſie in einer unſeligen Stunde öffnete; und geſchehen war's um meine armen Geſchöpfe! — Die guten ſorgloſen Kinder! Ich hatte

sie einfältig, unschuldig, freundlich gemacht; es floß so reines Blut in ihren Adern, daß sie nicht wußten, was böse Laune war. Ich gab ihnen gerade so viel Verstand, als sie nöthig hatten, um glücklicher zu seyn, als sie es durch die Sinne allein gewesen wären. Meine Großmutter, die Erde, war so gefällig, ihren Busen mit Allem auszuschmücken, womit sie meinen Geschöpfen Vergnügen zu machen glaubte. Sie wohnten unter Myrten und Rosen; sie schliefen auf Blumen; Stauden und Bäume eiferten in die Wette, ihnen eine zahllose Mannigfaltigkeit von gesunden wohlschmeckenden Früchten in den Schoß zu schütten. Das Schaf theilte seine Wolle mit ihnen, die Ziege ihre Milch, die Biene ihren Honig. Kunstlose Hütten, mit Palmblättern gedeckt, von Weinreben umschlungen, schützten sie vor den Beleidigungen der Witterung. — Fruchtbare Haine oder Gärten voll eßbarer Gewächse und Blumen um ihre Hütte zu pflanzen, frische Quellen durch sie hinzuleiten, ihre Heerden zu weiden, Körbe zu flechten, die Wolle ihrer Lämmer zuzubereiten und zu Kleidern und Decken zu verarbeiten, — das waren, mit dem süßen Geschäft, ihre Kinder zu erziehen, die leichten Arbeiten, in welche sich die beiden Geschlechter theilten.

„Ich hatte ihnen die nöthigen Werkzeuge zu einer Sprache gegeben, wodurch sie die engen Grenzen der Augensprache, welche eigentlich die Sprache der Seelen ist, erweitern und dasjenige, was an der Sprache der Geberden zweideutig und unverständlich bleibt, ersetzen sollten. Ich hätte sie den Gebrauch dieser Sprachwerkzeuge lehren können; aber ich wollte das Vergnügen haben, zu sehen, wie sie es ohne fremde Hülfe von der Natur selbst lernen würden; und sie ließen mich nicht lange auf dieses Vergnügen warten. Sie lernten von der Nachtigall singen, und der Gesang leitete sie auf die

Sprache. Die ihrige war freilich sehr einfältig, aber bei aller ihrer Armuth reich genug für ein Volk, das mehr Freuden als Bedürfnisse, mehr Empfindungen als Begriffe, mehr sanfte Gefühle als Leidenschaften und von allen euren Lastern und gekünstelten Tugenden gar keinen Begriff hatte. Sie bedienten sich derselben zu Liedern, worin sie die Freude über ihr Daseyn, die Vergnügen ihrer Sinne und ihres Herzens, die Ergießungen des Wohlwollens, der Liebe und der geselligen Fröhlichkeit in kunstlosen Sätzen ausdrückten. Sie hatten keine Bilder dazu vonnöthen, wie eure Dichter; jedes Wort malte die Sache selbst. Die Liebe machte einen Jüngling zum Erfinder der Leier, einen andern zum ersten Flötenspieler; und die jugendliche Freude oder die Grazien selbst, welche sich unerkannt in ihre Reihen mischten, lehrten die Mädchen und die Knaben den hüpfenden Tanz, den keine Nachahmung erkünsteln kann. — O! meine Menschen waren glücklich; das kannst du mir glauben! und wenn die Büchse der Pandora —"

Hier wurde Prometheus mitten in seiner Rede durch einen verdrießlichen Zufall unterbrochen — ich erwachte.

17.

Man kann sich leicht vorstellen, daß mich dieser Traum oder, wenn man lieber will, dieses Fragment von einem Traume zu allerlei Betrachtungen leitete, wovon einige vielleicht nicht unwürdiger sind, meinen Lesern mitgetheilt zu werden, als mein Traum selbst. Aber jetzt würde es unartig seyn, wenn ich eine kleine Neugier unbefriediget lassen wollte, welche — die Büchse der Pandora bei meinen —

Leſerinnen zurück gelaſſen zu haben ſcheint, an deren Zufriedenheit mir viel zu viel gelegen iſt, als daß ich in Fällen dieſer Art etwas Angelegeneres haben könnte, als ihren leiſeſten Wünſchen, ſofern ich ſie zu errathen fähig bin, entgegen zu kommen.

Prometheus ſchreibt der Büchſe der Pandora alles Unglück ſeiner Menſchen zu: „ohne ſie, ſagt er, würden ſie noch immer ſo glücklich ſeyn, als ſie es in ihrem urſprünglichen Zuſtande waren.“ Was für eine Büchſe konnte das wohl ſeyn, die ſo viel Unglück anzurichten vermochte?

Die Gelehrten — ein Volk, welches über nichts in der Welt einig werden kann — hegen auch über dieſen Gegenſtand ſehr verſchiedene Meinungen.

Einige glauben, daß unter der Geſchichte der Pandora nichts Anderes verborgen liege, als eine allegoriſche Vorſtellung der wichtigen Wahrheit: „daß der Vorwitz oder die Begierde, mehr zu wiſſen, als uns gut iſt, die erſte Quelle aller menſchlichen Uebel geweſen ſey.“ — Die Büchſe der Pandora, ſagen ſie, war weder mehr, noch weniger, als die Büchſe des Papſts Johannes des Dreiundzwanzigſten, mit welcher Seine Heiligkeit die Schweſtern zu Fontevrauld — da ſie das Privilegium, einander ſelbſt Beichte hören zu dürfen, von ihm erzwingen wollten — zu ihrer Beſchämung auf die Probe ſtellte.

Andere ſuchen unter der Büchſe der Pandora etwas noch Verborgeneres: es ſoll, ihrer Meinung nach, eben das dadurch bezeichnet werden, wovon der gelehrte Prieſter Porphyrius, unter dem Namen „der Höhle der Nymphen“ ſo geheimnißvolle und hyperphyſiſche Dinge ſchreibt. Sie beziehen ſich unter Anderem auf einen gewiſſen Vers des Horaz, um dadurch zu erläutern, warum die Büchſe der Pandora zur Quelle alles Uebels von den Alten gemacht worden ſey. — Aber wir

gestehen, daß uns sowohl diese Auslegung als der angezogene Vers unseres Lieblingsdichters zu allen Zeiten sehr mißfallen hat.

Noch Andere wollen in dieser berüchtigten Büchse eine allegorische Vorstellung der Einführung des Eigenthumsrechts unter den Menschen finden, — wovon sie sich irriger Weise einbilden, daß sie der Zeitpunkt der sittlichen Verderbniß der menschlichen Gesellschaft gewesen sey; — mehr anderer Meinungen zu geschweigen, welche zum Theil noch gezwungener sind als diese.

Ohne uns bei einer wenig interessanten Prüfung aller dieser Hypothesen aufzuhalten, begnügen wir uns, eine andere aus einem alten Buch ohne Titel, welches wir vor uns liegen haben, anzuführen, die uns deßwegen am besten gefällt, weil sie die natürlichste zu seyn scheint.

Der unbekannte Verfasser verwirft alle allegorische Erklärungen. Die Büchse der Pandora, sagt er, war weder mehr noch weniger als eine wirkliche Büchse, im eigentlichen Wortverstande, und zwar — eine Schminkbüchse; ein unglückliches Geschenk, wodurch die betrügerische Pandora unendlich mehr Böses gestiftet hat, als der Vorwitz, das Eigenthum und die Grotte der Nymphen. Seitdem die verderbliche Mode, die Lilien und Rosen, welche Jugend und Schönheit aus den Händen der Natur empfangen, aus einer Schminkbüchse zu ziehen, seitdem diese unselige Mode unter Evens Töchtern überhand genommen hat: seit dem ist es um die kunstlose Unschuld und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur geschehen. Nur zu bald wurde die Mode allgemein. Scheinen und Seyn, welche Eins seyn sollten, wurden Zweierlei: und weil es leichter war, gut, liebenswürdig, weise, tugendhaft zu scheinen, als es in der That zu seyn, und weil es, zumal bei Kerzenlicht, die nämliche Wirkung that; so bekümmerte sich Niemand

mehr darum, zu seyn, was er mit Hülfe dieser magischen Schminke scheinen konnte. Bald sah man kein natürliches Gesicht und keinen natürlichen Charakter mehr; Alles war geschminkt und verfälscht; geschminkte Frömmigkeit, geschminkte Freundschaft, geschminkter Patriotismus, geschminkte Moral, geschminkte Staatskunst, geschminkte Beredsamkeit. — Himmel! was wurde nicht geschminkt? — Die menschliche Gesellschaft glich nun einer großen Maskerade: und so wie die Nothwendigkeit die Kunst, einander, dieser Mummerei ungeachtet, ausfindig zu machen, zur ersten unter allen Künsten erhob; so fand man sich durch die nämliche Nothwendigkeit gezwungen, immer auf neue Künste zu denken, um diese Kunst zu vereiteln. Falschheit, Gleißnerei, betrügliche Höflichkeit, nichtsbedeutende Freundschaftsversicherungen, heuchlerische Unterwürfigkeit —.

Hier recitirt unser Anonymus eine Litanei von Lastern und Untugenden, die kein Ende nehmen will, und ergießt sodann die Bitterkeit seines Herzens in eine eben so lange Strafpredigt, womit wir, weil sie nichts weiter enthält, als was unsere Leser in dem ersten besten Predigtbuche finden können, ihren guten Willen nicht zur Unzeit ermüden wollen.

Wer sollte denken, daß so viel Böses aus einer Schminkbüchse hervorgehen könnte?

18.

Bei Allem dem halten wir uns versichert, daß die Geschöpfe des Prometheus nach und nach um ihre ursprüngliche Einfalt und Unschuld gekommen seyn würden, wenn gleich Pandora und ihre Büchse nie gewesen wären; — und in der

That, man mußte ſo ſehr in ſein eignes Werk verliebt ſeyn, als er es war, um nicht zu ſehen, wo der Fehler lag.

Geſchöpfe, deren Unſchuld und Glückſeligkeit von ihrer Unwiſſenheit abhängt, — wie er von den ſeinigen ſelbſt geſteht, — befinden ſich immer in einer ſehr unſichern Lage; und, Alles wohl überlegt, war es kein großer Schade, daß die ganze Zucht einer ſo zerbrechlichen Art von belebter und beſeelter Töpferarbeit in Deukalions Ueberſchwemmung erſäuft wurde.

Ernſthaft von einer ernſthaften Sache zu reden, — die Philoſophen, Sophiſten, Redner, oder wie ſie ſich ſonſt am liebſten nennen hören, welche uns bereden wollen, daß —

„die Entfernung von der erſten Einfalt der Natur — Entfernung von der Natur ſelbſt ſey;

„daß es der Natur gemäß geweſen wäre, wenn wir immer in einem Zuſtande von glücklicher Unwiſſenheit, wie ſie es nennen, geblieben wären;

„daß die Erweiterung unſerer Bedürfniſſe die Mutter unſerer Laſter, — und

„der Genuß aller Geſchenke der Natur und die Verfeinerung aller Künſte dasjenige ſey, was den Untergang der Staaten am meiſten befördere:"

Die Herren, welche ſo reden, ſprechen entweder von Menſchen aus der Fabrik des Prometheus — oder von Menſchen, welche, wie Jupiters Minerva, aus ihrem eigenen Gehirne hervorgegangen — oder, wenn dieſe Behauptungen den wirklichen Erdebewohnern gelten ſollen, ſo werden ſie uns erlauben zu ſagen, daß ſie die menſchliche Natur, von der ſie ſo viel reden, nicht beſſer zu kennen ſcheinen, als die Natur der Einwohner in Saturns Ringe.

Unſtreitig gibt es einzelne Menſchen, welche wohl daran thun, wenn ſie wie Diogenes und Epiktet leben lernen.

Es gibt Fälle, wo ein allgemeiner Geiſt von Sparſamkeit einem ganzen Staat eine Zeit lang nützlich iſt.

Es gibt Fälle, wo ein Fürſt ſehr zu loben iſt, wenn er, wie Kaiſer Marcus Aurelius, ſein Gold- und Silbergeſchirr in die Münze ſchickt, um ſein Kriegsheer damit zu bezahlen.

Aber alle dieſe Fälle ſind bloſe Ausnahmen, und es bleibt darum nicht weniger wahr:

„Daß die möglichſte Benutzung des Erdbodens und die möglichſte Vervollkommnung und Verſchönerung des menſchlichen Lebens das große Ziel aller Beſtrebungen, welche die Natur in den Menſchen gelegt hat, und alſo im Grunde der Natur eben ſo gemäß ſey, als die Einfalt, inſofern dieſe eine unzertrennliche Gefährtin der erſten Periode des Lebens bei der ganzen Gattung, ſo wie bei dem einzelnen Menſchen iſt.“

Reise

des

Priesters Abulfauaris

ins innere Africa.

1.

Es gibt harte Köpfe, welche nicht begreifen können: „daß äußerliche Formen der Tugend nicht die Tugend selbst sind; daß gewisse lächerliche Gebräuche, womit bei gewissen Völkern, z. B. bei den Hottentotten und Kamtschadalen, gewisse ehrwürdige Handlungen begleitet werden, diesen Handlungen nicht das Geringste von ihrer innerlichen Würdigkeit benehmen; und daß (unparteiisch von der Sache zu reden) ein nacktes Mädchen in Californien, trotz ihrer Nacktheit, wenigstens so züchtig seyn kann, als die ehrsame Dame Quintagnone, Oberhofmeisterin der Königin Genievre (für welche wir übrigens alle gebührende Ehrfurcht tragen), in ihrem großen Kragen und in ihrer wohl ausgesteiften sehr decenten und sehr barockischen Vertugade.

Einer von diesen Leuten — doch, was hindert uns, gewissen spitzfindigen Forschern eine Mühe zu ersparen und es gerade heraus zu sagen, daß es ein alter ägyptischer Priester, aus den Zeiten des Königs Psammuthis des Dritten, war? — kam, wir wissen nicht wie, noch warum, in ein Land im innern Africa, wo er eine kleine Völkerschaft von fingernackten Leuten unschuldig und zufrieden unter ihren Palmbäumen wohnen fand.

Zum Unglück für dieß gute Völkchen war dieser Reisende — den unsere Nachrichten Abulfauaris nennen — kein Gymnosophist. Indessen hatte er doch Augen und, was einem

jeden Priester Ehre macht, ein gewisses natürliches Gefühl, welches ihn wahrnehmen ließ, daß diese nackten Leute sehr unschuldige Sitten hatten.

Er gestand in dem Berichte, den er dem Könige Psammuthis nach seiner Zurückkunft von dieser Reise erstattete: — „daß die Aegypter — ungeachtet unter allen Nationen des Erdbodens sie allein (wie er aus Patriotismus und — Unwissenheit meinte) sich rühmen könnten, Religion, Polizei und Sitten zu haben — dennoch in gewissen Tugenden von diesen unglücklichen Wilden unendlich übertroffen würden. Nichts gleicht, sagte er, der Sittsamkeit ihrer Töchter, als das anständige Betragen der Jünglinge, denen alle diese Ausschweifungen, welchen bei uns die strengsten Strafgesetze kaum Einhalt thun können, etwas gänzlich Unbekanntes sind. Knaben und Mädchen werden von der Kindheit an gewöhnt, bis ins achtzehnte Jahr der ersten und ins fünfzehnte der andern von einander abgesondert zu seyn. Nur von dieser Zeit an ist es ihnen erlaubt, an festlichen Tagen, in Gegenwart ihrer Eltern, mit einander zu spielen und zu tanzen. Denn, da dieses das Alter ist, worin alle junge Leute, insofern keine natürliche Untüchtigkeit es verhindert, verbunden sind, sich zu verehlichen: so sieht man es gern, daß die Ehestandscandidaten beiderlei Geschlechts einander vorher kennen lernen, um eine Wahl zu treffen, welche bei diesem Volke lediglich dem Herzen überlassen wird.

„Die Ehe (setzt er hinzu) ist in ihren Augen etwas so Ehrwürdiges, daß sie keinen Begriff davon zu haben scheinen, wie man einer solchen Verbindung ungetreu seyn könne. Ein Mann oder eine Frau, welche sich dieses Vergehens schuldig machten, würden auf lebenslang für unehrlich gehalten und von aller Gesellschaft ausgeschlossen werden. Allein man hat

von Menſchengedenken her kein Beiſpiel, daß ſich dieſer Fall zugetragen hätte.“ — —

Armes, ehrliches Völkchen, was hatteſt du gethan, um mit einem Prieſter der Iſis heimgeſucht zu werden!

2.

„Ich konnte — fuhr der Prieſter Abulfauaris fort — nicht ohne inniges Erbarmen anſehen, daß ein von Natur ſo harmloſes und gutartiges Volk in einem ſo ungeſitteten und thieriſchen Zuſtande leben ſollte, als dieſe Nacktheit war, welche ich, zumal an wohlgebildeten jungen Perſonen, ohne großes Aergerniß nicht anſehen konnte — und ihr Zuſtand ſchien mir deſto beklagenswerther, je weniger ſie die Gefahr desſelben zu kennen ſchienen. Denn, in der That, dasjenige, was mich alle Augenblicke nöthigte, die Hand vor die Augen zu halten, ſchien bei ihnen nicht die mindeſte Regung zu veranlaſſen, und man bemerkte in ihrem Betragen unter einander nichts, was ſich von den ſtrengſten Geſetzen der Ehrbarkeit im Geringſten entfernt hätte.

„Zu allem Glück hatte ich etliche Stücke Leinewand von verſchiedenen Farben bei mir. Ich ſtand keinen Augenblick an, ſie dem Mitleiden aufzuopfern, welches mir dieſe armen verblendeten Geſchöpfe einflößten; ich zerſchnitt ſie in kleine Röcke und Mäntelchen und beſchenkte Weiber und Mädchen damit, ſo weit meine Leinewand reichte.

„Und hier hatte ich eine neue Gelegenheit, die vortreffliche Anlage dieſer guten Leute zu Sittlichkeit und Tugend wahrzunehmen. Denn ich kann Ihrer Majeſtät nicht genug ſagen, mit welcher Begierde die armen nackten Geſchöpfe die

Stückchen Leinewand annahmen, die ich ihnen gab, um ihre Blöse zu decken. Ich bedauerte nur, daß der Vorrath, den ich hatte, unzulänglich war, das tugendhafte Verlangen aller derjenigen zu befriedigen, welche auch so geputzt seyn wollten, wie ihre Nachbarinnen. In Kurzem breitete sich die Begierde, gekleidet zu seyn, unter dem ganzen Volke aus. Sie kamen von allen Enden und boten mir um meine Leinewand mehr Goldstaub und Elephantenzähne an, als zehn Kameele hätten fortschleppen können; denn sie hatten von mir gehört, daß ein großer Werth in diesen Dingen läge: aber ich mußte sie abweisen, und sie schienen ganz untröstbar darüber zu seyn. Einige junge Mädchen weinten bitterlich, daß sie sich an ihrem Hochzeittage nicht in einem gelben Rock und himmelblauen Mäntelchen sollten sehen lassen können. Andere zankten sich mit einander darum. Die Mütter nahmen den Töchtern und die ältern Schwestern den jüngern mit Gewalt weg, was ich ihnen gegeben hatte; und ich konnte nur mit großer Mühe verhindern, daß es nicht zu Thätlichkeiten kam. Kurz, zu meinem unbeschreiblichen Vergnügen bracht' ich es, Dank sey der großen Isis! in wenig Tagen so weit, daß es Jedermann für eine Schande hielt, ungekleidet zu seyn; und Männer und Weiber hatten nun nichts Dringenderes zu thun, als sich von gewissen breiten, wolligen Baumblättern eine Art von Schürzen zu machen, welche ihnen wenigstens dasjenige zu bedecken dienten, was die Ehrbarkeit zu nennen verbeut."

3.

Der König Pſammuthis hörte der Erzählung des Prieſters lächelnd zu.

Aber der Oberaufseher der Finanzen, ein Mann, welcher rechnen konnte, und dieſe Zeit über in tiefen Gedanken geſtanden hatte, ſtrich ſeinen Knebelbart und ſprach: Gott erhalte den König Pſammuthis! — Der ſehr verehrliche Prieſter der Iſis hat, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen, einen capitalen Einfall gehabt. Wir müſſen eilen, eh' uns die Phönicier oder die von Karthago zuvorkommen, eine ſo ſchöne Gelegenheit zu benutzen. — Iſt dieſe Nation zahlreich? fragte er den Prieſter.

„Sehr zahlreich, antwortete dieſer: das Land wimmelt von Einwohnern; denn es iſt ungemein fruchtbar, und die Leute ſind friedſam und durch große Gebirge und Wüſten von andern Völkern abgeſondert.“

Deſto beſſer! ſagte der Oberaufſeher der Finanzen. Es ſind gute Leute; ſie haben Goldſtaub und Elephantenzähne. Seine Ehrwürden hat uns da eine treffliche Gelegenheit gemacht, unſere Leinewand, Mouſſelinen, Schleier, Gürtel, Bänder und hundert andere Artikel unſerer Fabriken mit einem Profit anzubringen, der zu gleicher Zeit die Caſſen Ihrer Majeſtät füllen und Ihre Unterthanen bereichern wird. Die Gelegenheiten ſind ſelten, wo man mit beiden Händen nehmen kann. Beim Anubis! ein göttlicher Einfall!

„Ich geſtehe Ihrer Majeſtät, verſetzte Abulfauaris, daß ich keine ſo ökonomiſche Abſichten dabei hatte. Mein Gedanke war nur, den Willen der großen Göttin, deren Schleier noch kein Sterblicher aufgedeckt hat, zu vollbringen; welche, da ſie die Aegypter zuerſt lehrte den Flachs zuzubereiten und mit dem Gewebe davon ſich zu bekleiden, ſich beleidigt findet, Menſchen zu ſehen, die durch ihre Blöſe das edle Geſchenk der Göttin zu verachten und unnütz machen zu wollen ſcheinen. Hat aber, wie ich mit Vergnügen vernehme, dieſe meine

geringe, doch wohlgemeinte That auch noch einen politischen Nutzen: so möge dieses Beispiel Ihrer Majestät zu einem neuen Beweise dienen, daß wir unsern eigenen Vortheil nicht gewisser befördern können, als indem wir dasjenige thun, was den Göttern angenehm ist."

Wohl gesprochen! — sagte der König Psammuthis.

4.

Von ungefähr war ein griechischer Philosoph, welchen der König (wenn Se. Majestät lange Weile hatte) gern um sich leiden mochte, bei der Erzählung des Priesters gegenwärtig.

„Großer König (sagte der Grieche), was der hoch erleuchtete Oberaufseher der Finanzen sagte, ist so gut ausgedacht, daß der große Apis selbst (mit aller Ehrfurcht, die ich ihm schuldig bin, gesprochen!) nichts Klügeres hätte sagen können.

„Aber, ob der sehr verehrliche Priester — welchem Anubis Weisheit und einen grauen Bart verleihen wolle! — diesem nackten Volke, wovon die Rede ist, nicht mit seiner bunten Leinewand ein Geschenk gemacht habe, dessen sie besser hätten entbehren mögen, ist eine andere Frage.

„Vermuthlich muß die Witterung in ihrem Lande sehr gelinde seyn, denn sonst würden sie wohl schon lange Mittel gefunden haben, sich zu decken, ohne auf den Zufall zu warten, der den ehrwürdigen Abulfauaris und seine Leinewand zu ihnen geführt hat. Und daß diese Leute, ihrer Nacktheit ungeachtet, keusch und unschuldig lebten, daran hätten wir vielleicht zweifeln mögen, eh' uns der sehr verehrliche Priester dessen selbst versichert hat; aber nun wär' es Ungebühr, ihm in einer Sache nicht zu glauben, wovon er ein Augenzeuge war.

Demnach sehe ich nicht, was für einen Dienst er diesen Leuten geleistet zu haben meint.

„Ihre Nacktheit hatte (wie er selbst gesteht) wenigstens für sie nichts Unsittliches; und mir scheint nichts natürlicher als dieß. Unsere griechischen Weiber lassen ohne Bedenken ihr Gesicht, ihre Hände und einen Theil ihrer Arme nackend sehen, ohne darum unweiser zu seyn als eure Aegypterinnen, welche gleich beschämt wären, ihr Gesicht oder ihren H** sehen zu lassen. — Diese Wilden, deren Blöse dem sehr verehrlichen Priester so anstößig war, sind vermuthlich am ganzen Leibe Gesicht. Die Gewohnheit hat gemacht, daß der Anblick einer vollständigen unbekleideten Figur ihnen nicht mehr zu schaffen macht, als dem Griechen der Anblick eines alltäglichen Gesichtes; und auf die Gewohnheit kommt in solchen Dingen Alles an.

„Abulfauaris hat also (wenn es erlaubt ist, nach Menschenweise von dieser Sache zu reden) diesen guten Leuten, deren Freund er übrigens ist, einen Dienst gethan, der ihnen zu nichts dient. — Aber, daß dieser Liebesdienst, gegen die Absicht Sr. Hochwürden, die unglücklichsten Folgen für die Unschuld ihrer Sitten haben könnte, scheint mir mehr als eine bloße Besorgniß zu seyn. Ich will es der Zeit überlassen, mich hierüber zu rechtfertigen. Es geziemt mir nicht, hier vor Ihrer Majestät und vor einem Priester der Isis den Weissager zu machen. Aber, um nur von dem, was schon geschehen ist, zu reden, — ist es nicht schon weit genug gekommen, da sich diese guten Leute ihrer eigenen Gestalt zu schämen angefangen haben? Was werden die Folgen davon seyn? Und wie hat es der Scharfsinnigkeit des weisen Abulfauaris entgehen können, daß er von dem Augenblick an, da er ihren Weibern und Töchtern seine Röcke und

Mäntelchen austheilte, Eitelkeit, Begierde, ſich herauszupuzen, Eiferſucht, Mißgunſt und Zwietracht zwiſchen ältern und jüngern Schweſtern, Töchtern und Müttern ausgeſäet hat?

„Ich will glauben, daß es ihm ſelbſt in gewiſſer Betrachtung bequemer geweſen ſeyn mag, dieſe Töchter der kunſtloſen Natur in Röcken und Mäntelchen vor ſich zu ſehen; aber —

Diagoras iſt ein Freidenker, wie ich höre, fiel der Prieſter mit einem gezwungenen Lächeln und einem ſanften Kopfwiegen ein, welche dem Griechen von keiner guten Vorbedeutung ſchienen.

Er hätte dieß bedenken ſollen, eh' er zu reden anfing.

Aber wie hätte auch ein Grieche und ein Philoſoph zu ſchweigen wiſſen ſollen, da er eine ſo ſchöne Gelegenheit zum Reden vor ſich ſah?

5.

Abulfauaris hat uns keinen geringen Dienſt gethan, ſagte der König Pſammuthis. Ich weiß nicht, wie die Unſchuld ſeiner Wilden ſich dabei befinden wird; aber die ägyptiſchen Manufacturen werden ſich ſehr wohl dabei befinden, und wir haben Goldſtaub vonnöthen.

Mit dieſen Worten winkte der König den Prieſter und Oberaufſeher der Finanzen in ſein Cabinet und ließ den Philoſophen ſtehen.

Dieſer verſtand den Wink. Er ging gerades Weges nach dem Hafen; und da er ein griechiſches Schiff dieſen Augenblick ſegelfertig fand, ſtieg er ein und fuhr mit gutem Winde nach Athen zurück.

6.

Die Röcke und Mäntelchen des Priesters Abulfauaris kamen den armen Negern in der That theuer genug zu stehen. Ihre Unschuld war das Erste, was darüber verloren ging. Sie hatten bisher nicht daran gedacht, daß etwas Unedles oder Unziemliches darin seyn könne, sich selbst gleich zu sehen und sich Andern in seiner eignen Gestalt zu zeigen. Ihre Schönen (wofern die unsrigen anders erlauben wollen, für möglich zu halten, daß es unter Negern Schönen geben könne) hatten einen weit unschuldigern Grund, warum sie Alles sehen ließen, als die Perserinnen haben, Alles zu verbergen, oder die christlichen Europäerinnen, ihren Busen — oder so etwas Aehnliches, das sie der Kunst zu danken haben — mit Spinneweben zu bedecken.

Dieser Gebrauch hatte bei ihnen noch einen andern sittlichen Nutzen, welchen Abulfauaris nothwendig hätte bemerken müssen, wenn das Vorurtheil sehen könnte. Die Gewohnheit machte nämlich beide Geschlechter in einem gewissen Grade gleichgültig gegen einander. Der Geschlechtstrieb wurde bei ihnen schlafen gelegt, anstatt daß er bei policirten Menschen immer rege gemacht wird. Die Liebe war bei ihnen mehr das Werk des Herzens als der Sinne; aber ohne Liebe sagte die Natur einem Manne selten mehr für ein Weib, als für seines Gleichen.

Seit dem fatalen Geschenke des Priesters Abulfauaris veränderten sich ihre Sitten in diesem Artikel zusehends: und nachdem noch, zu allem Ueberfluß, die großmüthige Fürsorge des Oberaufsehers der Finanzen zu Memphis Anstalten getroffen hatte, diese Neger für ihr Gold und Elfenbein mit allen Arten ägyptischer Manufacturen zu versehen;

so verfeinerte sich in kurzer Zeit ihre Lebensart so sehr, daß Abulfauaris selbst bei seiner Wiederkunft Mühe hatte, sie zu erkennen. Die schwarzen Damen eiferten in die Wette, welche sich am artigsten und glänzendsten herausputzen könne. Die neuen Reizungen, welche sie aus den ägyptischen Fabriken entlehnten, gaben jetzt denen, womit die Natur sie versehen hatte, einen vorher unbekannten Werth. In Kurzem wurde die Sucht, sich zu kleiden, so weit getrieben, daß die Natur unter den Auszierungen erlag. Es wurde unmöglich, zu errathen, was unter dieser seltsamen Verkleidung verborgen seyn könne. Dieses erweckte die Neugier und setzte die Einbildungskraft ins Spiel. Die Weiber wurden aus einem Gegenstande der Liebe ein Gegenstand des Vorwitzes. Mancher bildete sich ein, bei einer andern Reizungen zu finden, die er bei der seinigen nicht fand — oder nicht achtete. Tausend kleine Kunstgriffe, deren sich die Weiber bedienen lernten, um ihre natürlichen Reizungen zu erhöhen oder ihre Mängel unsichtbar zu machen, hintergingen das Auge oder die Einbildung und gaben zu tausend kleinen Irrungen Anlaß, welche — desto größere Folgen hatten. Eine vorher unbekannte Verderbniß schlich sich unter Verehlichten und Ledigen ein. Die Weiber waren nicht mehr mit dem Schleier der öffentlichen Ehrbarkeit bedeckt. Sie lernten einen Unterschied zwischen Keuschheit und Sittsamkeit kennen, von dem sie vorher keinen Begriff gehabt hatten. Die Männer auf ihrer Seite fingen an, sich ein Geschäft daraus zu machen, ihrer Unschuld nachzustellen; und die Schönen, wiewohl sie eine Art von Vertheidigungskunst unter sich einführten, welche wenigstens dazu dienen konnte, den angreifenden Theil in Athem zu erhalten, sahen doch gleich anfangs ihrer Niederlage so gewiß entgegen, daß

es unmöglich war, sich durch ihre Gegenwehr abschrecken zu lassen.

Der weise Abulfauaris hatte also das Vergnügen, seine vermeinte Sittenverbesserung bei diesem Volke durchgängig eingeführt zu sehen; er fand aber zu gleicher Zeit, daß es nöthig seyn werde, nunmehr auch die Strafgesetze der Aegypter gegen allerlei Laster, mit deren Benennungen wir dieses Blatt nicht besudeln wollen, unter ihnen einzuführen.

Was das Sonderbarste scheinen möchte, war die süße Selbstzufriedenheit, mit welcher dieser ehrliche Priester, nachdem er glücklich mit seinem ganzen Institut zu Stande gekommen war, sich zu Memphis einen zweiten Hermes, einen Gesetzgeber und Wohlthäter der Wilden nennen ließ, voll innerlichen Triumphes darüber, daß er ihnen (wenn uns dieses Gleichniß erlaubt ist) garstige und unbekannte Krankheiten eingeimpft hatte, um das Vergnügen zu haben, sie wieder davon befreien zu können.

Man glaubt, daß ihm gleichwohl in übellaunigen Augenblicken die Weissagung des griechischen Philosophen eingefallen sey, und daß er bei Gelegenheit derselben sich nicht habe erwehren können, zu zweifeln: „ob er nicht vielleicht besser gethan hätte, die Neger zu lassen, wie er sie gefunden.“ Jedoch habe er sich in diesem Fall allemal mit einer Distinction beruhiget. — (Im Vorbeigehen, ein neues Beispiel, was für ein vortreffliches Specificum eine gute Distinction ist, die Natur und die Empfindung in Fällen, die uns selbst nicht gar zu nahe angehen, zum Schweigen zu bringen.) — „Wenn ihre Unschuld nur von ihrer Nacktheit abhing (habe er gesagt), so hatte sie nichts Verdienstliches; so war es bloser Mechanismus; so verdiente sie den Namen der Tugend eben so wenig als die Keuschheit eines frigidi

et maleficiati: — und so habe ich ein doppelt gutes Werk gethan; denn erstens hab' ich sie gelehrt, was Tugend ist, und zweitens hab' ich ihnen Gelegenheit verschafft, sie auszuüben."

7.

Ob der Priester Abulfauaris Recht gehabt habe, sich hinter diesem subtilen Trostgrunde vor den Vorwürfen sicher zu halten, welche ihm ein Sachwalter der Unschuld der armen Neger zu machen berechtigt war, ist eine Frage, die der besagte Anwalt, wenn er nicht ganz ungeschickt wäre, ungefähr also auflösen würde: —

„Die Frage: — Ist es einem Volke besser, die Tugend auszuüben, ohne sie und das Gegentheil von ihr zu kennen? — oder, ist es diesem Volke besser, mit den Reizungen zum Laster bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Ueberzeugung ausüben lerne?

„Diese Frage, meine Herren, scheint mit der folgenden einerlei zu seyn: — Ist es besser, gesund zu seyn, ohne zu wissen, daß man gesund ist, und wie man es anfangen müßte, um krank zu werden, — oder sich krank zu machen, damit man den Werth der Gesundheit desto besser schätzen lerne?

„Gesundheit ist der natürliche Zustand des physischen, Unschuld der Sitten die Gesundheit des moralischen Menschen, und Glückseligkeit die gemeinschaftliche Frucht von beiden.

„Lasset dem unwissenden Glücklichen seine glückliche Unwissenheit! Lasset sie ihm, solang er sie behalten kann; so lange, bis er in Gefahr ist, durch diese Unwissenheit

unglücklich zu werden. Wozu hatten die Neger eure Röcke und Mäntelchen vonnöthen? Sie waren unschuldig und hätten es ohne die Geschenke des ehrwürdigen Priesters vielleicht noch lange bleiben mögen."

Vielleicht auch nicht! —

„Gut: so hätte er den Fall abwarten sollen. Wer wird einem Gesunden Arznei für eine Krankheit eingeben, die er nicht hat, in Hoffnung, daß sie ihre Wirkung thun werde, wenn er sie künftig einmal bekommen sollte?"

8.

Dem sey, wie ihm wolle, Abulfauaris stand zu Memphis in dem Ruhme eines sehr weisen Mannes, und der König Psammuthis erkannte sich ihm sehr dafür verbunden, daß er den Schwarzen eine Moral beigebracht hatte, die den ägyptischen Manufacturen so vortheilhaft war.

Die alten Leute unter den Negern dachten anders von der Sache. Sie verwünschten sein Andenken, weil sie glaubten, daß seine Moral den Sitten und der Glückseligkeit ihres Volkes verderblich gewesen sey.

„Sollten nicht beide Theile Recht gehabt haben? Psammuthis beurtheilte die Güte dieser Moral nach dem Nutzen, welchen sein Volk von ihr zog; die Neger beurtheilten sie nach dem Schaden, den sie dem ihrigen gethan hatte. Konnten beide Theile anders denken?"

Ja wohl! — Sie hätten nur denken dürfen, wie Abulfauaris, der einen ganz andern Maßstab des Guten und Bösen hatte und den Nutzen oder Schaden seiner Moral für bloße Zufälligkeiten ansah, welche, von dem erhabnen

Standorte, auf den er sich in seiner Einbildung stellte, betrachtet, so klein und unbedeutend wurden, daß ein Mann, wie er, sich nicht die Mühe nahm, sie in Betrachtung zu ziehen.

„Und Abulfauaris hatte auch Recht?" —

Warum nicht? Er dachte wie ein Priester, Pſammuthis wie ein König, und die alten Neger, wie ein alter Neger denken soll.

Seine Absicht war gut, sagten seine Freunde.

Kann die gute Absicht eine unweise Handlung rechtfertigen? fragten seine Tadler.

Wir haben keine Lust, ihren Streit zu entscheiden.

Seine Freunde rechtfertigten ihn, nicht, weil er Recht hatte, sondern — weil sie seine Freunde waren.

Seine Tadler machten ihm Vorwürfe, nicht, weil er Unrecht hatte, sondern — weil sie ihn tadeln wollten.

Und wir — aus was für einem Grunde könnten wir uns das Richteramt zwischen ihnen anmaßen?

Oder, gesetzt auch, wir könnten es aus irgend einem Grunde, welcher Partei sollten wir den Sieg zusprechen?

Macht die Absicht eine Handlung gut: — gütiger Himmel! welche Uebelthat könnte nicht auf diese Weise gerechtfertiget werden!

Behaupten wir das Gegentheil: — welch ein strenges Urtheil sprechen wir dann, wissend oder unwissend, über das ganze Geschlecht der Kinder Adams! Wer wird bestehen können?

Ich gestehe, daß ich mich hier in der nämlichen Verlegenheit befinde, in welche der Sultan Schach-Baham bei einem Problem von einer andern Art gerieth, und daß ich mir eben so wenig zu helfen weiß: — „Jamais question

plus difficile à décider ne s'étoit offerte à mon esprit, et je la laisse à resoudre à qui pourra.«

9.

Abulfauaris alſo — welcher, wie geſagt, zuweilen ein weiſer Mann war und zu allen Zeiten es wenigſtens zu ſeyn ſchien, auch (wie wir ſehen) gute Abſichten hatte, — bekam einige Zeit vor ſeiner Reiſe in die Geiſterwelt (wie die Aegypter den Tod nannten) den Einfall, „die geheime Geſchichte ſeines Lebens zu Papier zu bringen.“

Ein wunderlicher Einfall von einem Prieſter der Iſis! wird man ſagen. — Genug, er hatte ihn.

„Ich widme, ſagt er, dieſe Bekenntniſſe meinen geehrteſten Brüdern, den Prieſtern zu Memphis, Sais, On, Bubaſtos, Theben u. ſ. w., und unſern Nachfolgern. — Sie ſollen unter den geheiligten Schriften im Tempel der Göttin zu Memphis aufbehalten und vor profanen Augen ſorgfältig verwahrt werden. Meine Abſicht iſt, daß meine Fehltritte ſelbſt durch die Lehren, welche ſich Andere daraus ziehen können, wohlthätig werden und auf dieſe Weiſe das Uebel, das ich aus Irrthum oder Schwachheit gethan habe, ſo viel möglich vergüten ſollen.“

Wir geſtehen, daß dieſe Stelle uns eine Hochachtung für dieſen alten Prieſter der Iſis eingeflößt hat, deren Größe mit der Schönheit einer ſolchen Geſinnung und mit der Seltenheit derſelben bei Perſonen ſeines Ordens in gehörigem Verhältniß ſteht.

Dieſe Hochachtung, mit dem billigen Anſtande, Bekenntniſſe, welche gewiſſer Maßen das Anſehen eines Teſtamentes

haben, gegen seine ausdrückliche Verordnung der Gefahr, von profanen Augen gelesen zu werden, auszusetzen; und die Betrachtung, daß er unter profanen Augen vermuthlich die Augen Aller derjenigen gemeint habe, welche nicht in den Geheimnissen der Isis eingeweiht worden sind; welches Vortheils, allem Ansehen nach, die wenigsten von unsern Lesern sich werden rühmen können; — Alles dieß scheint uns die fromme Pflicht aufzulegen, diese Bekenntnisse in der Dunkelheit, worin sie bisher gelegen, mit der ehrwürdigen Mumie ihres ehemaligen Eigenthümers — wo sie auch liegen mag — ungestört ruhen zu lassen.

Und doch — wenn wir auf der andern Seite bedenken, daß der Priester Abulfauaris kein Recht hatte, uns, die wir über zweitausend Jahre später in die Welt kamen, als er, eine Verbindlichkeit aufzulegen, wodurch wir einer höhern Pflicht genug zu thun verhindert werden;

Daß er auf keine Weise berechtigt war, die Vortheile seines warnenden Beispiels blos auf seine Ordensbrüder, die Isis-Priester zu Memphis, einzuschränken; und

Daß der Nutzen, welchen wir der Nachwelt durch die Bekanntmachung seiner Bekenntnisse, soviel an uns ist, verschaffen, vermuthlich das einzige Mittel ist, den Schaden, den seine Fehler und Verirrungen der Menschheit zugefügt haben, einiger Maßen zu vergüten: so verschwinden alle unsere Bedenklichkeiten wieder; und so übergeben wir denn — ohne Furcht, die pios manes des ehrlichen Priesters Abulfauaris in ihrer Ruhe (die wir ihnen von Herzen gönnen) dadurch zu stören — dem geneigten Leser — seine Bekenntnisse.

Die Bekenntniſſe

des

Abulfanaris,

geweſenen Prieſters der Iſis in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder-Aegypten.

Auf fünf Palmblättern von ihm ſelbſt geſchrieben.

Erſtes Palmblatt.

Durch die Geburt, als der Sohn eines Prieſters, zum Stande meiner Voreltern beſtimmt, wurde ich in den Vorhöfen des großen Tempels zu Memphis in dieſer ſtrengen Regelmäßigkeit erzogen, welche, nach der klugen Vorſicht unſrer Alten, erfordert wird, einen zukünftigen Prieſter zu bilden.

Zugleich mit den großen Grundmaximen unſrer Hierarchie lernte ich die Kunſt, meine Leidenſchaften zu verbergen; — die Kunſt, meine Blicke, Geſichtszüge und Geberden nach dem Modell einer unbeweglichen Ernſthaftigkeit abzuzirkeln; — die Kunſt, wenn ich zornig war, zu lächeln und, wenn Andre lachten, gleichgültig oder, wofern es die Umſtände mit ſich brachten, feierlich auszuſehen; — die Kunſt, allen meinen Reden einen religiöſen Schwung, allen meinen Handlungen religiöſe Beweggründe zu geben und Alles, was ich Gutes that, der Inſpiration des Oſiris oder der Iſis oder irgend einer andern Gottheit zuzuſchreiben. Kurz, alle dieſe Künſte — die ich nicht nöthig habe, euch, meine ſehr werthen Mitbrüder, vollſtändig herzuzählen, und welche zur Erhaltung unſers gerechten Anſehens ſo nothwendig ſind, — wurden mir durch die Erziehung ſo eigen gemacht, daß ſie endlich die Leichtigkeit, das Ungezwungene und die Grazie der Natur bekamen und mir eben ſo

mechaniſch wurden, als ob ich ſie mit mir auf die Welt gebracht hätte.

Außer dieſem wißt ihr, meine Brüder, daß unſre ganze Erziehung darauf eingerichtet iſt, uns eine tiefe Ehrfurcht vor der Würde unſeres Standes, einen immer brennenden, wiewohl äußerlich ruhigen Eifer für die Erhaltung unſrer Verfaſſung und eine pünktliche Anhänglichkeit an die Ceremonien, das Ritual und den ganzen exoteriſchen Theil unſers religiöſen Syſtems einzuflößen.

Man bekümmert ſich nicht darum, uns zu überzeugen, daß Iſis und Oſiris, Horus und Serapis, Hermes, Anubis und Typhon wirklich Götter ſind; aber man gewöhnt uns an, ihnen oder vielmehr ihren Bildern und Allem, was nur die mindeſte Beziehung auf ihren Dienſt hat, ſo zu begegnen, als ob ſie es wären.

Dieſe Methode iſt, wie ihr wiſſet, die Frucht der tiefen Politik, welche die Erfinderin unſrer ganzen Verfaſſung geweſen iſt. Die Einſichten, zu denen wir gelangen, nachdem wir in den Myſterien des Oſiris und der Iſis eingeweihet worden ſind, würden bei den Meiſten von uns ſehr nachtheilige Folgen haben, wenn es uns nicht von der Kindheit an zu einer mechaniſchen Gewohnheit gemacht worden wäre, die äußerſte Ehrerbietung vor allen Gegenſtänden der öffentlichen Verehrung ſehen zu laſſen.

Ich geſtehe freimüthig, daß ich die Nothwendigkeit dieſer Angewöhnung aus meiner eignen Erfahrung kennen gelernt habe. Ohne ſie würde es mir, nachdem ich durch die erforderlichen Vorbereitungen endlich zu der ganzen Einſicht in unſre Geheimniſſe zugelaſſen worden war, öfters beinahe unmöglich geweſen ſeyn, die Rolle, welche mir meine Beſtimmung im Tempel zu Memphis auferlegte, ſo zu ſpielen, daß

nicht zuweilen ein Zeichen eines geheimen Zwangs und einer gekünstelten Verstellung wider meinen Willen hätte verrathen können, daß sie mir nicht natürlich sey.

Ich befand mich dieser Gefahr um so mehr ausgesetzt, weil mir die Natur eine gewisse Aufrichtigkeit des Herzens gegeben hatte, die sich zuweilen in mir empörte, und besonders bei solchen Gelegenheiten, wo mein Eifer und meine Frömmigkeit mir vorzügliche Lobeserhebungen zuzogen.

„Du bist überzeugt, sagte ich zu mir selbst, daß alle diese Götter, in deren Anbetung du das ägyptische Volk unterhältst, weder mehr noch weniger gewesen sind, als Menschen wie du; Menschen, die von Fleisch und Brod lebten und, nachdem sie gestorben waren, von Würmern gegessen wurden; denn die Kunst, die Todten durch die Einbalsamirung zu erhalten, war zu ihren Zeiten noch nicht erfunden. Die Aufschlüsse sind unwidersprechlich, welche du durch die Initiation von dieser Wahrheit bekommen hast, von der dich schon die bloße Vernunft hätte überzeugen sollen.

„Wer weiß besser als du, daß dieser Apis, dessen Tod das ganze Aegypten in die tiefste Trauer setzt, ungeachtet seines weißen Vierecks auf der Stirne, eben so sehr ein Stier ist, als irgend ein anderer Stier; und daß es lächerlich ist, einer Katze wie einer Göttin zu begegnen oder vor einer Meerzwiebel sich demüthig im Staube zu wälzen? — Du gesteheſt dir selbst, daß alle diese Dinge ihre vermeinte Göttlichkeit von dem dummen Aberglauben des Pöbels haben: und du, dem es zukäme, dich mit deinen Brüdern zu vereinigen, um diesem Pöbel bessere Begriffe beizubringen, du unterhältst ihn in seinem dummen Aberglauben? — O Abulfauaris, Sohn des Menophis, ich besorge, du bist ein Betrüger!"

Dergleichen Gedanken, ich bekenne es, — vielleicht zu meiner Schande — beunruhigten mich in den ersten Jahren meines Priesterstandes so oft, daß es mir Mühe kostete, zu verhindern, daß sie bei gewissen Veranlassungen nicht sichtbar oder hörbar wurden. Zu andern Zeiten fand ich mich im Stande, es sey nun aus Leichtsinn oder Stärke des Geistes, mir eben diese Gedanken als Dünste und Wirkungen der Milzsucht sehr leicht aus dem Sinne zu schlagen.

„Wenn es jemals möglich seyn wird (antwortete ich mir selbst auf meine Bedenklichkeiten), daß der Pöbel über Dinge, welche nicht in die Sinne fallen, vernünftig denken lerne, so ist doch gewiß, daß es nicht in Aegypten geschehen wird; oder, wenn das ägyptische Volk jemals zu einem so hohen Grade der Aufklärung sollte gelangen können, so ist wenigstens dieses unleugbar, daß dermalen dazu noch keine Anscheinungen vorhanden sind.

„Die Religion der Aegypter, so anstößig und widersinnig sie in den Augen eines Fremden aussiehet, ist mit dem Staate so zusammengewachsen, daß seine Ruhe und Erhaltung an ihre Erhaltung gebunden ist.

„Die Aegypter glauben eine besondere Vorsehung und eine Bestrafung begangener Uebelthaten nach dem Tode. Diese beiden Artikel sind die wahren Grundpfeiler aller Sicherheit und sittlichen Ordnung unter den Menschen; denn von ihnen empfangen die Gesetze ihr Ansehen und ihre Furchtbarkeit. Selbst der Aberglaube des ägyptischen Volkes dient dazu, die Wirkung jener großen Wahrheiten zu befördern. Wo sie sich hinwenden, fallen ihnen geheiligte Symbole des unsichtbaren Wesens in die Augen, vor dessen Gegenwart und Aufsicht über ihre Handlungen sie zittern sollen. Je größer die Ehrfurcht ist, welche sie für diese

ſichtbaren Bilder der Gottheit fühlen; deſto kräftiger wirkt auf dieſe rohen Seelen die Wahrheit von der göttlichen Gegenwart, welche ſie ſich auf eine andere Art vorzuſtellen unfähig ſind; deſto heilſamer für die Geſellſchaft wird die Scheu, unter den Augen ſo vieler Gottheiten Böſes zu begehen.

„Dem Volke reinere Begriffe zu geben, iſt, wenigſtens in den gegenwärtigen Umſtänden, unmöglich; und ihm diejenigen zu benehmen, die es hat, ohne mit der vollkommenſten Gewißheit überzeugt zu ſeyn, daß es ohne ſie nicht ſchlimmer werden wird, als es mit ihnen iſt, — welcher Gefahr würde durch eine ſo gewagte Verbeſſerung das ganze Syſtem der Staatsverfaſſung ausgeſetzt!

„Wenn es alſo Betrug iſt, Wahrheiten vor dem Pöbel zu verbergen, deren Glanz er nicht ertragen könnte: ſo iſt es ein heilſamer, ein nothwendiger Betrug; und eben dadurch hört die Sache auf, dieſen Namen zu verdienen.

„Nein, Abulſauaris, du haſt keine Urſache, dich nur einen Augenblick des Ordens zu ſchämen, dem die ehrwürdigſten Geſchäfte des Staates, die Erhaltung ſeiner Grundfeſte und ſeines großen Triebrades, die Sorge für die Religion und der öffentliche Gottesdienſt anvertrauet ſind;

„Des Ordens, welchem die Aegypter Alles, was ſie ſo weit über die Barbaren, die den Erdboden bedecken, erhebt, ihre Verfaſſung, Geſetze und Künſte ſchuldig ſind;

„Dem ſie es zu danken haben, daß die königliche Gewalt, — welche zur Erhaltung der Einheit im Staate nothwendig und die Seele iſt, durch deren Ausbreitung und Einfluß aus den Gliedern ein wahres fortdauerndes und lebendiges Ganzes wird, aber eben deßwegen ſo leicht und ſo gern ihre Gewalt mißbraucht, — daß ſie in Schranken eingeſchloſſen bleibt, durch

welche die Geſetze und die bürgerliche Freiheit vor willkürlichen Anmaßungen ſicher ſind.

„In dieſem Lichte betrachte deine Beſtimmung, Abulfauaris, und dann ſprich, ob eine edlere gedacht werden kann!“

Zweites Palmblatt.

Ich beſorge ſehr, meine Brüder, dieſe Gegenvorſtellungen, welche ich meinem Gewiſſen oder meiner Ehrlichkeit, oder wie ihr es nennen wollt, machte, ſind nicht gründlich genug, daß ſie mich ſo vollkommen hätten beruhigen ſollen, als ſie thäten, nachdem mich die Gewohnheit gegen die Ungereimtheit gewiſſer Pflichten meines Dienſtes und gegen die Vorwürfe des beſagten — wie heißt es? unempfindlich gemacht hatten.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre; — aber, ſeitdem ich die ſchwarze Pforte der Geiſterwelt für mich aufgethan ſehe, kommen mir viele Dinge anders vor, als ehemals. Zum Beiſpiel, die Unterſcheidung zwiſchen den rohen Seelen des Pöbels und den feinen und ausgebildeten, deren wir uns berühmen, ſcheint mir bei Weitem nicht mehr ſo wichtig zu ſeyn; und ich kann mich nicht erwehren, zu glauben, daß der armſeligſte Taglöhner in Memphis aus den Händen der Natur eine Seele von der nämlichen Art empfange, wie der König oder der verehrliche Vorſteher unſers heiligen Ordens, der Oberprieſter des Oſiris ſelbſt.

Warum ſollte es unmöglich ſeyn, der Seele dieſes Tagelöhners begreiflich zu machen, daß Apis ein Stier, der Ibis eine Art von Störchen, und die Meerzwiebel eine —

Meerzwiebel ſey? — daß der Stier zwar für ein ſymboliſches Bild der Stärke gebraucht werden könne; daß der Ibis uns nützlich ſey, weil er unſre Schlangen ißt, und daß ihm unſre Aerzte vielleicht das Geheimniß des Klyſtiers abgelernt haben; daß die Meerzwiebel ein vortreffliches Mittel ſey, verdickte Säfte zu zertheilen: aber, daß ſchlechterdings kein Grund vorhanden ſey, warum wir irgend einem Stier oder einem Ibis oder einer Meerzwiebel göttliche Ehre erweiſen ſollten?

Ich geſtehe, daß es mir ſchwer fällt, von einem Geſchöpfe, das einem Menſchen gleich ſieht, ſo ſchlecht zu denken, als ich thun müßte, wenn ich es für unfähig halten ſollte, ſo klare Wahrheiten begreifen zu lernen; und daß ich meines Orts viel weniger begreifen kann, warum es dem Dümmſten unter allen Dummköpfen dieſer Unterwelt nicht unendliche Male begreiflicher ſeyn ſollte, daß ein Stier ein Stier, als daß er ein Gott ſey.

Allerdings iſt die Macht des Aberglaubens, wenn er einmal von dem Gehirne des Menſchen Beſitz genommen hat, entſetzlich. Aber ich ſage auch nicht, daß man das Volk auf einmal klug machen ſolle. Wenn blinde Seelen ſehend gemacht werden ſollen, muß man ohne Zweifel die nämliche Vorſicht gebrauchen, wie bei Leuten, denen man den Staar geſtochen hat. Genug, daß ſich in zwanzig bis dreißig Jahren eine erſtaunliche Umkehrung in den Köpfen des Volkes bewirken ließe, wenn wir uns entſchließen könnten, ein ſo edelmüthiges Werk zu unternehmen und darin nach einem gemeinſchaftlichen, regelmäßigen Plane zu verfahren. Ich denke nicht, daß wir nöthig haben, uns die Beſorgniß, „die großen Grundwahrheiten unſrer Religion möchten dadurch untergraben werden," davon abſchrecken zu laſſen. Wahrheit und Wahrheit

ſind zu gleichartige Dinge, als daß ſie ſich nicht mit einander vertragen ſollten.

Aber ich weiß einen andern Grund, meine werthen Brüder, warum mein frommer Wunſch ſchwerlich jemals aufhören wird, ein Wunſch zu bleiben. Ihr werdet, das bin ich gewiß, Alle, Einer nach dem Andern, ſo denken wie ich; aber, ach! wie Abulfauaris werdet ihr erſt alsdann denken, wenn ihr keine Zeit mehr habt, Gebrauch davon zu machen.

Ich will euch dieſen Grund mit eben der Offenherzigkeit entdecken, mit welcher ich meinen Buſen aufſchließen werde, um euch Geheimniſſe darin ſehen zu laſſen, die vor jedem andern als einem allſehenden Auge verborgen geblieben ſind.

Hermes, der große Stifter unſeres Ordens und der Geſetzgeber unſeres Volkes, hinterließ uns eine ſehr einfache Religion, wie ein Volk ſie nöthig hatte, welches eben erſt durch ihn geſammelt worden war und die erſte Bildung zu einem förmlichen Staat bekommen hatte, und ſo gut, als ein ſolches Volk ſie zu ertragen fähig war.

Seine angelegenſte Sorge ſcheint geweſen zu ſeyn, die künftigen Prieſter, als die Aufbewahrer ſeiner Geſetze, auf den richtigen Standpunkt zu ſtellen, aus welchem ſie das erhabne Amt, welches er ihnen in ſeiner Republik anvertraute, zu überſehen hätten. Er verfaßte ſeine geheime Lehre theils in Hieroglyphen, theils in dem geheiligten Alphabet, wovon er der Erfinder war, und wozu wir allein den Schlüſſel haben. Er lehrte uns darin: daß ſeine Religion aus einem politiſchen Geſichtspunkte betrachtet werden müſſe, und daß ſeine Abſicht dabei keine andere geweſen, als ſeine neu geſtiftete Republik feſter zuſammenzuziehen und, durch den Glauben einer herrlichen Belohnung der Tugend und einer ſtrengen

Bestrafung des Lasters nach dem Tode, der Unzulänglichkeit seiner Gesetze zu Hülfe zu kommen. Er fügte hinzu: Alles, was er an den Aegyptern hätte thun können, sey nur ein roher Entwurf, der von uns, seinen Nachfolgern, ausgearbeitet und polirt werden müsse, welches nicht anders als nach und nach geschehen könne. Ueberdieß seyen alle Gesetze ihrer Natur nach der Veränderung unterworfen, und eine jede Verfassung habe von Zeit zu Zeit nöthig, ausgebessert und mit neuen Federn versehen zu werden. Er überlasse uns deßwegen —

Doch wozu sage ich euch diese Dinge, die euch so gut bekannt sind als mir? — Vergebet, meine Brüder, einem alten Manne, der seinen Vorstellungen nicht mehr so gebieten kann, wie vormals — Ich komme zur Sache.

Die älteste Religion der Aegypter war also, wie gesagt, sehr einfach.

Die Aufnahme der Heroen unseres Volkes unter die Gottheiten legte den ersten Grund zu ihrer Erweiterung, und die Hieroglyphen gaben in der Folge Gelegenheit, die Zahl der heiligen Dinge beinahe ins Unendliche zu vermehren.

Niemals ist vielleicht ein abergläubischeres Volk und ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seine Bewohner mehr zu dieser Gemüthskrankheit aufgelegt machte, gewesen, als das unsrige. Aegypten ist in der That das Land der Wunder; und selbst ein Fremder, der zu uns kommt, fühlt beim Anblick so vieler Seltenheiten der Natur und der Kunst, so vieler geheimnißvoller Denkmäler eines die Geburt aller anderen Völker übersteigenden Alterthums, sich geneigt zu glauben, daß unser Land ehemals eine Wohnung der Götter gewesen sey.

Die Einwohner eines ſolchen Landes müſſen natürlicher Weiſe mehr Anlage als andere haben, aus dem Dienſte der Götter die Hauptangelegenheit ihres Lebens zu machen; zumal wenn ſie überhaupt zur Melancholie geneigt ſind, und ihre ganze Verfaſſung, anſtatt dieſen Naturfehler zu verbeſſern, ihm vielmehr alle mögliche Nahrung gibt. Denn wie ſollte ein Volk nicht ſchwermüthig ſeyn, welchem wir aus einem ſpitzfindigen Begriff von religiöſer Politik alle Muſik unterſagt haben? — welches ſogar bei ſeinen Gaſtmählern und geſelligen Ergetzungen die Gegenwart einer Mumie vonnöthen hat, um ſich zur Freude aufzumuntern? — und bei welchem die Könige ſelbſt den größten Theil ihres Lebens damit zubringen, ſich ihr Grabmal zu bauen? Ein ſolches Volk iſt dazu gemacht, in einer Religion, die zu der Düſterkeit ſeiner Gemüthsart paßt, zu gleicher Zeit eine Nahrung ſeines Trübſinns und ein Hülfsmittel gegen das Uebermaß desſelben zu ſuchen.

Der ausſchweifendſte Aberglaube ſcheint ein Bedürfniß der Aegypter zu ſeyn. Sie glauben nicht Götter genug haben zu können. Jede Stadt, jede Zeit, jede Handlung, jede Perſon hat ihre eigenen. Die alltäglichſten Erſcheinungen in der Natur werden zu Zeichen und Vorbedeutungen, die natürlichſten Uebel zu beſondern Strafgerichten gemacht. Ein nichtsbedeutender Zufall, ein alberner Traum iſt hinlänglich, die Ruhe ſolcher Unglücklichen zu ſtören. Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die Götter zu fragen, was ſie thun ſollen, und die andere, ihnen abzubitten, was ſie gethan haben.

Wie konnt' es anders ſeyn, als daß ein ſolches Volk mehr Prieſter haben mußte, als irgend ein anderes in der Welt? Es mußte ihrer ſchon eine unmäßige Anzahl haben, um nur jedem Gott ſeinen Prieſter zu geben. Der urſprüngliche

prieſterliche Stamm reichte nicht zu, die ägyptiſche Frömmigkeit nach Nothdurft zu bedienen. Nach und nach entſtand daher eine Art von Mittelorden zwiſchen den Prieſtern und dem Volke; Leute, welche anfangs keine andere Anſprüche machten, als den Prieſtern in ihren Verrichtungen und den Aegyptern zu ihren häuslichen Andachten behülflich zu ſeyn. Sie wurden geduldet, weil man nicht vorher ſah, was ſo leicht vorher zu ſehen war. Aber unvermerkt wußten ſie ſo viel Anſehen bei dem Volke zu erſchleichen, daß es bereits unmöglich geweſen wäre, ſie wieder los zu werden, als man zu merken anfing, wie nachtheilig ihr Daſeyn, ihre Vermehrung und ihre Bemühungen der alten Verfaſſung wurden. Die Liebe zum Müßiggang und die Bequemlichkeit, ſich auf Anderer Unkoſten füttern zu laſſen, überſchwemmten das Land mit dieſen Mitteldingen, deren unermüdete Beſchäftigung war, den Pöbel, wie eine Spinne ihren Raub, mit ihrem Hirngeſpinnſte zu umwickeln und ihn immer tiefer in einen Aberglauben zu verſenken, ohne den ſie ſich hätten gefallen laſſen müſſen, zu graben oder zu verhungern. Endlich fanden ſie Mittel, ſich auch zu den Großen den Zugang zu öffnen oder, richtiger zu reden, eine Menge Zugänge; denn dieſen Leuten gilt Alles gleich, Thüren, Fenſter, Spalten und Katzenlöcher, — wenn ſie nur hineinkommen. Und da ſie es einmal ſo weit gebracht hatten, wie hoch ſtieg nun in Kurzem ihr Uebermuth! Wir ſelbſt mußten uns vor ihren geheimen Ränken fürchten; noch glücklich genug, dem ehrwürdigen Charakter unſeres Standes und einem in dem geheiligten Dunkel der Götterzeiten ſich verlierenden Alterthum ein wankendes Anſehen zu verdanken, deſſen tägliche Abnahme wir heimlich beſeufzen, ohne den Muth zu haben, das immer weiter freſſende Uebel in der Wurzel anzugreifen.

Und nun, meine Brüder, hab' ich euch den Grund gesagt, warum für den Verstand der armen Aegypter nichts zu hoffen ist. Die große Isis möge ihnen gnädig seyn! Aber in diesem Leben werden sie niemals einsehen lernen, daß eine Meerzwiebel — eine Meerzwiebel ist.

Drittes Palmblatt.

Eben dieselbe Politik, meine Brüder, welche euch zurück hält, dem Aberglauben und den vorbesagten Mitteldingen, seinen eifrigen Verfechtern, öffentlich den Krieg anzukündigen, — hielt auch mich zurück. Ich glaubte weislich daran zu thun; aber, seitdem ich die Handlungen meines Lebens in einem reinern Lichte sehe, zweifle ich sehr, ob ich recht daran gethan habe.

Wer soll sich der Wahrheit annehmen, wer soll ihre unverjährlichen Rechte wieder herstellen, wenn wir's nicht wagen dürfen? wir, denen der Staat die Sorge für das, was ihm das Angelegenste ist, die Bewahrung der Gesetze und der Religion, von welcher jene ihr Ansehen und ihre Verbindlichkeit empfangen, anvertraut hat!

Welche Betrachtung, welches Interesse ist wichtig genug, diese große Pflicht zu überwiegen?

Ich ermahne euch, meine sehr werthen Brüder, diese Sache nach ihrer Wichtigkeit in Ueberlegung zu nehmen und euch die nagenden Vorwürfe zu ersparen, welche die letzten Stunden meines Lebens vergiften.

Doch ich besorge sehr, das, was ich mir über diesen Artikel vorzuwerfen habe, werde in Vergleichung mit einer andern Schuld, deren ich mich selbst vor euch anklagen muß,

nur eine Kleinigkeit ſcheinen. — Ich geſtehe es, mein Stolz leidet unausſprechlich unter dem Bekenntniſſe, welches ich im Begriff bin abzulegen! — Möchte dieß, große Iſis, für eine Genugthuung vor dem ſtrengen Gericht angeſehen werden, vor welchem meine Seele bald erſcheinen wird!

Ihr erſchrecket, ehrwürdige Prieſter der Königin der Götter? — Ihr begreifet nicht, was dieſer Abulfauaris, deſſen untadeliges Leben Anderen zum Beiſpiel vorgehalten wurde, dieſer Abulfauaris, der ſich durch die Ausbreitung unſeres Gottesdienſtes und unſerer Herrſchaft über eine africaniſche Völkerſchaft, welche unſerm großen Seſoſtris ſelbſt unbekannt geblieben war, ein beneidenswürdiges Verdienſt um das ägyptiſche Reich erworben hatte, — begangen haben könne, das den Glanz ſeines ruhmvollen Lebens verdunkeln ſollte?

Ach, meine Brüder! (wenn ich anders noch würdig bin, euch ſo zu nennen) eben dieß, was mir von der Welt, von unſerem Hofe, von unſerem geheiligten Orden ſelbſt ſo viele Lobſprüche und Belohnungen zuzog, eben dieß, was der Stolz meines Lebens ſeyn ſollte, — iſt das, was meine alten Wangen mit Schamröthe überzieht, und wovon ich das Andenken aus meiner Seele vertilgen zu können wünſchte, — wenn das innerliche Gefühl, daß dieſe Strafe das Wenigſte iſt, was ich verdiene, einen ſolchen Wunſch nicht zu einem neuen Verbrechen machte!

Höret denn meine reuvollen Bekenntniſſe; — und möge mein Beiſpiel den Beſten unter euch erzittern und einen Jeden behutſam machen, die geheimen Triebfedern ſeiner Handlungen als Feinde zu beobachten, die in ſeinem Buſen auf ſeine Unſchuld lauern. Ein weiſes Mißtrauen in uns ſelbſt iſt die ſicherſte Bruſtwehr der Tugend, ſagt Hermes. Warum mußt' ich in der Sicherheit einer

vierzigjährigen Tugend dieſen goldnen Spruch aus den Augen verlieren!

Ich will euch von der Geſchichte meiner Reiſe zu den Negern dasjenige nicht wiederholen, was aller Welt bekannt geworden iſt. Die geheimen Umſtände dieſer Hauptepoche meines Lebens ſind es, was meinem ganzen Betragen ſein wahres Licht gibt; und nur von dieſen wird hier die Rede ſeyn.

Ihr wiſſet, denke ich, meine Brüder, daß dieſe Neger, zu jener Zeit, da ihr Unſtern mich zu ihnen führte, ein freies, unſchuldiges und in ſeiner Unwiſſenheit künſtlicher Bedürfniſſe glückliches Volk war.

Ihr wiſſet nicht minder, daß ſie gegenwärtig auf ägyptiſche Weiſe policirt, mit unſern Sitten und Laſtern angeſteckt und der willkürlichen Gewalt unſerer Könige oder vielmehr der Raubſucht und dem Uebermuth ihrer Höflinge unterworfen und, unter dieſem Joche vielleicht das unglücklichſte Volk unter der Sonne ſind.

Und wenn nun der Geiz, der Stolz und die Ueppigkeit des Prieſters Abulfauaris die wahren Urſachen dieſer für die armen Neger ſo unglücklichen Veränderung geweſen wären, — würde er nicht Urſache haben, das vermeinte Verdienſt, welches ihm die ehrenvollen Namen eines Lehrers und Geſetzgebers dieſes Volks erworben hat, für die ſchwärzeſte That ſeines Lebens zu halten?

Und gerade ſo, meine Freunde, verhält ſich die Sache!

Der Umſtand, der mich in den Stand ſetzte, der Blöſe der ehrlichen Neger zu Hülfe zu kommen, war nicht ſo ſehr zufällig, als ich es dem Könige vorgab. Ich hatte gute Nachrichten von den Reichthümern, welche bei dieſen Wilden zu holen wären; und, ohne den Gewinn ſo genau auszurechnen, wie der Oberaufſeher der Finanzen, wußte ich doch ſehr wohl, daß

ich bei der Vertauschung meiner Leinewand gegen ihren Goldstaub nichts verlieren würde.

Ich gestehe, daß ich noch an keinen förmlichen Plan, dieses Volk zu policiren gedacht hatte, da ich zu ihnen kam. Die ungemeine Leutseligkeit ihrer Sitten, ihre Gutherzigkeit und eine gewisse Lenksamkeit, die ich an ihnen wahrnahm, — kurz, alle die Eigenschaften, welche dieses Volk liebenswürdig machten und mir hätten beweisen sollen, daß es unserer Sitten nicht vonnöthen habe, — waren es, was mir den ersten Gedanken gab, wie leicht es seyn würde, die Krone von Aegypten mit diesem Kleinod zu bereichern.

Dieser Gedanke arbeitete einige Zeit in meinem Kopfe, ohne daß ich mit mir selbst einig werden konnte, was ich aus ihm machen sollte.

Die Gewohnheit, ein Volk ohne Kleider, ohne Künste, ohne Polizei für elend zu halten; das Vergnügen, welches sie über die Röcke und Mäntelchen bezeigten, womit ich sie für ihren Goldstaub beschenkte, ohne daß ich ihn für einen Ersatz meiner gemalten Leinewand zu halten schien; die Vorstellung, wie glücklich ich sie erst durch Mittheilung der übrigen Producte unserer Künste machen könnte: — Alles dieß wirkte auf einer Seite ziemlich stark auf meine Einbildung.

Auf der andern Seite stellte mir der gute Genius der armen Neger alles vor, was mich von dem Gedanken, ihnen ein so fatales Geschenk zu machen, abschrecken konnte; — ihre Unschuld, ihre Zufriedenheit mit ihrem Zustande, die Gefahr oder vielmehr die unvermeidliche Nothwendigkeit, ihnen mit unseren Bedürfnissen auch unsere Leidenschaften und mit beiden unsere Laster mitzutheilen, endlich die nur allzu gerechte Besorgniß, wie unglücklich sie durch den Mißbrauch der Gewalt werden könnten, deren die Aegypter, unter dem Scheine

der Freundſchaft, ſich ohne Zweifel über ſie anmaßen würden. Die Natur hat mir ein empfindſames Herz gegeben, meine Brüder; ich erſchrak vor den Folgen meines erſten flüchtigen Entwurfs; und ſo ſehr mich auf der andern Seite der Ruhm eines neuen Hermes reizte, den ich mir an dieſem Volke verdienen konnte, ſo glaube ich doch, daß ihr guter Genius endlich die Oberhand gewonnen haben möchte, wenn nicht eine Leidenſchaft — welche gewohnt iſt, den Sieg davon zu tragen, wie ſchwer es ihr auch gemacht wird — den Ausſchlag wider ihn gegeben hätte.

Ihr werdet erſtaunen, — ſo wenig hättet ihr eine ſolche Schwachheit von der ſtrengen Weisheit des Abulfauaris vermuthen können — wenn ich euch ſage, daß es die Liebe oder, richtiger zu reden, die Leidenſchaft war, welcher man mit dieſem ſchönen Namen das Auffallende benehmen will, das ſie für jedes ehrliebende Gemüth hätte, wenn man ſie mit ihrem rechten Namen nennte.

Ich war entweder von Natur wenig zur Zärtlichkeit geneigt, oder die prieſterliche Erziehung in den Vorhöfen des Tempels hatte den Samen dieſer vermeinten Schwachheit — welche in der That der Tugend günſtiger iſt, als man gemeiniglich glaubt — in meinem Herzen erſtickt. Aber den ſinnlichen Trieb konnte dieſe Erziehung nicht erſticken; und ſo gut ich — Dank ſey meinen Anführern in der Sittenlehre! — dieſes unheilige Feuer zu verbergen wußte, ſo brannte es darum nicht weniger in meinem Inwendigen. Gleichwohl hatte ich mir über dieſen Punkt noch keinen ſonderlichen Vorwurf zu machen; und wo hätte ich wohl weniger vermuthen ſollen, eine Klippe zu finden, an welcher meine Tugend ſcheitern würde, als unter dieſen Negern?

Viertes Palmblatt.

Ich befand mich damals noch in dem Alter, worin die Flamme, von der ich eben gesprochen habe, zumal wenn sie durch Mäßigkeit unterhalten worden ist, bei einem starken Temperament von ihrer Gewalt noch wenig verloren hat.

Der Eindruck, den so viele schöne Gestalten — denn das waren die meisten — ihrer Farbe ungeachtet auf meine Sinne machten, setzte meine Einbildungskraft in die Stimmung, worin sie seyn muß, um von einem besonderen Gegenstande lebhaft gerührt zu werden. In einer solchen Stimmung erblickte ich die schöne Mazulipa, die Frau eines Mannes, der in vorzüglichem Ansehen unter diesen Schwarzen stand; und der erste Anblick wirkte stark genug, daß ich in weniger als vier- und zwanzig Stunden so gänzlich vergiftet war, als ob die syrische Göttin beschlossen hätte, mich zu einem Beispiel der furchtbarsten Ausbrüche ihres Zornes zu machen.

Ich könnte euch keine Schilderung von dieser schuldlosen Verführerin machen, — denn sie hatte wohl gewiß keinen Gedanken, mich zu verführen — ohne eure Einbildungskraft in Gefahr zu setzen. Die meinige — ich gestehe euch meine ganze Schwachheit — stellt mir noch in diesem Augenblick ein so warmes Gemälde von diesem reizenden Weibe vor, daß ich, wider meinen Willen, unfähig bin, an ihren Genuß ohne Entzücken zu denken.

Ich war kein Neuling, der sich selbst über den Zustand seines Herzens hätte betrügen können; ich wußte im ersten Augenblicke so gut, wohin diese Leidenschaft zielte, und dachte so wenig daran, mich über ihre Absichten zu betrügen, daß ich vielmehr, von besagtem Augenblick an, keine Macht hatte, auf etwas Anderes zu denken, als auf Erfindung eines

schicklichen Mittels, sie ohne Gefahr meines Charakters befriedigen zu können.

Und in eben diesem Augenblick war es auf einmal beschlossen: daß die Neger policirt werden sollten.

In der ersten schlaflosen Nacht war mein Plan fertig. Unsere Polizei ist auf unsere Religion gebaut; und so sollte es auch bei meinen Negern seyn. Nichts war mir jetzt leichter, als auf alle die Einwürfe zu antworten, welche mir der gute Dämon dieser Unglücklichen gegen mein Vorhaben gemacht hatte. — „Es war, zum Beispiel, keine nothwendige Folge, daß sie mit unsern Sitten auch unsere Laster annehmen mußten. Man konnte dieser Gefahr durch verschiedene Mittel zuvorkommen; und wenn alle andere fehlen sollten, waren nicht die Mysterien der Isis ein unfehlbares Gegengift gegen alle sittliche Verderbniß? das stärkste Beförderungsmittel der Tugend und eines untadelhaften Lebens?"

Die Mysterien! — Diese Vorstellung fiel stark auf mein Gemüth. Werdet ihr glauben können, meine Brüder, daß der Gedanke an diese Geheimnisse — an welche keine Seele, die des Anschauens des geheiligten Sinnbildes der göttlichen Natur gewürdiget worden ist, ohne Schaudern denken soll — meiner durch die Wuth der Leidenschaft begeisterten Phantasie den Stoff zu dem schändlichsten Entwurfe darbot, der jemals den Busen eines Menschen besudelt hat?

Aber denket nicht, daß ich, wie elend auch in diesen Augenblicken der Zustand meines Gehirnes war, fähig gewesen sey, eine so schreckliche Entheiligung des Ehrwürdigsten, was unsere Religion hat, nur einen Augenblick ohne den lebhaftesten Abscheu zu denken! Nein, meine Brüder! Mit Entsetzen vor mir selbst verwarf ich die scheußliche Eingebung des unreinen Dämons und faßte so heldenmüthige Entschließungen,

daß ich Urſache zu haben glaubte, einen vollſtändigen Sieg über ihn davon getragen zu haben.

Aber, ach! wer kennt, eh' ihn ſeine eigene Erfahrung belehrt hat, alle die geheimen Winkel des Herzens, in deren ſicherm Hinterhalte die verſteckte Leidenſchaft, indeſſen wir von Triumphen träumen, auf Gelegenheiten lauert, uns ungewarnt und unbewaffnet mit verdoppelter Wuth zu überfallen?

Sicher auf die Stärke meiner Entſchloſſenheit, glaubte ich nun, ohne das mindeſte Bedenken an dem großen Entwurfe der Umgeſtaltung meiner Neger arbeiten zu können. Die Leichtigkeit, womit ſie über ihre Nacktheit zu erröthen gelernt hatten, überredete mich, daß ich eben ſo wenig Schwierigkeiten finden würde, ſie auch in den übrigen Stücken nach meinem Plan umzubilden.

Ich machte den Anfang mit dem Unterricht in unſerer Religion. — Warum that ich das? — Weil ich mir dadurch den Weg bahnte, die Myſterien bei ihnen einzuführen; meine Lieblingsidee, welche ich, nach meinem Sinne, nicht bald genug ins Werk ſetzen konnte. — Und woher dieſer ungeduldige Eifer, da ich doch ſo feſt entſchloſſen war, keinen Mißbrauch zum Vortheil meiner Leidenſchaft davon zu machen? — Was ſoll ich euch ſagen? Ich hatte das Beiſpiel des dreimal großen Hermes vor mir; und ich glaubte, die Unſchuld meiner Neger, wofern ſie ja von der Anſteckung unſerer Sitten etwas zu beſorgen hätte, durch die Initiation am beſten zu verwahren.

Der geheime Beweggrund, der den übrigen ſeine ganze Stärke mittheilte, lag tief in meinem Buſen; aber ich unterſchied ihn nicht — oder wollte ihn nicht ſehen.

Ich war inzwiſchen nach Aegypten zurück gegangen, um dem Könige von meiner Unternehmung Nachricht zu geben,

und den Plan, nach welchem ich arbeiten wollte, um dem Reiche die Vortheile derſelben zuzuwenden, mit ihm abzureden. Das Bild der wolluſtathmenden Mazulipa hatte mich dahin begleitet; es ſtand allenthalben vor mir; es beunruhigte — darf ich es ſagen? es beglückte zuweilen meine Träume. Meine Leidenſchaft ſtieg auf einen Grad, der alle meine Entſchloſſenheit wankend machte. Aber der gute Vorſatz, dieſes betrügliche Einſchläferungsmittel, behielt allezeit den Sieg.

Und doch wünſcht' ich mir Flügel, um deſto ſchneller zu den Negern zurückkehren zu können. — Mazulipa war unter ihnen!

Ich Unglücklicher! Ihr glaubtet, daß es ein heiliger Eifer ſey, der mich ſo ungeduldig mache, zu meinem erhabenen Geſchäfte zurückzukehren — und ich ließ euch in eurem Irrthum!

Fünftes Palmblatt.

Ich war nun wieder angekommen und beſchloß — denn ich fühlte die Nothwendigkeit davon — der Tugend ein großes Opfer zu bringen, indem ich mir dasjenige, wornach mich ſo heftig verlangte, und was meine Reiſe bis zum Wunder beſchleunigt hatte, den Anblick der reizenden Mazulipa, verſagen wollte. — Deſto eifriger wurde an dem Tempel der Iſis und den Zubereitungen desſelben zu Begehung der Myſterien gearbeitet.

Es war nicht lange möglich, die ſchöne Mazulipa zu meiden, ohne mich der Gefahr, daß man einen geheimen Beweggrund eines ſo wenig natürlichen Betragens ſuchen würde, auszuſetzen. Ihr Mann war nach der neuen Einrichtung — ſo wie er's auch vorher ſchon geweſen war — einer der Oberſten

des Volkes; und die junge Dame brannte vor Begierde, den Unterricht zu empfangen, der sie fähig machen sollte, zu den Geheimnissen der Isis zugelassen zu werden. Wenig träumte ihr davon, daß sie Ursache haben könnte, bei einer Feierlichkeit für ihre Unschuld zu zittern, wovon sie sich nach dem, was ihr davon zu sagen erlaubt war, einen Vorschmack der Wonne der Unsterblichen versprach.

Die Mysterien waren nun der tägliche Inhalt unserer Unterredungen. Die Rolle, die ich dabei zu spielen hatte, war keine von den leichten. Ich mußte mich, mit einer äußerst mühsamen Gewalt über mich selbst, in Acht nehmen, ihr meine Leidenschaft zu verrathen, und von den Mysterien durft' ich ihr nicht mehr sagen, als was alle Ungeweihte wissen dürfen.

In der Verlegenheit, womit ich sie unterhalten sollte, kam ich einsmals, aus Veranlassung unsers gewöhnlichen Gegenstandes, auf die Beispiele, die wir in den ältesten Geschichten von einer besondern Liebe gewisser Götter zu gewissen Sterblichen finden. Ich bemühte mich, ihr geläuterte und erhabene Begriffe davon zu geben; aber das war mehr, als die Unvollkommenheit ihrer Sprache zuließ. Ich mußte, wenn ich ihr nur einigen Begriff von der Sache geben wollte, sinnliche Bilder dazu nehmen; und, ohne einen ausdrücklichen Vorsatz, wurde mein Gemälde, so behutsam ich auch die Farben wählte, lebhaft genug, um ihre Einbildungskraft zu erhitzen. Ich brach ab, sobald ich es gewahr wurde; aber die Eindrücke, mit denen ich sie verließ, arbeiteten so kräftig in der meinigen, daß ich, mit aller möglichen Mühe, gewisse sich aufdringende Bilder nicht abzuhalten vermochte.

Die furchtbare — und gewünschte Nacht der kleinern Mysterien kam nun immer näher, und die Erwartung der

schönen und gefühlvollen Mazulipa schien außerordentlich gespannt zu seyn. Schon des Abends zuvor hatte sie mich durch die unerwartete Frage in Erstaunen gesetzt: ob ich glaubte, daß sie unschuldig genug sey, einem Gott liebenswürdig zu scheinen? — Denn sie hatte von mir gehört, daß die Unschuld des Herzens eine von den Eigenschaften sey, wodurch wir den Göttern wohlgefällig würden. Ich hatte den Muth, ihr mit einem ernsthaften Tone zu antworten, daß man sich außerordentliche Dinge nicht wünschen müsse; aber zu gleicher Zeit war ich schwach genug, hinzuzusetzen: daß man sie auch nicht fürchten, sondern sich der Willkür der Götter lediglich überlassen müsse. — Ich würde mir selbst Unrecht thun, meine Brüder, wenn ich sagte, daß ich mir der Absicht, welche mich so reden machte, deutlich bewußt gewesen sey; aber ich mußte doch fühlen, daß ich eine Absicht hatte, und ich getraute mir nicht, sie aus meinem Busen hervorzuziehen.

Die schwärzeste der Nächte war nun gekommen — meine eiskalte Hand zitterte, da ich fortfahren will — vergebens würde ich mich bemühen, euch die Wuth des innerlichen Kampfes zu beschreiben, der sich endlich mit der Niederlage meiner Tugend endigte.

Die unschuldige und fanatische Mazulipa betrat den finstern unterirdischen Gang, durch dessen mystische Krümmungen die Initianden wandeln müssen. Der Boden erbebte unter ihren Füßen; tausend fremde ungewöhnliche Töne drangen in ihre Ohren; tausend eben so seltsame Gestalten, von plötzlich wieder verschwindenden Blitzen sichtbar gemacht, schlüpften wie Schatten vor ihren Augen vorbei: als in einem solchen Blitze — der Gott Anubis ihr erschien, und die bethörte Unschuld, welche vor Furcht und Erwartung athemlos Alles zu

leiden bereit war, die Beute des sacrilegischen Betrugs wurde.

Ich würde nicht zu entschuldigen seyn, meine Brüder, wenn ich eure schon genug beleidigten Augen — durch eine umständliche Erzählung aller der Kunstgriffe, welche der betrügerische Anubis anwandte, um seine Rolle öfters und mit mehr Bequemlichkeit spielen zu können — länger verunreinigen wollte.

Es ist sehr unglücklich für mich, aber es ist doch zugleich das Einzige, was mir bei der qualvollen Erinnerung an diesen häßlichen Auftritt meines Lebens einigen Trost anbeut, — daß ich mich dazu bestimmt ansehe, euch durch meine Erfahrung zu belehren: „daß Personen unseres Standes mehr als alle andre Classen von Menschen Ursache haben, ihr Herz zu bewahren; — und daß eben darum die reinste und erhabenste Tugend von uns gefordert werde, weil wir vor allen andern Sterblichen den unseligen Vortheil haben, unsre unlautern Absichten, unsre Laster und Verbrechen selbst unter dem ehrwürdigen Schleier der Religion den Augen der Welt zu entziehen; oder, um Alles mit Wenigem zu sagen, weil das Heiligste und Beste, was die Alles regierende Vorsicht dem menschlichen Geschlecht gegeben hat, in unsern Händen zum Werkzeuge der sittlichen Verderbniß, der Unterdrückung und des allgemeinen Elends werden kann."

Unsere Heuchelei, es ist wahr, verschont die Welt mit öffentlichem Aergerniß, und der Bösewicht von innen erbauet öfters von außen durch den Schein der vollkommensten Tugend. Aber wie theuer muß die menschliche Gesellschaft diesen zufälligen und wenig bedeutenden Vortheil bezahlen! Der Heuchler schadet ihr auf eben dieselbe Weise wie ein still wirkendes Gift, dessen Zerstörungen nicht sogleich in die Sinne

fallen. Er arbeitet deſto ſicherer, weil er im Dunkeln arbeitet; er kann ungeſtört ſeinen ſchändlichen Plan vollführen; und man denkt ſo wenig daran, ſeinen Abſichten zu widerſtehen, daß man ihm vielmehr die Mittel, ſie auszuführen, freiwillig in die Hände gibt. Ungeſtraft mißbraucht er die unſchuldigſte unter allen Schwachheiten der menſchlichen Natur, um die leichtgläubige Redlichkeit zum Opfer ſeiner Leidenſchaften zu machen, indem ſie ſich den höhern Weſen, von denen ſie das Glück oder Unglück ihres Daſeyns erwartet, aufgeopfert zu haben glaubt.

„Zittert, meine Brüder, vor allem dem Böſen, das ein Prieſter thun kann!

„Und o! möchte Abulfauaris unter allen ſeines Ordens der Einzige ſeyn, der ſolche Bekenntniſſe zu machen hat!“

Ueber die Behauptung,

daß

ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey.

1770.

1.

„Das menschliche Herz ist in immerwährender Unruhe; nichts unterm Monde kann ihm Genüge thun; es ist ein unersättlicher Abgrund; seine Begierden gehen ins Unendliche, u. s. f.“

Von wie vielen sinnreichen und beredten Leuten unter Alten und Neuern, wie oft und auf wie vielerlei Art ist dieß nicht gesagt worden! — und wer hat es besser gesagt, als Pascal?

Es gibt wenige gelehrte Gemeinplätze (wenn uns erlaubt ist, das, was man locos communes nennt, durch dieses Wort im Deutschen zu bezeichnen), welche, ungeachtet der große Haufe der Gelehrten sich schon so viele Jahrhunderte darauf herumgetummelt hat, so erschöpft, zertreten und ausgenutzt seyn sollten, daß sie durch Einzäunung und Bearbeitung nicht eine neue Gestalt gewinnen und in fruchtbare Plätze verwandelt werden könnten.

Vermuthlich hat es mit dem oben angezogenen die nämliche Bewandtniß: und wiewohl diese Meinung von der Beschaffenheit unserer Begierden seit undenklichen Zeiten zu so vielen schimmernden Gegensätzen und spruchreichen Declamationen Anlaß gegeben hat; so könnte doch wohl seyn, daß das Wunderbare, Unbegreifliche und Geheimnißvolle, welches einige deßwegen auf die menschliche Natur geworfen haben, bei genauerer Untersuchung verschwände, und es auch hier erginge,

wie es, nach Tlantlaquakapatli's Regel, gemeiniglich mit dem Wunderbaren zu ergehen pflegt.

In der That, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, so haben wir Mühe, diesen Menschen zu finden, den die besagten scharfsinnigen und beredten Leute für unser allgemeines Ebenbild ausgegeben. Und sollte es auch vielleicht in einer kleinen Anzahl sonderbarer Menschen zu finden seyn; so ist mehr als wahrscheinlich, daß Demokritus oder Sokrates diesen letztern, ehe sie sich mit ihnen eingelassen hätten, zuvor eine gute Dosis Niesewurz verordnet haben würden.

Wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, sagte ich? — Das ist freilich, was man schlechterdings thun muß, um den Menschen kennen zu lernen; und kennen sollte man ihn doch, um über ihn zu raisonniren. Aber wo ist derjenige, der in diesem wichtigen Geschäfte sich nicht genöthigt sieht, über das Vergangene durchaus und über das Gegenwärtige größten Theils aus fremden Augen zu sehen? Die wenigen Philosophen, welche seit dem alten Thales aus Wissenstrieb ausgezogen sind, die Söhne und Töchter des Erdbodens zu beschauen, haben doch immer nur einen kleinen Theil ihrer Zeitgenossen sehen können; und Gemelli Carreri, der Einzige, meines Wissens, der aus besagtem Triebe den ganzen Erdboden durchwandert und alle Meere durchirret zu haben vorgibt, — dieser Gemelli, so eine wichtige Miene er macht, war gewiß kein Philosoph.

2.

Es ist, im Vorbeigehen zu sagen, verdrießlich, daß alle die herrlichen Dinge, welche uns Plotinus, Proklus, Agrippa,

die ehrwürdige Brüderſchaft vom Roſenkreuz und der Graf von Gabalis von einer geheimen Philoſophie, welche ſich die ganze Natur durch den edelſten Theil derſelben, die Geiſter, unterwerfen könne, vorſagen, allem Anſehen nach bloſe Träumereien ſind.

Ein bequemer Wagen, von einem paar fliegender Drachen oder Einhörner gezogen, und ein Sylphe oder ein Sklave der wunderbaren Lampe zur Bedienung wäre freilich eine vortreffliche Sache, um einen Mann in den Stand zu ſetzen, die Oberfläche unſers Planeten mit Allem, was darauf lebet, webet und iſt, ſo gut kennen zu lernen, als ſeine Studirſtube; mit einbedungen, daß er ſich auch der Gabe der Sprachen bemächtigen müßte, ohne welche uns die Condaminen ſelbſt nur ſehr unvollkommene Nachrichten von Menſchen geben können, die ſie nur im Vorbeigehen wenig beſſer geſehen haben, als man die ſchönen Schattenwerke in einem Savoyardenkaſten ſieht.

Wie viel würde dasjenige, was Bacon von Verulam die Schatzkammer der menſchlichen Erkenntniſſe nennt, dabei gewinnen, wenn ein Denker, der irgend ein verwickeltes moraliſches Problem aufzulöſen hätte, — anſtatt auf etliche unvollſtändige und wenig ſichere Angaben hin, oder (was beinahe eben ſo viel iſt) auf Gerathewohl zu raiſonniren oder (was nicht um den Werth einer hohlen Nuß beſſer iſt) aus willkürlichen Erklärungen und Vorausſetzungen Folgerungen zu ziehen, welche immer in Gefahr ſchweben, von einer einzigen neuen Wahrnehmung wie Kartenhäuschen umgeblaſen zu werden, — ſich nur in ſeinen Wagen ſetzen und in gerader Linie dahin fahren dürfte, wo er das Orakel der Natur ſelbſt befragen könnte; das iſt, wo er weiter nichts brauchte, als die Augen aufzuthun, um zu ſehen, was — was iſt,

ohne ſich die Mühe zu nehmen, die Möglichkeit dieſes Was und die Bedingniſſe dieſer Möglichkeit und die beſondern Beſtimmungen dieſer Bedingniſſe — a priori ausfindig zu machen.

Ich will hier dahingeſtellt ſeyn laſſen, wie viel oder wenig Hoffnung man ſich zu machen habe, daß unſre Nachkommen einen ſo glücklichen Zeitpunkt für die ſpeculativen Wiſſenſchaften dereinſt erleben werden. Gewiß iſt, daß wir uns bis dahin, gern oder ungern, bequemen müſſen, durch anderer Leute Augen zu gucken, wenn wir uns auf dem Erdboden umſehen wollen. Und dieſe Nothwendigkeit vorausgeſetzt, kann man, wie es ſcheint, mit hinlänglichem Grunde ſagen: daß der Menſch, deſſen Begierden immer ins Unendliche gehen und ſich an nichts Irdiſchem erſättigen, unter den Erdbewohnern, ſo wie ſie nach dem ordentlichen Laufe der Natur aus der Beiwohnung eines Mannes und eines Weibes entſpringen, eine ſehr ſeltene Erſcheinung ſey.

3.

Der Zuſtand der ſogenannten Wilden,

Die, ohne zu ackern, zu pflanzen, zu ſäen,
Mit Müßiggang ſich auf Koſten der Götter begehen,

wie Homer von ſeinen Cyklopen ſagt.

Und der Zuſtand der großen aſiatiſchen Deſpoten (eines Kalifen im alten Bagdad oder eines Sultans von Indien zum Beiſpiel) ſcheinen die beiden äußerſten Linien zu beſchreiben, innerhalb welchen das, worin die Menſchen ihre Glückſeligkeit zu ſuchen pflegen, eingeſchloſſen iſt; — und beide ſcheinen zu beweiſen, „daß ſich der Menſch mit ſehr Wenigem befriedigen laſſe.“

Der Grönländer, der Lappe, der Kamtschadale, der Esquimeau, der Caraibe, der Hottentott — Leute, die zum Theil unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen leben, — wie wenig haben sie vonnöthen, um mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn!

Die glaubwürdigsten Nachrichten stimmen alle darin überein, daß diese in unsern Augen so armseligen Geschöpfe „sich für die Glückseligsten" unter den Sterblichen halten und den bloßen Gedanken, mit uns zu tauschen, verschmähen."

Der Lappe, unter seinem berußten kegelförmigen Gezelte auf etliche Bärenhäute ausgestreckt, bringt seine Muße mit Tabakrauchen zu (sagt der Präsident von Maupertuis) und sieht mit Mitleiden auf die Bemühungen der übrigen Sterblichen herab.

Den Wilden in Nordamerica gesteht ein Mann, der sie zu kennen Gelegenheit gehabt hat und mehr Philosoph ist, als man es von einem Ordensmann erwarten oder fordern dürfte, der Jesuit Charlevoix, zu: „daß sie glücklich seyen." Er versichert uns, daß, als einige von ihnen nach Paris geschickt worden, der Anblick aller Herrlichkeiten und Wollüste dieser Hauptstadt der heutigen Welt nicht den mindesten Eindruck auf sie gemacht habe; daß sie mit dem lebhaftesten Verlangen wieder in ihre Heimath zurückgekehrt und von Allem, was sie in Paris gesehen, nichts ungern zurückgelassen hätten, als die Garküchen, wo sie immer vollauf zu essen gefunden, ohne auf die Zubereitung warten zu müssen.

Er ist so billig hinzuzusetzen: daß es wohl Franzosen gegeben habe, welche, nachdem sie einige Zeit unter den Wilden gelebt, es sich so wohl bei ihnen gefallen lassen, daß sie sich nicht entschließen können, in die Colonie zurückzukehren, ob sie

gleich sehr bequem darin zu leben gehabt hätten; aber, daß sich jemals ein Wilder an die französische Lebensart gewöhnt hätte, davon habe man kein Beispiel, u. s. f. — Kurz, die wilden Nordamericaner sind in ihren eigenen Augen (und über diesen Punkt wird doch ihr Zeugniß, wiewohl in ihrer eigenen Sache, für gültig angenommen werden müssen) die beneidenswürdigsten Leute unter der Sonne; — und sind es ohne unsre Wissenschaften, ohne unsre Künste, ohne unsre Bequemlichkeiten und erkünstelten Wollüste, blos durch Freiheit von allen Arten von Zwang, durch Müßiggang und Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse. Laßt den Wilden in seinem Hamak liegen und Tabak rauchen; gebt ihm, wenn ihn hungert, seine Portion Maniok oder Bärenfleisch und seine Frau, wenn er genug gegessen hat, und schenkt ihm Branntwein aus dem Schädel seines Feindes ein, wenn er sich auf die angenehmste Art einschläfern will: das ist Alles, was er zur Glückseligkeit vonnöthen hat; seine rohe Seele erhebt sich zu keinem höhern Wunsche und erwartet selbst von jenem Leben keine höheren Freuden.

Und was hat nun euer Sultan, euer Kalif, Sardanapal und Heliogabalus vor diesem Wilden voraus? Worin ist die Glückseligkeit, die ihn so lange befriediget, als seine Nerven ihren Dienst thun, von des Huronen seiner unterschieden? Die Form macht in der That einigen Unterschied, aber der Stoff ist der nämliche. Ein ewiger Cirkel sinnlicher Ergetzungen, mit Unabhängigkeit und sorglosem Müßiggang vergesellschaftet, macht diesen beneideten Zustand aus, welcher seinem Besitzer in einer ununterbrochenen Trunkenheit, zwischen Betäubung und Entzücken, keine Fähigkeit läßt, einen andern Wunsch zu thun oder etwas Anderes zu bedauern, als daß Erschöpfung und Unvermögen, allen Zaubereien der Natur und

allen Hülfsmitteln der Kunst zu Trotz, endlich die wollüstige Scene schließen.

Ein berühmter englischer Dichter, der Zeitgenosse und Nebenbuhler des großen Shakespeare, Ben Johnson, schildert in seinem Alchymisten die innerlichen Gesinnungen der meisten Sterblichen unter der Person des Sir Epikur Mammon nach dem Leben ab. Dieser Unsinnige hat sich von einem Betrüger eine Grille in den Kopf setzen lassen, welche in Ben Johnsons Zeitalter manchen Kopf verrückte und manchen Beutel ausleerte. Er hofft sich in Kurzem in vollem Besitze des Steins der Weisen zu sehen. Das große Werk berührt beinahe den Augenblick seiner Zeitigung. In drei Stunden wird die Projection vor sich gehen. Welche Aussichten für den üppigen Sir Mammon! Seine Einbildungskraft wird so sehr dadurch erhöht, daß er von seinen ausschweifenden Hoffnungen als von Dingen, die er wirklich schon im Besitz habe, spricht. In drei Stunden wird er nicht nur, wie König Midas, Alles, was er berührt, in Gold verwandeln, sondern auch dieses wundervolle Elixir in seiner Gewalt haben, wovon etliche Tropfen genug sind (wie er sagt), „aus abgelebten Greisen wieder Jünglinge zu machen, wahre Marse, fähig, Liebesgötter zu zeugen!"

Und was für einen Gebrauch wird Sir Epikur von seinem unschätzbaren Geheimnisse machen? — „Ich gedenke (spricht er in der Ergießung seiner Freude) eine so große Menge von Weibern und Beischläferinnen zu haben, wie König Salomon, der den Stein der Weisen auch hatte wie ich; und vermittelst meines Elixirs will ich mir einen Rücken machen, wie des Herkules seiner war, kräftig genug, um es mit fünfzigen in einer Nacht aufzunehmen. Meine Betten sollen nicht gestopft seyn; aufblasen will ich sie lassen; Flaum ist zu hart. Und

dann meinen großen ovalen Saal, den will ich mit lauter Malereien angefüllt haben, wie sie Tiberius von der Elephantis entlehnte: sie sollen ganz ein anderes Leben haben, als diese matten Nachahmungen des schalköpfigen Aretin! — Wolken von kostbaren Gerüchen sollen meine Zimmer erfüllen, und meine Bäder so geräumig und tief seyn, daß wir darin schwimmen können; und wenn wir wieder heraussteigen, wollen wir uns auf Jasmin und Rosen trocken wälzen. Meine Speisen sollen alle in indischen Muscheln, in Schüsseln von Achat, mit Golde gefaßt und mit Smaragden, Sapphiren, Hyacinthen und Rubinen besetzt aufgetragen werden; — Karpfenzungen, Haselmäuse und Kameelsfüße, in Spiritus Solaris und aufgelösten Perlen gesotten, u. s. w. Meine Hemden will ich mir aus einem Seidenzeug machen lassen, der so dünn und leicht wie Spinnweben seyn soll." — Mit einem Worte, die ausschweifendsten Begierden, in welche sich Sir Epikur Mammon in der Entzückung über seinen eingebildeten Schatz ergießt, erheben sich nicht über den kleinen Dunstkreis eines epikurischen Schweins, wie Horaz irgendwo, halb im Ernste und halb im Scherze, sich selbst zu nennen beliebt.

Es wird wohl, hoffentlich, keiner Protestation vonnöthen haben, daß ich sehr weit entfernt bin, eine so thierische Sinnesart gut zu heißen. Aber ich kann mich eben so wenig verhindern, zu glauben, daß, wenn Scham oder Heuchelei dem größten Theile der Sterblichen erlaubte, aufrichtig zu seyn, die meisten gestehen müßten, daß sie — die Haselmäuse und Schweinszitzen und die in Perlen gekochten Kameelsfüße allenfalls ausgenommen — die übrigen Ingredienzien in das, was dieser komische Heliogabalus für sein höchstes Gut erklärt, sich sehr wohl gefallen lassen würden.

Die Griechen waren von den Zeiten des Piſiſtratus an das feinſte, witzigſte und polirteſte Volk des Alterthums. Und was für Männer waren ihr Solon, ihr Alexander! Jener ein Weiſer, ein Geſetzgeber, deſſen Name uns noch jetzt Ehrerbietung gebeut; dieſer einer von den ſeltnen Menſchen, bei deren Hervorbringung die Natur ſich ſelbſt zu erſchöpfen ſcheint, ein Mann, der (wenn jemals einer) dazu gemacht war, an der Spitze des menſchlichen Geſchlechts zu ſtehen.

Und wie dachte der Eine und der Andere über den großen Punkt, wovon hier die Rede iſt? Ihre Ausübung kann uns, denke ich, das beſte Licht hierüber geben.

Was ich jetzt liebe (ſingt der alte Solon in einem kleinen Bruchſtück eines Gedichtes, welches uns Plutarch aufbehalten hat), das ſind die Werke der Kypris, des Bacchus und der Muſen, aus welchen die Freuden der Männer entſpringen. — Das heißt ſich doch ſehr offenherzig herausgelaſſen! Es iſt, wenn man will, verfeinerte Sinnlichkeit, mit den Freuden der Einbildungskraft und des Herzens vergeſellſchaftet; aber es iſt doch immer Sinnlichkeit. Und aus dieſem Tone ſang Solon der Weiſe nicht etwan in der Trunkenheit der erſten Jugend, ſondern (wie der ſilberlockige Anakreon) in einem Alter, worin ein Mann wie er den Werth des Lebens und der Dinge ſchätzen gelernt haben ſollte.

Der große Alexander, der in dem eigentlichen Alter der Leidenſchaften der beſcheidenſte, der mäßigſte, der enthaltſamſte aller Sterblichen war, blieb es nur ſo lange, als der Durſt nach Ruhm, oder, richtiger zu reden, als die Begeiſterung für ſeinen Entwurf einer allgemeinen Monarchie alle ſeine übrigen Leidenſchaften überwältigte. Aber ſobald ein großer Theil dieſes romantiſchen Entwurfs ausgeführt, und unter

den Schwierigkeiten, die von allen Seiten mit jedem neuen Schritt auf ihn eindrangen, ſein Blut genugſam abgekühlt war, um auf den Reſt desſelben Verzicht zu thun oder wenigſtens mit viel gemäßigterm Eifer daran zu arbeiten: ſo legte er nur zu viele Proben ab, daß er von der Glückſeligkeit eben ſo denke, wie die gewöhnlichen Menſchen. Von dieſem Augenblick an machten üppige Gaſtmähler, Bacchusfeſte, perſiſche Weine und perſiſche Schönen den Gegenſtand der Ergetzungen aus, womit er ſich ſelbſt für alle die Mühe belohnte, die er ſich gegeben hatte, um (wie er einſt im Scherz ſagte) den Athenern eine gute Meinung von ihm beizubringen.

Pyrrhus, nach Alexander der ruhmſüchtigſte aller Griechen, gibt in ſeinem berühmten Geſpräche mit dem weiſen Cyneas, welches uns Plutarch aufbehalten hat, auf eine ſehr offenherzige Art zu erkennen, was in ſeinen Augen dasjenige war, worin ſich alle Wünſche der Sterblichen verlieren. Nachdem ihn ſeine durch Ruhmſucht begeiſterte Einbildungskraft von Eroberung zu Eroberung endlich zum Herrn der halben Welt gemacht hatte, fragt ihn Cyneas: „Und wenn wir nun mit allen dieſen Eroberungen fertig ſind, was fangen wir alsdann an?“ — Was wir anfangen? ſagt Pyrrhus; das verſteht ſich! Dann bringen wir unſer übriges Leben in Ruh' und Müßiggang, in Schmäuſen und Feſten und Luſtbarkeiten zu und denken an nichts, als wie wir uns die Zeit recht angenehm vertreiben wollen. — Wahrlich, ein ſehr ariſtippiſcher Plan von Leben! und, was hier vornehmlich zu bemerken iſt, an welchem weder der weiſe Cyneas noch der weiſe Plutarch etwas Anderes auszuſetzen haben, als daß Pyrrhus nicht weiſe genug war, da anzufangen, wo er aufzuhören gedachte.

Man würde mich sehr unbillig mißverstehen, wenn man glaubte, ich wollte damit sagen: daß Solon, Cyneas oder Plutarch Anhänger oder Gönner einer trägen, lasterhaften Wollust gewesen wären. Die großen Männer des Alterthums wußten so gut, als die Großen und Weisen unter den Neuern, Geschäfte mit Ergetzungen und das, was sie dem Staat, mit dem, was sie sich selbst schuldig zu seyn glaubten, zu vereinigen. Indessen erweiset sich doch aus diesen Beispielen, was für eine Vorstellung sie sich von der Glückseligkeit machten, sobald die Rede nicht von einer Idee, sondern vom wirklichen Leben war. — Und das ist, was wir beweisen wollten.

Doch wozu haben wir einzelne Beispiele nöthig? Die hohe Meinung, welche die Erdebewohner von der Glückseligkeit, die aus dem Genusse des sinnlichen Vergnügens entspringt, von jeher gehegt haben, liegt am Tage. Wohlleben und Schmausen ist bei allen Völkern einerlei; und womit enden sich alle große öffentliche Handlungen, auch die wichtigsten und feierlichsten, als mit einem Schmause? Welches ist der gewöhnliche Weg, einander Ehre anzuthun, einem Gönner seine Dankbarkeit zu beweisen oder sich einem Großen angenehm zu machen? Ein Schmaus, eine Bacchanal, ein Fest, wobei, nach Beschaffenheit der Größe der Person, die damit beehrt wird, alle Götter der Freuden aufgeboten werden. Bei öffentlichen Unterhandlungen, von welchen oft der Wohlstand ganzer Völker abhängt, was pflegen gewöhnlicher Weise die hohen Bevollmächtigten Angelegeneres zu haben, als mit einander in die Wette zu eifern, wer die Ehre seiner Nation und seines Principals durch den prächtigsten Schmaus behaupten könne? Sogar bei Geschäften, welche den strengen Ernst der Richter am Styx und die Tugend

eines Cato erfordern, nehmen Bankette und Ergetzungen wenigstens die Hälfte einer Zeit weg, welche Verrichtungen geheiligt ist, bei welchen man nie nüchtern genug seyn kann. Und wir sollten daran zweifeln, daß die Menschen ihre höchste Glückseligkeit in Essen, Trinken, Müßiggang und sinnlichen Wollüsten suchen?

Doch, wofern uns auch dieses Alles und überhaupt der gewöhnliche Gebrauch, den die Reichen von ihrem Ueberflusse machen, und die Begierlichkeit, womit sich die Uebrigen angelegen seyn lassen, reich zu werden, noch einen Zweifel übrig lassen könnte, wie sehr die Wünsche der Sterblichen an der Erde kleben: so müßten uns die Vorstellungen davon überzeugen, welche man sich von jeher, bei allen Völkern, denen das Christenthum keine reinere Begriffe von der Bestimmung des Menschen beigebracht, über den Zustand der Seligen in der andern Welt gemacht hat.

Das Elysium der Griechen, die Gimle und Wallhalla der alten Nordländer und das Paradies der Muhamedaner sehen einander so ähnlich, daß sie von einerlei Urbild abgeformt zu seyn scheinen. Ewige Muße, ewiger Genuß sinnlicher Wollüste, ohne Schmerz, ohne Arbeit, ohne Sättigung, macht in allen dreien das Ideal der Glückseligkeit aus, welche von dem künftigen Leben erwartet wird.

Und können wir uns wundern, daß der große Haufe so dachte, wenn wir sehen, daß die erhabensten Philosophen ihm hierin mit ihrem Beispiel vorleuchteten?

Selbst in seinem überhimmlischen Lande läßt Plato die seligen Geister, von Nektar trunken, tanzend den Wagen Jupiters begleiten; und der Sokratische Aeschines, einer der würdigsten Schüler des weisen Atheners, schildert aus dem Munde des Magiers Gobryas die bessere Welt, zu welcher

er dem sterbenden Axiochus Lust machen will, als einen Ort, „über welchen die freigebigen Horen einen Ueberfluß aller Arten von Gewächsen und Früchten ausschütten; wo reine Wasserquellen die blumigen Wiesen erfrischen, auf denen ewiger Frühling herrscht. — Er ziert diesen schönen Ort mit Hallen für die Philosophen und mit Schauplätzen für die Dichter; er läßt seine Seligen an Tischen, welche sich von selbst decken, unter einer reizenden Musik sich gütlich thun und von ihren Banketten zu Concerten und Reihentänzen aufstehen; und er vollendet das lachende Gemälde mit zwei Zügen, welche den allgemeinen Wunsch aller Sterblichen zu umschreiben scheinen und sich in seiner Sprache (der wahren Sprache der Muse) in vier Worte einschließen lassen — ακηρατος αλυπια und ηδεια διαιτα, gänzliche Befreiung von Schmerz und Traurigkeit und ein Leben, dem kein Vergnügen fehlt.“ — In der That war dieses der gewöhnliche Begriff, den sich die Griechen von dem Zustande der seligen Schatten machten; und ich sehe zwischen diesem Elysium und dem Lande der Seelen, wohin die nordamericanischen Indier ihre Verstorbenen schicken, keinen andern Unterschied, als denjenigen, der sich natürlicher Weise zwischen den Vorstellungsarten eines gebildeten und eines rohen Volkes findet.

Ich weiß wohl, daß sich einige von den aufgeklärtesten Männern unter den Alten einen edlern Begriff von dem künftigen Leben gemacht und die Glückseligkeit desselben von einer Erhöhung unserer Natur abgeleitet haben, wodurch wir der unmittelbaren Gemeinschaft des höchsten Wesens fähig gemacht würden. Und ohne allen billigen Zweifel ist dieß die eigentliche Vorstellung gewesen, welche sich die Anhänger des Zoroaster und unter den Griechen Pythagoras und Plato von dem Zustande der Weisen und Tugendhaften nach dem Tode gemacht haben.

Allein daraus folget wohl nichts weiter, als daß eine sehr kleine Anzahl erhabener Geister, welche in mehr als einer Betrachtung eine Ausnahme von den übrigen Sterblichen machen, sich, wenigstens in der Speculation, zu einer Idee von Vollkommenheit aufzuschwingen getrachtet haben, welche gleichwohl so weit über die Fähigkeit gewöhnlicher Menschen erhaben ist, daß sie genöthigt waren, sie in sinnliche Bilder einzukleiden, um sich einiger Maßen verständlich und ihre Leser oder Hörer gelüstig zu machen, dieser unsichtbaren Glückseligkeit theilhaft zu werden.

4.

Hätte es, wie aus den angeführten Beispielen zu folgen scheint, seine Richtigkeit damit, daß die Menschen von jeher ihre höchste Glückseligkeit in Freiheit von Schmerzen, Sorgen und Geschäften und in den Genuß angenehmer Empfindungen der Sinne und des Herzens gesetzt haben: so müßte (scheint es) diese Uebereinstimmung aller Völker für die Stimme der Natur selbst gehalten und daraus ganz zuversichtlich geschlossen werden können, daß die Art von Glückseligkeit, welche sie den Sterblichen hienieden zu ihrem Antheil bestimmt habe, eine Sache sey, die ihnen ganz nahe und so völlig in ihrer Gewalt liege, daß es keiner weitläufigen Anstalten bedürfe, um sich ihrer zu bemächtigen.

Nehmen wir hierzu noch die Betrachtung, daß (nach dem unleugbaren Zeugnisse der allgemeinen Geschichte) der größte Theil der Uebel, welche die Menschheit von jeher gedrückt haben und noch immer drücken, durch die Mittel selbst veranlaßt worden, womit man diesen Uebeln abzuhelfen vermeint oder vorgegeben hatte;

Bemerken wir ferner, wie nachtheilig in gewiſſem Sinne dem menſchlichen Geſchlechte die äußerſte Verfeinerung der Sinnlichkeit, des Geſchmacks und gewiſſer ſpeculativer Kenntniſſe geweſen, und müſſen wir dem berühmten Genfer Bürger zugeſtehen, was ſich ohne Unverſchämtheit nicht wohl leugnen läßt, — daß Beides, Wiſſenſchaften und Künſte, ſobald ſie über die Linie, in welche Sokrates ihre Entwicklung einſchränkt, — μεχρι του ωφελιμου — ſoweit ein wirklicher Nutzen für die menſchliche Geſellſchaft daher zu erwarten iſt — ausgeſchweift haben, der allgemeinen Wohlfahrt mehr nachtheilig als förderlich geweſen ſind:

So gewinnt es das Anſehen, als ob die Natur ſelbſt die Entwicklung unſerer Vervollkommlichkeit nur bis auf einen gewiſſen Punkt geſtatten wolle und den ſtolzen Verſuch, ſich höher zu ſchwingen, mit nichts Geringerem als dem Verluſt unſerer Glückſeligkeit beſtrafe.

Wollten wir Rouſſeau glauben, ſo müßte dieſer Punkt nicht ſehr weit von demjenigen Stande geſetzt werden, den er uns als unſern urſprünglichen Stand (état primitif) anpreist. Da wir, ſpricht er, unglücklich genug geweſen ſind, uns von dieſem zu entfernen, ſo wäre wenigſtens zu wünſchen, daß wir nur in jenen erſten Anfängen (rudimens) des geſelligen Standes, worin man die americaniſchen Wilden gefunden hat, ſtehen geblieben wären. Dieſer Stand ſcheint ihm das richtige Mittel zwiſchen der Indolenz des urſprünglichen und zwiſchen der ausgelaſſenen Thätigkeit unſerer Eigenliebe zu halten und iſt, ſeiner Meinung nach, dem Menſchen der zuträglichſte, den wenigſten gewaltſamen Abänderungen unterworfen, kurz, der dauerhafteſte und glücklichſte, aus dem (wie er ſagt) der Menſch nicht anders heraus getrieben werden konnte, als durch irgend einen Zufall, der, um

unſeres allgemeinen Beſten willen, ſich niemals hätte ereignen ſollen.

Ich bin nicht ungeneigt zu glauben, daß, wofern wir die menſchliche Natur in den Caraiben und ihren Brüdern in Canada, Californien, Neuſeeland u. ſ. w. ohne Vorurtheile ſtudiren wollten, wir ſie in dieſen ihren verwilderten Kindern ſich ſelbſt viel ähnlicher finden würden, als es beim erſten Anblick ſcheinen mag: aber ſo ſehr beneidenswürdig würde uns ihr Zuſtand ſchwerlich vorkommen, als Rouſſeau's eigenſinnige Einbildungskraft ſich ihn idealiſirt zu haben ſcheint. Die ſchrecklichen Gemälde, welche uns ſelbſt der P. Charlevoix (der ihnen überhaupt, ſoweit es die Grundſätze ſeines Standes nur immer erlaubten, viele Gerechtigkeit widerfahren läßt) von der unbändigen Wildheit ihrer Leidenſchaften und den wüthenden Ausbrüchen, wozu ſie ſich dahin reißen laſſen, macht, — ſind nicht ſehr geſchickt, uns den Zufall (wenn es einer war) verwünſchen zu machen, der uns von einem Zuſtand entfernt hat, worin unmenſchliche Gewohnheiten und barbariſche Tugenden mit der eigenthümlichen Güte und Aufrichtigkeit der menſchlichen Natur auf die ſeltſamſte Weiſe zuſammenſtoßen und für die Dauer des gemeinſchaftlichen Wohlſtandes ſo ſchlecht geſorgt iſt, daß das Vergehen eines Einzigen alle Augenblicke den Untergang ſeiner ganzen Nation nach ſich ziehen kann.

5.

Man hat Urſache, ſich zu wundern, warum Rouſſeau dieſen Mittelſtand zwiſchen thieriſcher Wildheit und übermäßiger Verfeinerung, an welchen die Natur die Glückſeligkeit

der Menſchen gebunden zu haben ſcheint, vielmehr unter den Huronen und Algonquins als bei einem gewiſſen andern Volke zu finden vermeint hat, welches nur darum ſo wenig bekannt iſt, weil es, ohne es zu ſcheinen, vielleicht das glücklichſte unter allen iſt; — einem Volke, deſſen Sitten und Lebensart ein ſo reizendes Gemälde von Unſchuld, Ordnung, Freiheit, Ruhe und unerkünſtelten Tugenden darſtellen, daß wir verſucht würden, die Beſchreibung desſelben für einen ſchönen Traum der Einbildungskraft zu halten, wenn ihre Zuverläſſigkeit auf einem minder feſten Grunde als dem Zeugniſſe des Franz Moore beruhete; eines Augenzeugen, deſſen geſunder Verſtand und aufrichtiger Charakter keinem Zweifel in die Glaubwürdigkeit ſeiner Nachrichten Raum läßt.

Dieſes ſeinem Urſprunge nach ohne Zweifel arabiſche oder mauriſche Volk hat alle gute Eigenſchaften, die man von den Beduinen rühmt, ohne einige Miſchung von ihren Untugenden. Die Foleys (ſo nennt ſie Moore) leben hordenweiſe, in einer Art von Städten, welche jedoch dieſen Namen in Vergleichung mit den unſrigen nur ſehr uneigentlich führen, da ſie blos aus einer Anzahl bequemer Hütten beſtehen, welche mit gemeinſamen Umzäunungen mehr zum Schutz gegen wilde Thiere, als gegen wilde Menſchen, umgeben ſind. Wir würden verſucht zu ſagen, das natürliche Gefühl, welches ſich bei keinem andern Volke unverfälſchter erhalten zu haben ſcheint, habe ſie gelehrt, was für einen lächerlichen Abſtich Wohnungen, die für die Ewigkeit gebaut ſcheinen, gegen den vorübergleitenden Traum des Menſchenlebens machen, wenn nicht ein noch näherer Grund, warum ſie keine feſtere Wohnungen bauen, in ihrer hirtenmäßigen Lebensart und in der Freiheit läge, worin ſie ſich erhalten wollen, den Ort zu verändern, ſobald ſie Urſache dazu haben. Denn, ungeachtet ſie

auf beiden Seiten des Stromes Gambia unter andern Völkern des Negerlandes zerstreut leben, so sind sie doch (sagt Moore) von den Königen desselben unabhängig und brechen auf, sobald ihnen übel begegnet wird.

Sie haben ihre eigenen Vorsteher, welche ihr Amt mit großer Mäßigung verwalten und wenig Mühe haben, ein Volk, das ohne eigentliche Gesetze, blos durch die Güte seiner Sitten regiert wird, in Ordnung zu erhalten, ein Volk, das von einer so sanften und friedsamen Gemüthsart ist und ein so angewohntes Gefühl von Recht und Billigkeit hat, daß „derjenige unter ihnen, der etwas Böses thut, Allen zum Abscheu ist und Niemand findet, der sich seiner gegen die Vorsteher annehmen oder sich bemühen wollte, ihn der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen."

Da die eigentlichen Eingebornen des Landes (denn diese Foleys sind Fremdlinge unter ihnen) wenig Land benutzen, so sind ihre Könige willig genug, ihnen dessen so viel einzuräumen, als sie anzubauen Lust haben. Die Foleys sind die besten Viehhirten und zugleich die emsigsten Pflanzer in ganz Nigritien; und da sie bei so vieler Arbeitsamkeit sehr mäßig leben, so ziehen sie viel mehr Korn und Baumwolle, als sie selbst verbrauchen.

Sie leben also in einem Ueberfluß des Nothwendigen und machen eben den menschenfreundlichen Gebrauch davon, der ein gemeinschaftlicher Zug der patriarchalischen und Homerischen Zeiten war. Sie unterhalten nicht nur die Alten, Gebrechlichen und Unvermögenden unter sich selbst, sondern erstrecken diese Wohlthätigkeit, so weit ihr Vermögen reicht, auch auf die Mündigoer, Jalofer und andere Völker, unter denen sie leben. Sie sind gastfrei und leutselig gegen Jedermann; man braucht nur ein Mensch zu seyn und ihrer Hülfe

vonnöthen zu haben, um ſie zu erhalten. Können wir uns wundern, daß die Neger es für einen Segen halten, eine Pflanzſtadt von Foleys in ihrer Nachbarſchaft zu haben?

Bei aller dieſer ausgebreiteten Menſchlichkeit haben ſie eine zu richtige Empfindung von ihrem eigenen Werthe, um die Mitglieder ihrer eigenen Nation nicht vorzüglich zu lieben. Was einem Foley begegnet, intereſſirt alle, und ſobald einer von ihnen das Unglück hat, in Sklaverei zu gerathen, ſo vereinigen ſich alle übrige, ihn los zu kaufen.

Sie werden ſelten zornig, fährt Moore fort, und nie hab' ich einen Foley einem andern Scheltworte ſagen gehört. Und gleichwohl rührt dieſe Sanftmuth von keinem Mangel an Herzhaftigkeit her; denn ſie ſind ſo tapfer als irgend ein Volk in Africa und wiſſen ſich ihrer eigenen Waffen mit großer Fertigkeit zu bedienen.

Die Foleys ſind ein wohlgebildetes Volk und verdienen ſchön genannt zu werden, inſofern ſich die Schönheit mit einer ſchwarzbraunen Farbe vertragen kann. Ihre Weiber ſind angenehm, zärtlich und lebhaft (ſagt der P. Labat, deſſen von La Rue gezogene Nachrichten in vielen Stücken mit Moore's ſeinen ziemlich zuſammen ſtimmen), ſie lieben das Vergnügen, die Muſik und den Tanz, und ſie wiſſen ihre natürlichen Reizungen durch einen Putz zu erhöhen, der ſeiner (wiewohl mangelhaften) Beſchreibung nach einen Beweis gibt, daß die Grazien ihren geheimen Einfluß an der Gambia — eben ſo gut als ehemals am Eurotas und noch jetzt unter den fröhlichen Einwohnern von Scio und an den lieblichen Ufern des Hebrus — verſpüren laſſen.

Moore rühmt vorzüglich die Reinlichkeit dieſes Volkes, beſonders bei den Weibern; eine unter den Africanern nicht ſehr gemeine Tugend, die in den Augen eines Engländers

eben so viel Werth hat, als die Eleganz in den Augen eines Franzosen. Ihre Pflanzstädte, von denen er uns eine Abbildung gegeben hat, haben ein regelmäßiges Ansehen, ihre Hütten stehen in gehöriger Entfernung von einander und werden sehr sauber gehalten. Sie sind ringsum mit Baumwollenpflanzungen, und diese mit einer Verpfählung umgeben; außerhalb derselben ist auf der einen Seite ein großer Platz für ihr Vieh abgesondert, und auf der andern ein gleich großer Bezirk, den sie mit indischem Korn anbauen; und das Ganze ist mit einer undurchdringlichen Hecke gegen die Einfälle der wilden Thiere verwahrt. Man sieht, daß hier die Kunst wenig zu thun hat; aber wer sieht nicht auch, daß sie zum Wohlstande dieser Glücklichen nichts hinzu thun könnte?

6.

O meine Freunde! (läßt Diderot seinen schwärmerischen Philosophen Dorval ausrufen) wenn wir jemals nach Lampedusa gehen, um dort, fern von der übrigen Welt, mitten unter den Wellen des Oceans ein kleines Volk von Glücklichen zu pflanzen — —

Das hat die Natur schon lange gethan, lieber Dorval! Warum nach Lampedusa? — An die Gambia, zu diesem liebenswürdigen Volke wollen wir ziehen; dem einzigen in der Welt, bei welchem gute Menschen außer Gefahr sind, unglücklich zu werden; dem einzigen in der Welt, welches seines Daseyns froh wird, welches durch eine zum Naturtrieb gewordene Fertigkeit jede Tugend ausübt, welches Niemanden beleidiget und Allen, die es erreichen kann, Gutes thut!

Glückliches, ehrwürdiges Volk! Volk von Menschen, die diesem Namen Ehre machen! Bei dir bringt die Güte der

Sitten ganz allein zuwege, was Gesetze und Strafen, was Erziehung, Philosophie und Religion bei dem policirtesten Volke des Erdbodens bis auf diesen Tag nicht zu bewirken vermocht haben! Keine Vorurtheile benebeln deinen Verstand und verhindern ihn, wie in einem reinen Spiegel die unverfälschten Eindrücke der Natur aufzufassen! Du verfolgest, du verdammest Niemand; keine blinde und grausame Parteisucht verschließt dein Herz der rührenden Stimme der Menschlichkeit! Kein sinnloser Schwätzer, kein Sophist, der den Unrath seines Gehirns in subtile Gewebe spinnt, um die sorglos flatternde Einfalt darin zu verstricken, kein heuchlerischer Marabu, kein feiler Kadi, kein raubgieriger Bassa haben sich wider deine Wohlfahrt zusammen verschworen! — Glückliches, dreimal glückliches Völkchen! wer sollte nicht in Versuchung gerathen, dich zu beneiden?

Was für eine feine Satire ließe sich bei dieser Gelegenheit über alle die Nationen machen, welche von der Weisheit ihrer Verfassungen, von der Vortrefflichkeit ihrer Polizei, von ihrem großen Fortgang in den Künsten und in den Wissenschaften so aufgeblasen sind!

Was für eine demüthigende Vergleichung ließe sich zwischen uns Europäern und diesen ehrlichen schwarzbraunen Foleys anstellen, welche, allen unsern bewunderungswürdigen Vorzügen zu Trotz, das sind, was wir gerne seyn möchten; und die es blos deßwegen sind, weil sie keine so mühsame Anstalten machen, keine so verwickelte, aus so unzähligen Triebrädern so gekünstelt und so zerbrechlich zusammen gesetzte Maschinen spielen lassen, um zu werden, was man so leicht seyn kann, wenn man die Natur zur Führerin nimmt!

Welch ein reicher Stoff! welche Gelegenheit zu schimmernden Gedanken und feinen Sprüchen! Aber, wie gesagt,

wir haben keine Luſt, uns auf Gemeinplätzen herumzutummeln, und ſo ſchöne Sachen ſich auch immer über dieſen Gegenſtand ſagen ließen, ſo möchte doch wohl ſchwerlich eine darunter ſeyn, die nicht in den unzähligen Utopien und Severambenländern, womit wir ſeit mehr als zweihundert Jahren ſo reichlich beſchenkt worden ſind, ſchon mehr als einmal geſagt und vielleicht ſchon ſo abgenutzt worden wäre, daß ſie zu weiterm Gebrauch nicht mehr tauglich iſt.

Eine Miſchung von Wahrheit iſt freilich immer in dergleichen Declarationen; aber was nützen ſchielende Wahrheiten?

Die Natur zur Führerin nehmen! Nichts iſt leichter geſagt. — Aber wie dann, wenn ein Volk ſich durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in einer immer fortlaufenden Linie — von der Natur entfernt hat?

Das Beſte iſt, daß dieſes Volk, ſo gut als ein Komet, der ſich einmal von ſeiner Sonne verlaufen hat (wofern ihm nicht unterwegs ein außerordentliches Unglück zuſtößt), unfehlbar einmal wieder zu ihr zurückkommen wird.

Aber wird es nicht wenigſtens eben ſo viele Jahrhunderte zum Rückweg nöthig haben?

Vermuthlich! — Und, dieſe Wiederkehr zu befördern, ſie zu beſchleunigen und neue Ausſchweifungen zu verhindern, dazu werden wohl ganz andere moraliſche Kräfte als froſtige oder warme Declamationen erfordert werden.

7.

Uebrigens können wir nicht unbemerkt laſſen, daß, ungeachtet Moore unſeres Wiſſens ein ſehr ehrlicher Mann, ein Mann von ſehr geſunder Vernunft und (was hier allerdings

in Betrachtung kommt) weder Philoſoph, noch Dichter und alſo von allen dieſen Seiten ein ſehr glaubwürdiger Mann iſt, — dennoch ſeine Nachrichten von den Foleys noch lange nicht ſo vollſtändig und befriedigend ſind, als ſie ſeyn ſollten, um ein richtiges Urtheil von dieſem Völkchen feſtſetzen zu können. Eine ungeſchmückte Einfalt empfiehlt und beglaubigt ſeine Erzählung beim erſten Leſen; aber beim zweiten hat man ſo viele Fragen zu thun und erhält ſo wenig Antworten auf dieſe Fragen, daß man am Ende nicht halb ſo zufrieden mit ihm bleibt, als man es anfangs war.

Dieß iſt der Fall der allermeiſten von dieſen großen Wandersmännern. Man ſieht es ihren Nachrichten und Erzählungen nur gar zu ſehr an, daß ſie an nichts weniger gedacht haben, als daß ſie zu einem andern Gebrauch als zur Zeitkürzung ihrer Leſer oder höchſtens zu handelſchaftlichen Ausſichten würden angewendet werden.

Hier wäre gleich der Fall, wo es ſehr gut ſeyn würde, wenn man mit ſeinen eigenen Augen ſehen könnte. Das Wunderbare gewinnt ſelten bei einer genau prüfenden Beobachtung.

Geſetzt aber auch, wir fänden die Foleys in allen Stücken ſo, wie ſie uns Moore ſchildert, ſo würde es doch dabei bleiben, daß dieſes Völkchen vor den meiſten übrigen Völkern nichts voraus hat, was es nicht vielmehr einem glücklichen Zufall als ſeiner Klugheit und Tugend zu danken hätte.

Gaſtfreiheit und Leutſeligkeit gegen Fremde und Nothleidende ſind auf dem ganzen Erdboden Züge, welche diejenige Claſſe von Menſchen bezeichnen, die von Viehzucht und Ackerbau in einigem Grade von Wohlſtand leben.

Eben dieß gilt überhaupt von der Unſchuld der Sitten, welche man uns von den Foleys anpreist. Dieſe iſt allenthalben,

wo Unterdrückung und Elend die Menschheit nicht zu einem Zustande, gegen den der viehische beneidenswürdig ist, herabgewürdiget hat, — verhältnißweise auf dem Lande viel größer als in den Städten.

Moore gibt zu verstehen, daß es auch unter seinen Foleys Leute gibt, welche zuweilen Böses thun. Freilich in geringer Anzahl; — weil es in einer kleinen Gesellschaft nicht so viel böse Leute geben kann, als in einer großen, und weil eine Menge Laster, welche in der letztern, unter gewissen Umständen, nicht gänzlich ausgerottet werden können oder wohl gar geduldet werden müssen, in jener nicht einmal moralisch möglich sind.

Im Uebrigen ist es sehr glücklich für die guten Foleys, daß sie ringsum von schwachen, trägen und wenig unternehmenden Völkern umgeben sind, die überdieß mehr dabei zu gewinnen haben, wenn sie ihnen eine Art von Freiheit lassen, als wenn sie versuchen wollten, sie zu Sklaven zu machen. Sollte das Letztere einmal irgend einem Könige im Negerlande einfallen, so würde ein so kleines Volk unfehlbar entweder auf einmal unterdrückt oder durch seinen Widerstand selbst nach und nach aufgerieben werden. Ihre Sicherheit ist also blos zufällig; und was ist Glückseligkeit ohne Sicherheit? — In diesem Augenblicke vielleicht, da wir von ihnen reden, sind sie nicht mehr!

8.

Es war eine Zeit, da alle Völker des Erdbodens den Hauptzügen nach solche Foleys waren, da sie, in unzählbare kleine Horden abgesondert, von Jagd, Viehzucht und einer

Art von Feldbau lebten, der, nach Beſchaffenheit des Landes, engere oder weitere Grenzen hatte.

Die Erfahrung hat bewieſen, daß ſich das menſchliche Geſchlecht nicht lange in einem ſolchen Zuſtande befinden kann. Tauſend unvermeidliche Zufälle machen dieſe kleinen Geſellſchaften nach und nach in große zuſammenfließen; Zufälle, welche zu tief in der Natur des Menſchen und der Dinge, die ihn umgeben, gewurzelt ſind, als daß man zweifeln dürfte, daß, wofern durch eine abermalige allgemeine Zerſtörung alle Erdbewohner bis auf eine einzige Familie zuſammen ſchmelzen würden, die Nachkommenſchaft dieſer Stifter einer neuen Welt mit der Zeit nicht eben dieſe Zufälle erfahren, und daß dieſe Zufälle nicht eben ſolche Veränderungen veranlaſſen ſollten, als diejenigen, die mit den Abkömmlingen Sems, Chams und Japhets vorgegangen ſind.

Ein kleines Volk von ſo einfältiger Lebensart und von ſo unſchuldigen Sitten, als die Foleys ſind, oder die Neger des Prieſters Abulfauaris vor ſeiner Ankunft bei ihnen waren, iſt unſtreitig glücklich und (wenn wir die Vortheile, die es nicht genießt, aber auch nicht vermißt, an der ungeheuren Summe der Uebel, die es nicht leidet, die es nicht einmal kennt und alſo auch nicht fürchtet, abrechnen) glücklicher, als irgend eine große Nation in dem Stande, worin ſich die Sachen dermalen noch befinden, es ſeyn kann.

„Das ganze menſchliche Geſchlecht würde alſo glücklicher ſeyn, als es jetzt iſt, wenn es in lauter ſolche kleine Völkerſchaften abgeſondert wäre.“ — Ja! aber dieſe allgemeine Glückſeligkeit würde ein Augenblick ſeyn.

Immer mag ſie alſo einer poetiſchen Phantaſie Stoff zu reizenden Gemälden von einfältig ſchöner Natur und arkadiſchen Sitten darbieten: der Punkt kann ſie nicht ſeyn,

bei welchem wir, nach den Absichten der Natur, stehen bleiben sollen.

Eine vollkommnere Art von allgemeiner Glückseligkeit ist uns zugedacht. Noch sind zwar die Erdebewohner von diesem letzten Ziel ihrer Bestimmung hienieden nur allzuweit entfernt; aber alle Veränderungen, welche wir bisher durchlaufen haben, haben uns demselben näher gebracht; alle Triebräder der moralischen Welt arbeiten diesem großen Zweck entgegen; und so bewundernswürdig hat der Urheber der Natur sie zusammengestimmt, daß ihre anscheinenden Abweichungen und Unordnungen selbst im Ganzen zu Beförderungsmitteln desselben werden müssen.

Aeußerste Verfeinerung der schönen Künste, des Geschmacks und der Lebensart sind zugleich eine Folge und eine Ursache der äußersten Ueppigkeit und Ausgelassenheit der Sitten. Diese untergraben einen Staat so lange, bis er endlich zusammenstürzt. Aber, wenn sich dieß in einem Theile des Erdbodens und in einem Zeitpunkt ereignet, wo zugleich der ganze Inbegriff der aufklärenden und nützlichen Wissenschaften und Künste mit nicht wenigerm Eifer angebaut worden ist: so wird der eingesunkene Staat in Kurzem neu belebt und in einer ungleich besseren Gestalt und Verfassung sich aus seinen Ruinen wieder emporheben und, durch seine Erfahrung weise, die schwere Kunst gelind machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Eine Erscheinung, von welcher aller Wahrscheinlichkeit nach Manche die dieses lesen, noch Augenzeugen werden dürften!

9.

Der Stand der Wilden ist die wahre Jugend der Welt, sagt Rousseau, und alle weitere Progressen sind zwar dem Anschein nach eben so viele Schritte zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen, in der That aber zur Abnahme, Verunstaltung und Ausmergelung der Gattung gewesen.

Gerade das Widerspiel, guter Jean Jaques! Die Vereinigung der Menschen in große Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig, befördert hingegen offenbar die Vollkommenheit der Gattung.

Der policirte Mensch ist nicht so stark, nicht so gesund, nicht so behend, nicht so herzhaft, nicht so frei, nicht so zufrieden mit seinem Zustande, als der Wilde. — Dieß ist von dem größten Theile der einzelnen Personen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rousseau selbst hat es so gut bewiesen, als man es nur verlangen kann.

Aber der policirte Mensch weiß sich aller seiner Kräfte unendliche Mal besser zu bedienen, ist unendliche Mal geschickter, seinen Wohlstand dauerhaft zu machen, weiß sich unendliche Mal mehr Vergnügungen zu verschaffen, eröffnet sich tausend neue Quellen von Glückseligkeit, die dem Wilden ganz unbekannt sind, ist unendliche Mal mehr Herr über die Natur u. s. w. — Alles dieß ist von den meisten Einzelnen mehr oder weniger falsch und von der ganzen Gattung wahr.

Rousseau hat also eine unrichtige Bemerkung gemacht; und wenn etwas dabei zu verwundern ist, so ist es, wie er sie hinschreiben konnte, ohne zu merken, wie wenig sie die Probe hält.

Nimmermehr wird unter Wilden oder unter irgend einem kleinen Volke, das dem ursprünglichen Stande noch nahe ist,

ein Palladio, ein Rafael, ein Erasmus, ein Bacon, ein Galilei, ein Locke, ein Shaftesbury, ein Montesquieu, ein Newton, ein Leibnitz gebildet werden. — Und wer kann so unwissend oder so unbillig seyn, die großen Vortheile zu mißkennen, welche sich nur allein von zehn solchen Männern unvermerkt über ganze Nationen ausbreiten und mit der Zeit über die ganze Gattung ausbreiten werden.

Bedürfnisse und Talente vermehren und verfeinern sich in großen oder wenigstens emporstrebenden Gesellschaften, durch eine wechselsweise Wirkung in einander, ins Unendliche. Die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde, sich in Achtung zu setzen und Einfluß zu haben — um der Vortheile zu genießen, die damit verbunden sind — (denn welcher unter uns bekümmert sich um die Achtung der Japaner?) nöthigt Hunderttausende zu einer Anstrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und so wird durch den feinsten Mechanismus der Natur die Trägheit selbst, deren Gewicht den Wilden zu den Thieren herabzieht, in der bürgerlichen Gesellschaft zu einer Quelle wetteifernder Thätigkeit.

Ohne Vereinigung kleiner Gesellschaften in große, ohne Geselligkeit der Staaten und Nationen unter einander, ohne die unzähligen Collisionen der mannigfaltigen Interessen aller dieser größern und kleinern Systeme der Menschen würden die edelsten Fähigkeiten unserer Natur ewig im Keim eingewickelt schlummern.

Ohne sie würde die Vernunft des Menschen nie zur Reife gelangen, sein Geschmack immer roh, seine Empfindung immer thierisch bleiben. Mit gedankenlosen Augen würde er ewig den gestirnten Himmel anschauen, ohne sich träumen zu lassen, daß er fähig sey, die Bewegungen dieses

unermeßlichen Uhrwerks zu berechnen. Seine Stimme würde niemals ein Mittel geworden seyn, seinen geistigen Gedanken einen Leib zu geben und die leisesten Regungen seines Herzens Andern verständlich zu machen. Tausend bewundernswürdige Künste würden, in seinem Gehirne begraben, von seinem plumpen Witze nicht entdeckt worden und seiner ungeübten Hand unmöglich geblieben seyn. Die Musen würden seinen Geist nicht verschönert, die Grazien seine Freuden nicht veredelt, die Wissenschaften ihn nicht auf den Weg geleitet haben, sich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche Vortheile für die Gattung! Wie ist es möglich, sie zu mißkennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zufälligen Uebel, welche mit dem gesellschaftlichen Stande verbunden sind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daß eben in jenen wohlthätigen Ursachen auch die bewährtesten Mittel gegen diese liegen; daß, vermöge der Natur der Dinge, so wie jene steigen, diese abnehmen, und jeder Schritt, den wir zur Vervollkommnung der Gattung thun, eine Quelle von physischen oder sittlichen Uebeln stopft, welche der allgemeinen Glückseligkeit hinderlich waren!

10.

Es ist wahr, Alles, was von dem Hermes der Aegypter an durch die weisesten und wirksamsten Geister, durch die Heroen, durch die Gesetzgeber, durch die Erfinder, durch alle Arten von Genien, durch alle Arten von Triebfedern der moralischen Welt zum allgemeinen Besten der Gattung bisher gewirkt worden ist, besteht nur in Bruchstücken, in

Materialien, welche zum Theil noch roh, zum Theil mehr oder weniger bearbeitet da liegen.

Aber es ist eben so wahr, daß diese Materialien nur auf die Vereinigung günstiger Zufälle mit der zusammengestimmten Thätigkeit großer Seelen warten; um zu dem einzigen Werke, was würdig ist, jede fühlende und denkende Seele zu begeistern, zu einem allgemeinen Tempel der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts aufgeführt zu werden.

Religion, Wissenschaften und ihr, liebenswürdige Künste der Musen! — ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten Menschen gezähmt, in Städte vereinigt, Gesetzen unterwürfig gemacht und mit der edeln Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beseelt! — Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, das große Werk zur Vollendung zu bringen und aus allen Völkern des Erdbodens — dieses Sonnenstaubs in dem grenzenlosen All der Schöpfung — ein Brudergeschlecht von Menschen zu machen, welche, durch keine Namen, keine Wortstreite, keine Hirngespinnste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügige Absichten und verächtliche Privatleidenschaften wider einander empört, — sondern von dem seligen Gefühl der Humanität durchwärmt und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunst, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie in ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen, sage ich. Denn, getheilt oder durch unselige Vorurtheile entzweit und mit euch selbst im Streite, werdet ihr nimmermehr.

nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen! Getheilt werdet ihr ewig, wider eure Absicht, Böses stiften; vereinigt werdet ihre alle Menschen glücklich machen!

Schwärme ich? — Es sollte mir leid seyn, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind, auf ein so edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daß der einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt, wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Chimäre sey.

Ist es eine Chimäre — nun, so wissen wir, was wir von dieser sublunarischen Welt zu denken haben.

So macht Alles zusammengenommen eine so schale, so burleske, so sinn- und zwecklose tragikomische Pastoral-Farce aus, daß man alle Harlekins, Mezzetins und Bernardons der Welt getrost aufbieten kann, eine schalere zu erfinden! So sind alle Narren weise Leute, und die Sokrates und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleon von jeher die einzigen Narren in der Welt gewesen! — —

Welches der Himmel verhüten wolle!

Ueber die

vorgebliche Abnahme

des

menſchlichen Geſchlechts.

1777.

1.

Jedes gebildete Volk hat seine fabelhafte und heroische Zeit gehabt, aus welcher seine spätern Dichter den Stoff zu wundervollen Gesängen, Erzählungen und Schauspielen hergenommen haben; eine Zeit von Halbgöttern, Riesen und Helden, gegen welche wir arme Wichtchen der historischen Zeit eine so demüthige Figur machen, daß wir (um so bald als möglich aus der Verlegenheit zu kommen) uns nicht besser zu helfen wissen, als die ganze Geschichte dieser Wundermenschen für Mährchen zu erklären.

Gleichwohl finden sich auf der andern Seite starke Gründe, zu glauben, daß diese Heroen jeder Nation einmal wirklich da waren, wirklich große Menschen waren und Dinge thaten, die wir — weil sie über unsre Kräfte gehen — erstaunlich finden, wiewohl sie ihnen selbst sehr natürlich vorkamen; ja, daß sie in der That noch weit größer, als wohl die meisten spätern Dichter und Romanschreiber in ihrem höchsten Taumel sich einbilden konnten, — und mit Allem dem doch — weder Götter noch Halbgötter, sondern bloße Menschen waren, wie wir zu ihrer Zeit und in ihren Umständen ohne Zweifel auch gewesen wären.

Das ganze Geheimniß liegt darin, daß sie noch unzerdrückte und ungekünstelte, noch gesunde, ungeschwächte, ganze Menschen waren.

Wo die Natur noch frei und ungestört wirken kann, da macht sie keine andre als solche: und wenn für jedes policirte

und verfeinerte Volk einmal eine Zeit geweſen iſt, wo es noch unpolicirt und unverfeinert war; ſo ſteigt die Geſchichte eines jeden ſolchen Volkes (ſeine älteſten Urkunden mögen verloren gegangen ſeyn oder nicht) bis zu einem Zeitalter hinauf, wo es aus einer Art Menſchen beſtand, deren Exiſtenz nach einer langen Reihe von Jahrhunderten endlich fabelhaft ſcheinen muß.

Ein frei ſtehender Menſch kann ſich ausdehnen und wachſen, kann zu dem Grade von Größe, Stärke und Tauglichkeit gelangen, wozu er die Anlage auf die Welt gebracht hat. Damit dieß wirklich geſchehe, müſſen freilich mancherlei äußere Urſachen mitwirken. Er muß, zum Beiſpiel, weder an dem, was zur Unterhaltung und Entwicklung ſeiner Kräfte nöthig iſt, Mangel leiden, noch muß es ihm gar zu leicht werden, ſich dieſe Nothwendigkeiten zu verſchaffen.

Der armſelige Zuſtand der Bewohner von Feuerland, der ewige Druck gegenwärtiger Noth, ohne Hoffnung, es jemals beſſer zu haben, iſt dem Wachsthum des Menſchen zu ſeiner natürlichen Vollkommenheit eben ſo nachtheilig und noch mehr, als das allzu freigebige wollüſtige Klima von O-Taiti, das ſeine Einwohner in ewiger Kindheit erhält, oder als die üppige Lebensart einer großen Königsſtadt.

Der Menſch, der Alles ſeyn ſoll, wozu ihn die Natur machen wollte, muß Alles erdulden können, was ihm Natur und Nothwendigkeit auflegen; aber ſein gewöhnlicher Zuſtand muß überhaupt glücklich, und ſein Gefühl für die Freuden des Lebens und das Vergnügen, da zu ſeyn, muß offen und unabgeſtumpft ſeyn. Sein Nacken muß ſich nie unter die Willkür eines Andern gebeugt haben; er muß immer unter ſeines Gleichen, das iſt unter Menſchen, die nichts ſind, als was er auch iſt oder werden kann, gelebt haben; aber

auch mit beſſern, als er iſt, damit der Vorzug, den dieſen ihre größere Tauglichkeit gibt, ihn immer zur Nacheiferung und zum Wettſtreit auffordere.

Alles dieß ſetzt eine Epoche der Nationalverfaſſung voraus, wo die Sicherheit mehr das Werk unſrer eignen Stärke und perſönlicher Verbindungen als der Geſetze iſt; wo Fürſten und Könige nur die erſten unter ihren Pairs ſind; wo Jeder gilt, was er werth iſt, Jeder wagt, was er ſich auszuführen getraut, Jeder ſo gut oder ſo böſe ſeyn darf, als ihn gelüſtet; wo das Leben eines Mannes das Leben eines Kämpfers iſt, eine fortgehende Kette von Exiſtenz nach einer langen Reihe von Abenteuern, ein ewiges Drama, gedrängt voll von Handlung und Zufällen und Wageſtücken, voll wider einander rennender oder ſich mit großer Gewalt an einander reibender Leidenſchaften; wo der Knoten meiſtens mit dem Schwert aufgelöst, und die Kataſtrophe immer die Wurzel neuer Verwirrungen wird.

Eine ſolche Epoche findet ſich in den älteſten Jahrbüchern jeder policirten Nation; und könnten wir heutigen Europäer oder vielmehr unſre Abkömmlinge (wie es denn gar nichts Unmögliches iſt) vor lauter grenzenloſer Verfeinerung und Philoſophie und Geſchmack und Verachtung der Vorurtheile unſrer Großmütter und Weichlichkeit und Uebermuth und Narrheit es endlich wieder ſo weit bringen, in Wäldern (wenn es anders bis dahin noch Wälder gibt) einzeln und gewandlos auf allen Vieren herumzukriechen und Eicheln zu freſſen; ſo wird dann auch, über lang oder kurz, die Zeit wieder kommen, wo die Nachkommen dieſer neuen europäiſchen Wilden gerade wieder die freien, wackern, kühnen, biederherzigen Leute ſeyn werden, deren Sitten und Lebensart Tacitus — ſeinen nervenloſen Römern zum Verdruß

und zur Demüthigung ihrer kleinen flattrigen, gaukelnden, niedlichen Puppenseelchen — in einem so prächtigen Gemälde darstellte.

In einer solchen Zeit, unter einem solchen Volke ungeschliffner, aber freier, edler, starker, gefühl- und muthvoller Menschenkinder müssen freilich die Stärksten, die Edelsten, mit einem Worte, die Besten gar herrliche Menschen seyn. Ganz natürlich, daß das Andenken dessen, was sie waren und thaten, sich Jahrhunderte lang unter ihrem Volke lebendig erhält; daß der Großvater mit verjüngender Wärme seinen horchenden Enkeln Geschichten davon erzählt; daß diese Geschichten in Gesängen und Liedern von einem Geschlechte zum andern übergeben, und daß man desto mehr davon singt und sagt, je weiter sich die Nation von jenem Heldenalter entfernt, je näher sie dem Zeitlaufe der Policirung und Verfeinerung kommt, und je weiter sie darin fortschreitet. Natürlich, daß endlich eine Zeit kommen muß, wo man sich diesen großmächtigen Menschen so ungleich fühlt, daß man an ihrem ehemaligen Daseyn zu zweifeln anfängt und alle seine Einbildungskraft aufbieten muß, um sich eine Vorstellung von ihnen zu machen; daß eben deßwegen diese Vorstellungen unwahr, übertrieben und romanhaft, kurz, daß aus den wahren, großen Menschen der Vorwelt — fabelhafte Götter und Göttersöhne, Riesen und Recken, Amadise und Rolande werden.

2.

Allein diese Zeit kommt nicht auf einmal; die Ausartung kann nicht anders erfolgen als stufenweise. Die nächsten

zwei oder drei Menſchenalter auf jene Heroen müſſen natürlich, in Vergleichung mit viel ſpätern noch weit mehr ausgearteten Nachkömmlingen, noch ſehr große Menſchen hervorbringen. Aber, wer in ſolchen Zeiten etliche Generationen überlebt hat, muß den Unterſchied ſchon merklich finden.

Die Ritter der Tafelrunde des Königs Artus waren gewaltige Männer in Ritterſchaft, hatten noch viel von dem hohen Muthe, ja ſelbſt noch einen Ueberreſt von der Treue und Biederherzigkeit ihrer Vorfahren. Aber was für eine Figur machen ſie mit Allem dem gegen den alten Branor, der in einem Alter von mehr als hundert Jahren noch Stärke genug hatte, ſie Alle aus dem Sattel zu werfen! Und wie noch armſeliger ſtehen ſie vor ihm da, nachdem er ihnen an ſeinem Freunde, Geron dem Adeligen, ein Muſter von Treue und Aufrichtigkeit und Großherzigkeit vor die Stirne geſtellt hat, deſſen Anblick und ſtille Vergleichung mit ſich ſelbſt (die er, wie billig, ihrem eigenen Gewiſſen überläßt) ihnen das beſchämendſte Gefühl, wie klein ſie gegen ihn ſind, geben muß!

Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es mit den Helden und Menſchen, die uns Homer in ſeiner Ilias und Odyſſee ſchildert. Was für Männer gegen die ſpätern, durch ihre geſchwätzige Philoſophie, ſchönen Künſte, Handelſchaft und Reichthümer verfeinerten Griechen! Keiner, bis auf den göttlichen Schweinhirten Eumäus, den der Dichter nicht durch dieß hohe Beiwort (der göttliche) über die Menſchen vom gemeinen Schlage ſeiner Zeit erheben mußte, um ihm ſein Recht anzuthun.

Aber wie mit ganz anderen Augen ſieht die Helden der Ilias der alte Neſtor an, dem ſeine hohen Jahre das Recht geben, einem Agamemnon und Achilles und Diomedes und

Ajax ins Geſicht zu ſagen: „Ich habe mit anderen und beſſeren Männern gelebt, als ihr ſeyd — Nein, ſolche Männer habe ich nie wieder geſehen und werde keine ſolche wieder ſehen, wie Peirithoos und Dryas, der Hirt der Völker, und Käneus und Exadios und der göttliche Polyphemos und Theſeus der Aegeide, der wie der Unſterblichen einer war.“ —

Man ſieht, Homer und Neſtor hatten ſchon einen ſehr verſchiedenen Maßſtab. Die Männer, die Homer göttlich nennt, ſind in Neſtors Augen gegen jene, die er dieſes Beinamens würdig hält, nur gewöhnliche Menſchen. Und ganz natürlich, da ſie zu den Helden des Jahrhunderts vor dem trojaniſchen Kriege ſich ungefähr eben ſo verhielten, wie die Griechen zu Homers Zeiten gegen die Zerſtörer von Troja.

Dieſer ſelbſt ſo große Mann hatte in einem Zeitpunkt, der in unſern Augen noch heroiſch genug iſt, ſchon ein ſtarkes Gefühl von der Abnahme der Menſchheit in ſeinen Tagen. Diomedes hebt (im fünften Buche der Ilias) einen Stein auf und ſchleudert ihn unter die Feinde, der ſo ſchwer war (ſagt Homer), „daß ihn zwei Männer, wie die Menſchen jetzt ſind, nicht tragen könnten.“

Virgil — der ungefähr neun Jahrhunderte nach Homer lebte, in einer Zeit, da die Ueppigkeit und die Ausartung in Rom der höchſten Stufe ſchon nahe waren — fühlte die Menſchen ſeiner Zeit gegen die Helden der trojaniſchen ſo klein und ſchwach, daß er, um im gehörigen Verhältniſſe zu bleiben, aus Homers zweien zwölf ſolcher Männerchen, wie man ſie im goldnen Jahrhundert Auguſts ſah, machen mußte. Freilich mag er wohl daran zu viel gethan haben, da hier blos von der körperlichen Kraft, eine gewiſſe Laſt aufzuheben, die Rede iſt, aber wenn ſeine Abſicht war, das Verhältniß jener Helden gegen die gewöhnlichen Menſchen ſeiner Zeit

überhaupt oder nach der ganzen Summe der Naturkräfte, so weit sie in einem Menschen gehen können, anzudeuten, so möchte sich wohl behaupten lassen, daß er nicht zu viel gesagt habe, und daß zum Beispiel ein Mann wie Diomedes, nackend und ohne Waffen, gegen zwölf junge Herren vom Hofe Augusts, ebenfalls in Naturalibus, kämpfend, die artigen Herren mit eben so weniger Mühe nach einander ins Gras hingestreckt hätte, als es ihm leicht war, den Stein aufzuheben und fortzuschleudern, den keiner von ihnen nur von der Stelle hätte rücken können.

3.

Man erlaube mir hier eine kleine Abschweifung, die uns nicht weit von der Hauptsache führen soll.

In den Zeiten der Entnervung der Menschheit durch Ueppigkeit und alle übrige Folgen des Reichthums und der höchsten Verfeinerung oder Ueberspannung ist es weniger die körperliche Schwäche, als die Abwürdigung und Entkräftung der Seelen, die Stumpfheit ihres innern Sinnes für das wahre Große, was sie gegen die herrlichen Naturmenschen der Vorwelt so klein erscheinen macht. Wie sollten sie das Vermögen haben, zu thun, was diese vermochten, da sie nicht einmal fähig sind, das Große in den edelsten Gesinnungen oder Handlungen derselben zu fühlen?

Plutarch hat uns in seinem Leben des Pompejus ein sehr auffallendes Beispiel hiervon aufbehalten, das einen Zug von Achills Betragen in der großen entscheidenden Scene der Ilias betrifft. Um meine Leser darüber selbst urtheilen zu lassen, muß ich diese Scene mit zwei Worten in ihr Gedächtniß

zurück rufen. Die Trojer alle haben ſich vor der Wuth des Achilles hinter die Mauern ihrer Stadt geflüchtet; die Thore ſind verſchloſſen; nur der einzige Hektor iſt außer den Mauern zurück geblieben, entſchloſſen, zu ſterben oder dem Zerſtörer ſeines Volkes das Leben zu nehmen; das griechiſche Heer ſteht in einiger Entfernung gegenüber, und die Götter ſchauen ſchweigend vom Olymp herab. Hektor, unerbittlich dem Flehen ſeines Vaters und ſeiner Mutter, ſteht und erwartet den kommenden Feind. Aber, indem Achilles, „dem Gott der Schlachten gleich, in ſeinem Harniſch, der wie lodernd Feuer oder wie eine Morgenſonne Strahlen wirft, den furchtbaren Speer in ſeiner Rechten ſchwingend, auf ihn zugeht,“ — überfällt ein ungewohntes Entſetzen Hektorn; ihm entſinkt der Muth, der ihn zur letzten Hoffnung ſeines unglückſeligen Volkes und Hauſes machte; er kann den Anblick des Stärkern, der über ihn gekommen iſt, nicht ertragen, er flieht. Dreimal jagt ihn Achilles rund um die Mauern von Troja, und ſo oft der verſtürzte Hektor, Hülfe von den Seinigen zu erhalten, ſich innerhalb eines Pfeilſchuſſes den Thürmen nähern will, treibt ihn jener wieder ins offene Feld gegen die Stirne des griechiſchen Heeres zurück — winkt aber zugleich den Seinigen mit dem Kopfe und wehrt ihnen, mit Pfeilen nach Hektorn zu ſchießen, „damit nicht ein Anderer ihm den Ruhm wegnähme, Hektorn erlegt zu haben, und er nur der Zweite wäre.“

Wer die Ilias auch nur mit dem mäßigſten Antheile von Menſchenſinn geleſen hat, muß fühlen, daß Achilles nicht Achilles hätte ſeyn müſſen, wenn es ihm in dieſem glorreichen entſcheidenden Augenblicke hätte gleichgültig ſeyn ſollen, ob die Seele ſeines Freundes Patroklus und aller übrigen Griechen, welche Hektor zum Orcus geſendet hatte, durch

ihn oder einen Andern gerochen würde, und Troja durch ſeine oder eines Andern Hand fiele. Gleichwohl (ſpricht Plutarch) fanden ſich Leute, die in dieſem Gefühl und Betragen des Achilles etwas unendlich Kleines fanden. „Achilles, ſagten ſie, thut hier nicht die That eines Mannes, ſondern eines thörichten, nach Ruhm ſchnappenden Knaben.“ Die feinen Moraliſten! Nach dem hohen Ideal dieſer Schulmeiſter hätte es Achillen gleich viel ſeyn ſollen, wer Hektorn erlegte, er oder Therſites, wenn die That nur gethan würde; denn „dem Weiſen iſt's ja nie um ſich, ſondern immer nur um die Sache ſelbſt zu thun!“ — O die Gräculi, die Gräculi! Wie ſehr Achill zu beklagen iſt, daß er kein Stoiker war! daß er zu früh in die Welt kam, um bei einem Chryſippus oder Poſidonius in die Schule zu gehen und zu lernen, was für eine kindiſche Sache es um die Leidenſchaften iſt! — Freilich, in den wilden Zeiten, worin er das Unglück hatte geboren zu werden, wußten die Leute noch wenig von guter Lebensart. Da zankten Könige und Feldmarſchälle ſich noch im bitterſten Ernſt um — eine hübſche Dirne, geriethen um ſo einer Kleinigkeit willen in ſolche Wuth, daß ſie, mit Hintanſetzung aller Wohlanſtändigkeit, einander ſchimpften, wie die Karrenſchieber. — Da ſetzte ſich der göttliche Achill ans Ufer hin und weinte wie ein kleines Mädchen, daß ihm Agamemnon ſeine Puppe genommen, oder (was in den Augen eines ſtoiſchen Schulmeiſters auf Eines hinaus lief) daß ihm die Griechen ſeinen verdienten Antheil an der Beute, an deren Gewinnung er ſein Leben geſetzt, wieder weggenommen und ihn dadurch beſchimpft hatten u. ſ. w. Welche Thorheiten! welche Kindereien! Und der einfältige Homer, der ſelbſt Kind genug war, aus ſolchen Kindern ſeine Helden zu machen, ließ ſich ſo wenig davon träumen, wie irgend eine große Natur

ohne Leidenſchaft ſeyn könnte, daß er auch ſogar ſeine Götter mit eben ſo läppiſchen Leidenſchaften begabte — wofür ihm dann auch Plato, Cicero und ſo viel andere große Männer (die zwar weder Iliaden gethan, noch Iliaden gedichtet haben) nach Verdienen den Text geleſen haben! — Doch, freilich, was können am Ende Homer und ſeine Helden dafür? Sie trugen die Laſt ihrer Zeiten, wo die Menſchen noch waren, wie ſie die bloße Natur macht — wie ſie in dem groben ungeſchliffenen Zuſtand eines Volkes, das noch Nerven hat, ſeyn können. Ach! die Nerven, die Nerven! die ſind immer (wie Herr Pinto weislich bemerkt hat) an allem Uebel ſchuld! Man kann daher nicht genug eilen, ſie ihrer unbändigen, ſo viel Unheil in der Welt ſtiftenden Schnellkraft zu berauben! Denn, haben wir nur dieſe erſt einmal weggeſchwelgt oder wegphiloſophirt oder weggetändelt oder, auf welche Art es ſey, außer Activität geſetzt: dann räckeln wir uns hin und, weil wir keine Nerven mehr haben, um zu lieben oder zu haſſen, vernunften oder faſeln wir über die Herrlichkeit der Weſen ohne Sinne und Leidenſchaften; — und, weil wir keine Nerven mehr haben, etwas zu unternehmen und auszuführen, beweiſen wir, daß der Weiſe weder Hand noch Fuß regen, ſondern blos zuſchauen müſſe; und, weil wir ohne Nerven ſind und in dem Staate, worin wir zu leben die Ehre haben, auch keine nöthig haben, ſondern Drahtpuppen, nervis alienis mobilia ligna, ſind, ſchwingen wir uns über die parteiiſchen kleinfügigen Bürgertugenden hinweg und — ſchwatzen von allgemeiner Weltbürgerſchaft. — Kurz, je mehr wir durch die Abſchälungen und Abſtreifungen, die man mit uns vorgenommen, verloren haben, je ſpitzfindiger werden wir, uns zu beweiſen: daß ein Menſch deſto vollkommner ſey, je abgeſtreifter er iſt, das iſt, je weniger er zu verlieren hat; ſo

daß einer erſt dann ganz vollkommen wäre, wenn er gar nichts mehr zu verlieren hätte, das iſt, wenn er gar nichts mehr wäre; — welches bekannter Maßen das höchſte Gut gewiſſer Fakirn und Schüler des Fohi in Indien und allerdings ultima linea rerum, die unterſte Stufe der Abnahme des menſchlichen Geſchlechts iſt, der wir, leider! zwar immer näher und näher kommen, ſie ſelbſt aber vermuthlich doch niemals völlig erreichen werden.

4.

In dem Kreiſe, worin uns die Natur ewig herum zu drehen ſcheint, laſſen ſich gleichſam zwei Pole angeben, wovon der eine den höchſten Punkt der natürlichen Geſundheit, Größe und Stärke des Menſchen, und der andere den tiefſten Punkt der Kleinheit, Schwäche, Erſchlaffung und Verderbniß bezeichnet. Jedes Volk in der Welt (dünkt mich) iſt dazu gekommen oder wird dazu kommen, ſich erſt auf dem einen und endlich auf dem andern dieſer Punkte zu befinden.

Und wo ſuchen wir nun den erſten dieſer Zeitpunkte, den Zenith der natürlichen Vollkommenheit des Menſchen? — Wahrlich nicht in den geprieſenen goldnen Altern der Philoſophie und des Geſchmacks, nicht in den Jahrhunderten Alexanders, Auguſts, Leons X. und Ludwigs XIV. Das kann wohl Niemanden mehr einfallen, der dieſe goldnen Zeiten ein wenig genauer angeſehen und nur einen Begriff davon hat, was Menſch iſt und ſeyn kann. Auszierung, Einfaſſung, Schminke und Flitterſtaat macht es nicht aus; etliche gute Maler, Bildhauer, Poeten und Kupferſtecher wahrlich auch nicht! Man zeige mir in einem von dieſen Jahrhunderten

den Mann, der ſich vor Karln dem Großen, dem Sohn eines barbariſchen Zeitalters (wie wir's, den Griechen nachplappernd, zu nennen pflegen), nicht zur Erde bücken müſſe! Man meſſe (alle Umſtände gegen einander gleich gewogen) die Alcibiaden, Alexander, Cäſarn (für die ich meines Orts übrigens allen Reſpect habe), und neben ihm werden ſie kleiner ſcheinen, wie Lanzelot vom See und ſeine Genoſſen neben dem alten Branor, der eines ganzen Hauptes länger war, als ſie alle — wie die alte Geſchichte ſagt.

Ich vergeſſe nicht, daß es unbillig wäre, Karln die Tugenden ſeiner Zeit und jenen Griechen und Römern die Untugenden der ihrigen ohne Abzug anzurechnen. Aber es iſt mich hier nicht vom perſönlichen Vorzuge dieſer großen Menſchen (wiewohl ich glaube, daß Karl auch von dieſer Seite der gewinnende Theil ſeyn würde), ſondern von dem Vorzuge der Zeiten die Rede — und gewiß gebührt er derjenigen, wo man der künſtlichern Ausbildung und Aufſtützung eben darum nicht bedarf, weil die Natur noch Alles thut.

Ich weiß ungefähr, was ſich zum Vortheil der Verfeinerung in Sitten und Lebensart, die wir den großen Monarchien und Hauptſtädten, dem Luxus, der Nachahmung der alten Griechen und Römer, dem Handel, der Schifffahrt und ſo weiter zu danken haben — und was ſich gegen die rohe Lebensart und die derben Sitten der Patriarchen-, Helden- und Ritterzeit, ſagen und nicht ſagen läßt. Es iſt eine ausgedroſchne erſchöpfte Materie, an der ich weder mehr zu dreſchen, noch zu ſaugen Luſt habe. Aber hier iſt die Frage: in welcher von beiden die Menſchheit lautrer, geſunder, ſtärker und ſogar gefühlvoller geweſen ſey? — Denn unſere alkoholiſirte und ſo oft nur affectirte Empfindſamkeit, die wir voraus zu haben glauben, iſt nur ein ſchwaches Surrogat für die

lebendigen, ſtarken, voll ſtrömenden Gefühle der Natur. Oder vielmehr es iſt keine Frage: die Sache ſpricht für ſich ſelbſt; und Niemand, ſo ſehr ihn auch die Laſt unſerer Zeit zuſammen gedrückt oder der Taumel unſerer vermeinten Vorzüge verdumpft haben mag, kann nur einen Augenblick anſtehen, auf welche Seite er entſcheiden ſoll.

5.

Wir ſind alſo, leider! nicht mehr, was unſere Vorväter waren. Fuimus Troes! Wir gewinnen im Kleinen und verlieren im Großen. Unſere Abnahme, unſer Verfall iſt ſchon ſeit Jahrhunderten die allgemeine Klage. Alles dieß iſt ausgemacht. Aber liegt die Urſache davon in der Natur ſelbſt, die, wie Lucrez meint, als eine durch viele Geburten geſchwächte Mutter nicht mehr Kräfte genug hat, ſo große Körper und gewaltige Thiere hervorzubringen, wie vormals? Oder liegt ſie in äußern Urſachen und iſt eine nothwendige Folge des ewigen Wechſels der menſchlichen Dinge? — Erſtreckt ſie ſich auf die Menſchheit überhaupt, oder trifft ſie nur beſondere Völker und Zeiten? Gibt es irgend einen Punkt, wo ſie ſtill ſteht? einen Kreislauf, der uns wieder dahin zurück bringt, wo wir ſchon geweſen ſind? Oder hat dieſe fatale Abnahme keine Grenzen? Haben wir von Adam und Even an abgenommen und werden ſo lange, von Generation zu Generation, immer kleiner, ſchwächer und verkrüppelter werden, bis endlich (wie es einſt der Nymphe Ekho und dem Zauberer Merlin erging) nichts als eine bloſe Stimme und zuletzt (wenn auch dieſe ausgetönt haben wird) gar nichts mehr von uns übrig iſt?

Eine kurze Fortsetzung meiner bisherigen Betrachtungen wird uns eine, wie mir's scheint, sehr natürliche Auflösung dieser Fragen an die Hand geben.

6.

Wie alle Meinungen der Menschen, selbst die ungereimtesten, sich immer auf irgend eine Thatsache stützen; und wie wir Sterbliche fast immer nicht durch das, was wir sehen, sondern durch das, was wir daraus schließen, betrogen werden: so scheint es auch hier ergangen zu seyn. Man bemerkte von einem gewissen Punkte bis zu einem andern eine stufenweise Abnahme; und nun schloß man: die Menschen haben also immer abgenommen und werden immer abnehmen, haben schon zu Homers, ja schon zu des Patriarchen Jakob Zeiten abgenommen, sind folglich desto größer und vollkommner gewesen, je näher sie dem Ursprung der Menschheit waren, und werden desto schlechter, je weiter sie sich davon entfernen. Und nun ließ man die Einbildungskraft ausrennen.

Ich will — um die Sache durch ein etwas kurzweiliges Beispiel zu erläutern — nur bei einem einzigen Vorzug verweilen, den ein fast allgemeiner Glaube den Menschen der ältesten Welt einräumt — nämlich den Vorzug einer ungeheuren körperlichen Größe. Wir wollen sehen, was wohl an der Sache seyn mag, und mit welchem Grunde sich daher auf die Abnahme der menschlichen Gattung schließen läßt.

Nach dem Berichte der Talmudisten war Adam, selbst nach dem leidigen Fall (wodurch er auch in diesem Stücke

unendlich viel verlor) noch immer neunhundert Ellen hoch, ſo daß ein Swiftiſcher Brobdignak gegen ihn nur ein Lilliputter geweſen wäre. Die Araber (nach der Erzählung des Wanderers Monkonys) machen ſich keinen viel kleinern Begriff von der Größe unſrer erſten Stammältern; denn ſie zeigen bis auf dieſen Tag drei Berge oder Hügel in der Ebene von Mekka, auf deren Einen Eva ihren Kopf und auf die beiden andern (welche zwei Musketenſchüſſe weit von jenem abſtehen) ihre Knie bei einer gewiſſen Gelegenheit geſtützt haben ſoll. — Doch man weiß, daß die Morgenländer ſtarke Liebhaber vom Vergrößern ſind. Wir wollen uns alſo an einen neuern abendländiſchen Gelehrten halten, der ſich viele Mühe gegeben hat, auf den Grund der Sache zu kommen.

Herr Nicolaus Henrion, Mitglied der Académie des Inscriptions zu Paris im erſten Viertel dieſes Jahrhunderts, ein Mann, der eine große Stärke in den morgenländiſchen Sprachen beſeſſen haben ſoll, arbeitete viele Jahre Tag und Nacht an einem großen Werke über Maße und Gewichte aller Zeiten und Völker des Erdbodens. Es war ſeine Lieblingsbeſchäftigung; aber, je mehr er Entdeckungen machte, und je tiefer er ſich in die alte Welt hineingrub, je mehr wuchs ſeine Arbeit ins Unermeßliche; und ſo überraſchte ihn der Tod, eh' er damit zu Stande kommen konnte. Der Umſtand, daß alle Völker von jeher mit Füßen gemeſſen haben, brachte ihn auf Unterſuchung der verſchiedenen Größe des menſchlichen Fußes, und dieſe auf Ausmeſſung der ganzen Größe der Menſchen in verſchiedenen Zeitaltern. Im Jahre 1718 brachte er der Akademie eine chronologiſche Tabelle der Verſchiedenheiten der Länge des menſchlichen Körpers, von Erſchaffung der Welt an bis zur chriſtlichen Zeitrechnung, ſo wie er ſie nach ſeinen vermeinten Entdeckungen

ausgerechnet hatte. Vermöge derſelben hätten ſich zwar die Rabbinen um etwas verrechnet; jedoch bliebe unſern Stammältern immer noch eine ſehr anſehnliche Länge. Adam war, nach Henrions Tabelle, einhundert drei und zwanzig Fuß neun Zoll Pariſer Maß, und Eva einhundert und achtzehn Fuß neun und drei Viertel Zoll lang; beide alſo ungefähr achtzehn bis zwanzig Fuß länger, als der berühmte Koloß zu Rhodus. Bei der neunten Generation zeigte ſich bereits eine merkliche Abnahme; Noah hatte ſchon zwanzig Fuß weniger als Adam: und bei der neunzehnten ſchrumpfte das Menſchengeſchlecht vollends zu wahren Zwergen ein; denn Vater Abraham maß nur noch ſieben und zwanzig bis acht und zwanzig Fuß. Nun wurden die Zeiten immer ſchlechter, ſo daß für Moſe nur dreizehn und für den thebaniſchen Hercules kaum zehn Fuß blieben. Alexander der Große mußte ſich an ſechs Fuß begnügen laſſen; und Cäſar (zu deſſen Zeiten man die Größe eines Mannes ſchon lange nicht mehr nach Füßen ausmaß), Cäſar konnte ein großer Mann mit fünfen ſeyn.

Schade daß die Akademie der Aufſchriften uns nicht wenigſtens einen Theil der Gründe und Belege hat mittheilen wollen, womit Henrion dieſen merkwürdigen Maßſtab der Menſchheit ohne Zweifel zu rechtfertigen im Stande war. Man hätte ſie doch wohl in ſeinen nachgelaſſenen Papieren finden ſollen. Inſonderheit hätte ich ſehen mögen, aus was für Gründen er uns hätte begreiflich machen wollen, wie, zu einer Zeit, da die menſchliche Gattung ſchon auf zwölf bis dreizehn Fuß eingeſchrumpft war, die Kinder Enaks noch ſo ungeheure Popanze ſeyn konnten, daß die iſraelitiſchen Kundſchafter ſich ſelbſt gegen jene nur wie Heuſchrecken vorkamen.

Der Abbé Tilladet hatte der Akademie schon lange zuvor (im Jahre 1704) eine Abhandlung über die Riesen vorgelesen, worin er aus heiligen und profanen Scribenten bewies, daß es in den ersten zwei Jahrtausenden Riesenvölker gegeben habe, und daß nicht nur Adam und die ersten Patriarchen, sondern auch die Anführer der morgenländischen Colonien, die nach und nach die Abendländer bevölkert haben, insgesammt Riesen gewesen.

Einige Jahre darauf nahm Mahudel die Frage wieder auf, und weil ihn däuchte, daß Tilladet die Sache ein wenig zu leichtgläubig und seichte behandelt habe, so untersuchte er sie, in der echten Shandyschen Manier, als ein Naturkundiger, Zergliederer, Mechanicus, Geschichtsforscher, Kunstrichter, Staatsmann, Moralist, Oekonomist u. s. w., und so fand sich denn freilich, daß die Männer, die, mit einer Fichte statt des Stabes in der Hand, über Berg und Thal daher schritten und denen, wenn sie ins Meer hineingingen, das Wasser kaum bis an die Kniekehlen reichte, bei genauerer Ausmessung zu ganz leidlichen Ungeheuern wurden, so wie das fürchterliche weiße Gespenst, das uns die Haare zu Berge stehen machte, beim Lichte besehen und mit Händen betastet, zu einem unschuldigen — Hemde wird. Dieß gilt nicht nur den Mährchen solcher Geschichtschreiber, wie zum Beispiel der Mönch Helinand und sein leichtgläubiger Nachschreiber Tostat; nicht nur der Höhle des Polyphemus, dieses berühmten Cyklopen, der nach Fasels Versicherung zweihundert Ellen lang war und zu Drepano in einer Höhle wohnte, die der Jesuit Kircher (der sie gemessen) sieben bis acht Fuß hoch befunden; nicht nur dem sechs und vierzig Ellen langen Skelet des Orion in Kreta (beim Plinius), welches die Kritik mit gutem Fug auf sechs Ellen herunterseßt, und das

auch dann noch immer für eine Reisebeschreibers-Lüge groß genug ist; selbst Goliath und König Og von Basan, für deren ungeheure Statur wir ein sehr ehrwürdiges Zeugniß haben, sinken ohne Nachtheil der Autorität desselben nach Mahudels Berechnung zu einer unsre Einbildungskraft weniger ermüdenden Länge herab. Kurz, seiner bescheidenen Meinung nach, sind zwölf Fuß das Höchste, was man irgend einem Riesen zuzugestehen schuldig ist; und die beglaubte Geschichte stellt keinen Einzigen auf, der dieses Maß überschritten hätte.

So wenig dieß auch denen vorkommen mag, die von einem zweihundert Ellen langen Kerl wie von der alltäglichsten Sache von der Welt sprechen: so dünkt mich doch, Mahudel habe den festen Punkt der wahren kolossalischen Größe des Menschen noch viel zu hoch gesetzt, und man habe, um der Mythologie und Geschichte alle Billigkeit zu erweisen, nicht nöthig, sie über sieben Fuß anzunehmen; denn die höchst seltnen Ungeheuer, die dieß Maß überschritten haben möchten, verdienen, wenn die Frage von höchster natürlicher Vollkommenheit ist, eben so wenig in Betracht zu kommen, als die zwei- oder dreiköpfigen Mißgeburten.

7.

Was in unsern Zeiten wegen der Patagonen vorgegangen, gibt uns ein klares Beispiel, wie es, sehr natürlicher Weise, mit den historischen und kosmographischen Vergrößerungen zuzugehen pflegt. Vielen ältern Reisebeschreibern zufolge waren diese Bewohner der westlichen Küste des Magellanischen Landes noch einmal so hoch als Europäer von gewöhnlicher Statur; und dieß bestätigte Frezier in seiner

Reiſebeſchreibung von 1732 aus dem Munde verſchiedener Spanier, die als Augenzeugen ſprachen. Zwei und dreißig Jahre hernach befuhr (bekannter Maßen) der Commodor Byron die Küſte, wo dieſe Titanen zu Hauſe ſeyn ſollten; er ſah ſie, und, wiewohl ſie ihm noch immer groß genug vorkamen, um mit allem Reſpect, den man ſeinen Höhern ſchuldig iſt, von ihnen zu ſprechen, ſo fand er ſie doch wenigſtens um drei bis vier Fuß kleiner, als die Spanier (die das Große lieben) ſie gemacht hatten. Der größte, den er unter etlichen Hunderten ſah, ſchien ihm, dem Augenmaß nach, nicht viel kleiner als ſieben Fuß. Endlich lernte Capitain Wallis zwei Jahre darauf die nämlichen Rieſen kennen, die man, weil ſie faſt immer zu Pferde ſind, eben ſo wohl hätte zu neuen Centauren machen mögen. Zu gutem Glück hatte er juſt ein paar Meßruthen bei ſich. In ſolchen Fällen iſt nichts über eine Meßruthe, um hinter die eigentliche Wahrheit zu kommen. Man maß die Längſten unter ihnen, und, ſiehe! es fand ſich nur Einer, der ſechs Fuß ſieben Zoll maß, und etliche wenige von ſechs Füß fünf bis ſechs Zoll; die meiſten hatten nur fünf Fuß zehn Zoll bis ſechs Fuß. — Und ſo ſchmolz eine Länge, die nach ſpaniſchem Augenmaß zehn bis eilf Fuß betrug, in einem engländiſchen Auge auf ſieben und durch die Meßruthe auf ſechs bis ſiebenthalb herunter.

Man muß geſtehen, dieß iſt immer noch viel, und eine ganze Nation ſolcher ſtattlicher Männer, mit Weibern nach Proportion, muß für einen armen Europäer allerdings ein ſonderbarer und ſchauerlicher Anblick ſeyn. Aber ſehr vermuthlich iſt die Größe dieſer Patagonen auch das non plus ultra der menſchlichen Statur; und wenn wir von der angeblichen Größe der Menſchen in den Patriarchen- und

Heldenzeiten Alles abziehen, was davon auf Rechnung der verſchiednen Maße und des Betrugs der Augen und der Lügenhaftigkeit der Wanderer, Seefahrer und Dichter und der Vergrößerung, die jede Sache durch das Fortwälzen aus einem Munde in den andern erhält, zu ſetzen iſt; ſo wird wohl eine Länge von ſiebenthalb bis ſieben Fuß das Höchſte ſeyn, was die Rieſengeſchlechter der älteſten Zeit und die ſtattlichſten Männer der heroiſchen und ritterlichen zu fordern haben. Hercules hatte, nach der Ausrechnung des Pythagoras, ſieben Fuß; eben ſo viel hatte Karl der Große — wiewohl er dieſen Beinamen einer andern Größe zu danken hat. Ich kenne aus der Geſchichte keinen dritten Mann zu dieſen beiden. Ihre Stärke war in Verhältniß mit ihrer Größe; ſie waren unermüdet in Thätigkeit, tapfer in Duldung, mächtig im Streit und mächtig in Frauenliebe. Wie ſollten wir alſo nicht ſicher annehmen können, daß die Statur dieſer zwei gewaltigſten Söhne des Himmels und der Erde das wahre Maß heroiſcher Größe und Majeſtät ſey, welches verbunden (wie bei jenen beiden) mit Stärke und Schönheit, diejenige äußerliche Geſtalt gibt, die eines Mannes würdig iſt, vor dem (nach Shakeſpeare's Ausdruck) die Natur aufſtehen und ſagen ſoll: Das iſt ein Mann!

8.

Geſetzt nun, die Natur habe in den erſten Zeiten unſrer Welt lauter Menſchen von dieſem Schlage oder wenigſtens viele dergleichen hervorgebracht; mit welchem Grunde kann man ſagen, ſie habe in der Folge die Kraft verloren, ihres Gleichen hervorzubringen? Wie ſehr weit ſind Hercules und

Karl der Große der Zeit nach von einander! Oder wollte man einwenden, dieß wären einzelne außerordentliche Männer gewesen: hatte Hercules nicht seinen Theseus und Peirithous? Waren nicht die Argonauten seine Spießgesellen? Hatte Karl nicht seine Pairs, seinen Roland und so weiter? Sie waren die ersten unter ihren Pairs, wie Achill unter den Helden der Griechen; aber ihre Pairs waren keine gemeine Menschen. — Und finden wir nicht, noch auf diesen Tag, bei den ungebändigten Völkern Asiens und der neuen Welt die ganze Anlage, ja selbst einen großen Theil der Eigenschaften und Tugenden der heroischen Zeiten? die großen Körper, die Stärke und Behendigkeit, die Duldsamkeit, den Muth, die Treuherzigkeit, die zu Tacitus Zeiten das Eigenthum der Germanen und anderer nordischen Völker waren? Die edelsten unter den westindischen Horden und Stämmen sind uns noch wenig bekannt; aber was für eine Anlage entdeckt sich, zum Beispiel, schon in dem Wenigen, was uns Cook von den Neuseeländern erzählen kann! — Ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Denn, nach der Analogie zu urtheilen, geht ein unvollkommner Stand der Wildheit vor dem heroischen Zeitalter eines Volkes vorher, weil zu diesem schon ein gewisser höherer Grad von Entwicklung und Ausbildung, ein gewisser Fortgang der Kriegskünste und eine weniger dürftige Lebensart gehört. Ihre Zeit ist also noch nicht gekommen. Aber warum sollte sie nicht endlich eben so wohl kommen, als die Zeit der alten Pelasger, Iberier, Germanen und Britten — und (auf einer andern Seite des Erdbodens) der Saracenen, der Türken, der Mongolen Zeit gekommen ist?

9.

Wie dem auch sey, nichts bedarf wohl weniger einer ernsthaften Widerlegung, als die Meinung von einer immer zunehmenden Entkräftung der Natur und stetem Abnehmen der Menschheit. Wo man jemals Abnahme gesehen hat, da hat man sie bei einzelnen Völkern gesehen — und immer waren es sittliche Ursachen, immer war es stufenweise Entnervung und Verderbniß durch Tyrannei, übermäßige Ungleichheit, Hoffahrt, Ueppigkeit und zügellose Sitten, was endlich im ganzen Staatskörper diese Kacherie hervorbrachte, die sich mit seinem Tod endigte. — Die Verderbniß und Schwäche ging nie ins Unendliche; sie hatte immer ihr gewisses Maß, wie Gesundheit und Stärke auch.

Als es mit den Römern dahin gekommen war, daß der Name Römer, der vormals Königen Ehrfurcht einflößte, bei den Gothen zu einem Schimpfnamen wurde, den kein ehrlicher Kerl auf sich sitzen lassen konnte, — so war es auch aus mit ihnen. Diese ausschweifendsten, raubgierigsten, niederträchtigsten aller Menschen, die das Schändlichste zu thun und zu leiden fähig waren, wurden zuletzt auch die feigsten und wehrlosesten des Erdbodens. — Tiefer ist nie ein anderes Volk gesunken. Aber ihr Verderben war, gleich einer Seuche, die nicht über einen gewissen Kreis hinaus kann, in die Grenzen ihrer Sitten eingeschlossen. Die Gothen, Vandalen, Longobarden, Franken, Sueven und so weiter, die ihre Herren wurden, blieben lange unangesteckt. Das große ungeheure Aas lag und moderte; aber, was noch von gesunden Bestandtheilen übrig war, verlor sich in einer neuen Schöpfung. Neue Völker, neue Namen, neue Reiche, Verfassungen, Sitten und Sprachen gingen aus den Trümmern

der alten Welt hervor; und nun fing ſich der Cirkel wieder an. Die Römer, denen Horaz ſo viel Böſes weisſagte, waren den Römern aus den Zeiten der Coriolanus, Curius, Cincinnatus nicht unähnlicher, als wir heutige Europäer unſern Stiftern und Altvordern ſind. Unſer Fortgang ins Schlechtere wird, trotz aller unſrer Palliative und Betäubungsmittel, immer ſichtlicher. Eine Kraft, die mächtiger iſt als wir, ſtößt uns immer näher gegen jenen Punkt, der noch allen Völkern, die ihn berührt haben, verderblich geweſen iſt. Werden wir vielleicht allein die Ausnahme machen?

Aber, was daraus auch werden mag, die menſchliche Gattung überhaupt wird nichts dabei verlieren. Andre Völker, die jetzt noch in der Wildheit ihres kindiſchen Alters herumlaufen, werden ihre Jugendſtufe beſteigen; unverdorbene, kraftvolle, gutartige Menſchen — wenn anders unſre kosmopolitiſche Neigung, auf dem ganzen Erdenrunde herumzuſchwärmen und allen Völkern, von Grönland bis in die Südſeeinſeln, unſre Künſte zu zeigen und unſre häßlichen Krankheiten mitzutheilen, bis dahin noch unangeſteckte Menſchen übrig läßt — werden die Patriarchen neuer Zeitalter werden; neue Helden, neue Argonauten, neue Orpheen und Oſſiane, neue Ritter von der Tafelrunde — kurz, die ganze Geſchichte, wie ſie Virgil in ſeiner vierten Idylle in ſo ſchönen Verſen weisſagt, wird unter andern Formen und in andern Gegenden wieder kommen; und in dieſer Ordnung der Natur wird ſich die Menſchheit vielleicht noch lange fortdrehen und von Zeit zu Zeit neu geboren werden, wachſen, blühen, reifen, abnehmen, verderben und dann wieder auferſtehen und wieder blühen und wieder verderben, bis die Erde endlich ihre Zeit erfüllt hat, und eine Begebenheit, die alle übrige verſchlingt, die Scene ſchließen wird.

Ich will damit nicht sagen, daß diese kreisförmige Bewegung, womit sich die menschlichen Dinge umwälzen, ein wahrer Cirkel sey. Man hat vielmehr Ursache (wie mich däucht), zu glauben, daß es keiner sey. Kein Volk hat jemals die Stufe wieder betreten, von der es einmal herabgefallen, noch durch irgend ein Wunder der Kunst die natürlichen Kräfte wieder bekommen, die es einmal verloren hatte. Die Perser sind nie wieder geworden, was sie unter Cyrus waren; die Athener haben sich nie von ihrem Alcibiades, die Spartaner nie von ihrem Lysander wieder erholen können. Es scheint, die Reihe des Steigens und Fallens müsse nach und nach an alle Völker kommen — welche nicht, wie die Grönländer, Lappen, Kantschadalen und ihres Gleichen, mit eisernen Banden des Klimas gefesselt, ihr Daseyn im starren Nebel der Dumpfheit, wie halb erfrornen Menschen zukommt, hinträumen.

10.

Aber hier ist es hohe Zeit, zu schweigen! — Denn der Natur heiligen Schleier aufzudecken, in ihr inneres Räderwerk zu schauen und zu zeigen — wie Eins ins Andere greift, und wie, durch den ewigen Streit und die scheinbare Verwirrung der Theile, das Ganze im Gang erhalten wird; wie alles Uebel gut, aller Tod Leben ist, und wie alle die tausendfachen Bewegungen der Dinge, auf und nieder, vorwärts und rückwärts, in concentrischen und excentrischen Kreisen, am Ende doch nur eine unmerklich fortrückende Spirallinie machen, die Alles ewig dem allgemeinen Mittelpunkt nähert, — dieß ist eine Aufgabe, deren Auflösung

ganz andere Organe und einen ganz andern Geſichtskreis als den unſrigen zu erfordern ſcheint.

Nur eine oder zwei Anmerkungen mögen mir noch vergönnt ſeyn, um (wo möglich) Mißverſtand zu verhüten, wiewohl ich je länger je mehr lerne, daß man dazu ganz beſonders von den Feen begabt ſeyn müſſe.

Meine Abſicht iſt eben ſo wenig, unſerm Jahrhundert Hohn zu ſprechen, als ihm zu ſchmeicheln. Ich halte es für keines der wirkſamſten Mittel, ſeine Zeitgenoſſen zu beſſern, wenn man ihnen, wie Swift, immer beleidigende Dinge ſagt. Aber, ſie immer zu ſtreicheln und liebzukoſen und einzuwiegen und in Schlaf zu ſingen, taugt auch nichts.

Es iſt ſehr natürlich, daß ein Mann, der dem Spiele ſchon eine ziemliche Weile zuſieht, wenn er immer mit den Vorzügen unſrer Zeit und den Vortheilen unſrer Aufklärung, unſrer Verfeinerung, unſrer Weltbürgerei und ſo weiter klappern hört und doch nirgends ſieht, daß es darum beſſer, wohl aber, daß es immer deſto ſchlechter geht: — daß ein ſolcher einmal des Klapperns überdrüſſig wird und ein Wort ſagt, das er (weil es doch zu nichts helfen wird) eben ſo wohl hätte ungeſagt laſſen können.

Wenn denn aber gleichwohl (wie das Niemand wiſſen kann) hier oder dort Jemand dadurch veranlaßt würde, der Sache weiter nachzudenken, die natürlichen Folgen daraus zu ziehen und auf die nächſten Mittel zu denken, wie er's (wenigſtens für ſeine Perſon) zu machen hätte, um das Bißchen Menſchenſinn und Menſchenkraft und Freude an ſeinen Mitgeſchöpfen und ſich ſelbſt und Glauben und Liebe, Wahrheit und Treue, womit ihn Gott in die Welt ausgeſteuert, ſo viel er noch davon übrig hätte, aus dieſem großen Getümmel, Zuſammenlauf und Jahrmarkte der Welt

glücklich davon zu bringen und in der Stille ſeines häuslichen Lebens, zu ſeinem und der ſeinigen Nutzen und Frommen, anzulegen: — das wäre denn gleichwohl auch ſo übel nicht!

Ich genieße dankbarlich alles Gute, was uns Künſte und Wiſſenſchaften gewähren, wärme mich zuweilen an ihrem Feuer, wenn mir vielleicht beſſer wäre, ins Freie hinaus zu gehen und mir durch tüchtige Bewegung warm zu machen, und laſſe mir oft ihre Laterne leuchten, ohne gewahr zu werden, daß es heller Tag iſt — wie es vielen unter euch, liebe Freunde, wohl auch gegangen ſeyn wird.

Inſonderheit habe ich immer große Hochachtung für die goldnen Jahrhunderte der Muſen und Künſte gehabt, zumal für das erſte, — vielleicht deßwegen, weil wir's doch meiſtens nur von Hörenſagen kennen. Mich dünkt, auf der ganzen Leiter, worauf ich die Menſchenkinder (wie Jakob dort die Engel in ſeinem Traum) ewig auf- und niederſteigen ſehe, ſind nur zwei Stufen, wo ſie zu ihrem Vortheil in die Augen fallen. Die eine iſt der Zeitpunkt, wo ein Volk viel freie, edle, gute Menſchen, und die beſten unter ihnen an ſeiner Spitze hat; die andre der, wo es Künſtler hat, die den Geiſt der heiligen Götter empfangen haben, um die Bilder der großen Menſchen, die nicht mehr ſind, aus Märmor und Elfenbein zu ſchnitzen und den Göttern, an die Niemand mehr glaubt, ſchöne Tempel aufzubauen und die Thaten der Helden, die Niemand mehr thun kann oder, wenn er könnte, nicht thun darf, in ſchönen Schauſpielen, zu großer Leibes- und Gemüthsergetzung ihrer Mitbürger und hoher Herrſchaften, vorzuſtellen.

Es ließe ſich, wenn's nöthig wäre, der acht und zwanzigſte Theil zu den ſieben und zwanzig Folianten des Alfons

Toſtat darüber ſchreiben, wie viel artige Vortheile, Zeitvertreib, Stoff zu Geſprächen in Geſellſchaften und im Vorzimmer, Stoff zu Theorien, Kritiken, Recenſionen, Epigrammen, Parodien und ſo weiter, wie viel Gelegenheit zu tauſenderlei neuen Beſchäftigungen, Gewerben, Charaktern, Narrheiten und folglich wieder zu neuen Schauſpielen, neuen Kritiken, Apologien und ſo weiter die verfeinerte Welt ganz allein dieſen ſchönen Künſten zu danken hat.

Alles dieß ſehe ich und bin weit entfernt, die Summe aller dieſer Vortheile nicht gerade ſo viel gelten zu laſſen, als ſie beträgt. Aber gleichwohl wird es mir erlaubt ſeyn, zu ſagen, daß ein Held mehr werth iſt, als ſein Bild, eine große That mehr, als ein Schauſpiel oder eine Abhandlung über ihre Moralität und Verdienſtlichkeit; kurz, daß die Zeit des Seyns vor der Zeit des Nachahmens, das iſt die Zeit der Natur vor der Zeit der Kunſt — einen gewiſſen Vorzug hat, den man ihr nicht abſprechen kann.

Noch wird es nicht ſchaden, mich über den Vorzug, den ich der Stärke und Realität vor Feinheit und Anſtrich gebe, mit etlichen Worten zu erklären. Mein Glaubensbekenntniß über Materie und Form iſt dieſes. Wenn ein roher Klumpen — Gold iſt, ſo benimmt ihm freilich ſeine Ungeſtalt nichts von ſeinem Werthe; aber doch iſt der Klumpen nicht eher brauchbar, bis er eine Form hat. Ein goldnes Gefäß iſt deſto mehr werth, je mehr es Maſſe hat; und da die Form, bei gleich viel Maſſe, ſchön oder häßlich ſeyn kann, ſo ſehe ich nicht, was eine ſchöne Form ſeinem innern Werth ſchaden könnte: indeſſen iſt richtig, daß es auch mit der ſchlechteſten Form immer ſeinen innern Werth behält. Ein Stück Thon hingegen oder ein Klümpchen gekäut Papier, da es nur durch Form und Façon einigen Werth bekommt, kann nicht ſchön

genug gearbeitet, gemalt und gefirnißt ſeyn. Eben ſo kann ein großer, edler, verdienſtvoller Mann einer gewiſſen Politur entbehren und verlöre vielleicht durch ſie; aber ein Bengel, der, um Anſpruch an Verdienſt zu machen, keinen anderen Titel, als ſeine Knochen, ſeine Naſenwurzel und ſeine Grobheit hat, muß im Kreiſe der Laſtträger bleiben, wenn ſein Verdienſt erkannt werden ſoll.

Eine Schöne und eine Häßliche haben beide gleich viel Urſache gekleidet zu ſeyn; jene, um ihre Reizungen, dieſe, um ihre Mängel zu verbergen. Die Nacktheit der Schönen würde eine Weile Augenweide ſeyn; aber bald ſättigen und ermüden; mit Lumpen behangen und mit Schmutz bedeckt, würde ſie ekelhaft werden. Venus ſelbſt mußte von den Grazien angekleidet und geſchmückt werden; — ein Bild, worein die Griechen eine große Wahrheit hüllten. Auch die kunſtloſeſten Töchter der rohen Natur fühlen dieß und haben ihre Grazien. Wer nichts darnach fragt, ob er gefällt oder mißfällt, kann es halten wie er will; aber, wer gefallen möchte und empfindlich darüber iſt, wenn es ihm fehl ſchlägt, hat Unrecht, wenn er das verachtet, was eine nothwendige Bedingung zum Gefallen iſt.

Kurz, indem ich Natur, Einfalt und Wahrheit über Künſtelei, Flitterſtaat und Schminke ſetze, verlange ich der Ungeſchliffenheit und dem Cynismus, wodurch Viele heutiges Tages Eindruck zu machen hoffen, das Wort eben ſo wenig zu reden, als es meine Abſicht iſt, durch den Gegenſatz unſerer Schwäche mit der Stärke unſerer Altvordern den heutigen Modeton mitzuleiern. Die Prätenſion an Genie, Größe, Stärke, Kühnheit und Freiheit läuft gegenwärtig wie eine große Epidemie durch halb Europa. Es iſt ein poſſirliches Schauſpiel, dem Gewimmel und Gelärme in den Sümpfen

da unten zuzuſehen, und was ſich die armen Fröſche aufblaſen, um auch groß zu ſeyn; während der majeſtätiſche Stier ruhig und ſorglos auf ſeiner Aue daher geht und nicht weiß, ob er groß iſt, und die Stärke ſeiner Stirne nicht eher fühlt, bis er ihrer vonnöthen hat.

Alle wahrhaft große und tapfere Männer, die ich noch geſehen habe, waren beſcheiden und ſanft und ſprachen am wenigſten von den Eigenſchaften, worin man ihnen den Vorzug zugeſtand. Ein Hercules kann nur ſehr ſelten in den Fall kommen, von ſeinen Schultern und Armen ſprechen zu müſſen. Wer aber noch immer der Einzige iſt, der um das Geheimniß ſeiner hohen Vorzüge weiß, der ziehe eine Nebelkappe um ſich und rede durch Thaten!

Auszuge

aus

Jakob Forſters Reiſe

um die Welt.

1778.

„Drei verschiedene Seereisen waren unter Georg des III. Regierung bereits aus der edeln Absicht, Entdeckungen zu machen, gethan, als die vierte, auf seinen Befehl, nach einem vollkommnern Plan unternommen ward. Der erfahrenste Seemann unserer Zeiten, der Capitain Cook, zwei geschickte Sternkundige, die HH. Wales und Bayly, ein Gelehrter, der die Natur in ihrem Heiligthum studiren, Dr. Johann Reinhold Forster, und ein Maler, der die schönsten Formen derselben nachahmen sollte, Herr Hodges wurden auf Kosten der Nation dazu erlesen." Sie haben ihre Reise in den Jahren 1772—75 vollbracht und die unmittelbar darauf folgenden Jahre dazu angewandt, die Welt an ihren verschiedenen Entdeckungen Antheil nehmen zu lassen.

„Die britische Regierung schickte und unterhielt den Herrn Dr. Forster auf dieser Reise als einen Naturkundiger, aber nicht etwa blos dazu, daß er Unkraut trocknen und Schmetterlinge fangen, sondern, daß er alle seine Talente in diesem Fache anwenden und keinen erheblichen Gegenstand unbemerkt lassen sollte. Mit einem Wort, man erwartete von ihm eine philosophische Geschichte der Reise, frei von Vorurtheil und gemeinen Trugschlüssen, worin er seine Entdeckungen in der Geschichte des Menschen und in der Naturkunde überhaupt, ohne Rücksicht auf willkürliche Systeme, blos nach allgemeinen menschenfreundlichen Grundsätzen darstellen sollte, d. h. eine Reisebeschreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden."

Es scheint nicht, daß dieser Plan und diese Absicht, weder was die Reise selbst, noch was die Beschreibung derselben betrifft, in ihrem ganzen Umfang und in der Vollkommenheit, die man sich gedacht, ausgeführt worden sey. Aber welcher Mensch, welcher Künstler, welcher andere Unternehmer, von dem, der es versucht, einen bloßen Traum seiner Seele im Vorübergehen zu haschen und, was er auf einmal gesehen und gefühlt, uns stückweise in Worten vorzubilden, bis zu dem, der auf Entdeckung neuer Welten oder auf philosophische Berichtigung älterer Entdeckungen ausgeht, hat jemals seine Idee vollkommen ausgeführt, seinen Zweck ganz erreicht? Besonders ist das Vorhaben des letzten so unendlich complicirt, hängt von Augenblick zu Augenblick von so unendlich vielen Umständen, die zum Theil außer den Grenzen menschlicher Gewalt oder Klugheit liegen, ab und stößt bei jedem Schritt auf so unsäglich viele Schwierigkeiten, daß es ihm schlechterdings unmöglich ist, sich anders als bedingungsweise zu Ausführung irgend eines vorgezeichneten Plans anheischig zu machen.

Ohne in die besondern Umstände des in dem Vorbericht erwähnten Verfahrens der englischen Admiralität, welche dem Herrn Dr. Forster das Recht, diese Reise zu beschreiben, absprach, eindringen zu wollen, freuen wir uns, daß sein würdiger Sohn, Herr Jakob Forster, der auf der ganzen Reise ein geschickter und muthvoller Gefährte seines Vaters gewesen war, sich entschlossen, an dessen Stelle und mit Zuziehung seiner Tagebücher die gegenwärtige philosophische Beschreibung dieser merkwürdigen Seereise zu verfertigen.

Es ist immer der Mühe werth, jedem Manne zuzuhören, der uns seine Reise um die Welt erzählt. Wenn seine Entdeckungen an sich selbst auch nicht sehr wichtig wären, so

ist's uns doch, als ob sie dadurch einen größern Werth erhielten, daß sie ihm so viel gekostet haben, und daß er oft seine ganze Existenz daran setzen mußte, uns etwas Neues erzählen zu können. Ist aber der so weit gereisete Mann noch dazu ein Mann von vorzüglichen Fähigkeiten, aufgeklärtem Geist und Kenntnissen, die ihn in den Stand setzen, besser zu sehen, scharfsinniger zu vergleichen, richtiger zu schließen, als gemeine Seefahrer, um so schätzbarer werden uns seine Nachrichten; und ist es vollends noch ein junger Mann, dessen warmes Herz jeden Eindruck der Natur desto reiner und tiefer auffaßt, den neuen Gegenständen, die sie ihm darstellt, noch mit Liebe entgegen schlägt, und der, wenn er sich des Schönen und Großen, so er nicht nur gesehen, sondern auch genossen hat, wieder erinnert, mit Feuer und Begeisterung davon spricht: so weiß ich nicht, welches Gedicht, wenn auch das Werk der reichsten und glänzendsten Einbildungskraft, uns so viel Vergnügen machen könnte als eine solche Reisebeschreibung; zumal wo das Neue und Wunderbare, das Erstaunliche und Schreckliche, das Schöne und Anmuthige, kurz, Alles, wodurch der epische und dramatische Dichter die Seele seiner Hörer faßt und in alle Arten sympathetischer Leidenschaften setzt, hier immer abwechselnd sich vereinigen, lebhafte Eindrücke auf uns zu machen und das Gemüth beständig in einer theilnehmenden Stimmung zu halten.

Die Hauptabsicht der englischen Regierung bei dieser Entdeckungsreise war, sich gänzlich zu vergewissern, ob der fünfte, australische Welttheil, dessen Daseyn schon so lange als höchst

wahrscheinlich vorausgesetzt worden, wirklich vorhanden sey oder nicht. Zu diesem Ende war der Capitain Cook angewiesen: vom Vorgebirg der guten Hoffnung aus südwärts zu laufen und wo möglich Cap de la Circoncision zu finden, welches Herr de Loziers-Bouvet den ersten Jänner 1730 im vier und fünfzigsten Grad südlicher Breite und eilften östlicher Länge von Greenwich gesehen zu haben geglaubt hatte. Fände er solches, so sollte er untersuchen: ob es nur ein Theil einer Insel sey oder ob es zu dem in Hypothesi vorausgesetzten festen Lande gehöre. Im letzten Falle sollte er von diesem neuen Welttheil alle nur mögliche Erkundigungen einziehen, und besonders auch mit den Einwohnern freundlichen Umgang pflegen. Ließe es der Zustand der Schiffe und Lebensmittel zu, so sollte er die Entdeckung fortsetzen und so weit als nur möglich gegen den Südpol zu dringen suchen. Wäre aber jenes Bouvetsche Vorgebirg nur Theil einer Insel, oder könnt' es gar nicht gefunden werden: so sollte er, solang er noch Hoffnung hätte, ein großes oder festes Land zu finden, südwärts steuern, alsdann aber seinen Lauf nach Osten richten, um in hohen südlichen Breiten, so nah am Pol als thunlich, rund um die Welt zu segeln. Uebrigens war ihm, wie natürlich, überlassen, so oft die Jahrszeit den längern Aufenthalt in hohen Breiten gefährlich machte, sich unter milde Himmelsstriche an irgend einen bekannten Ort zurück zu ziehen, und überhaupt, in allen äußersten Nothfällen nach Gutdünken zu verfahren.

Das Unternehmen, im Bauch des künstlichen hölzernen Sturmvogels, den wir ein Schiff nennen, durch unbekannte, nie befahrene Meere auf Entdeckung einer neuen Erde, neuer Menschen, einer vielleicht in allen ihren Producten neuen Natur auszureisen, hat in der bloßen Idee etwas so über

Alles, was wir kennen, Großes und Anziehendes, daß man ſich nicht enthalten kann, die Glücklichen, denen ein ſolcher Vorzug vor ſo vielen Millonen Menſchen zu Theil wird, mit beneidenden Augen anzuſehen. In dem bloſen Umſtand, nach Vollendung des großen Abenteuers ſich all der überſtandnen unſäglichen Beſchwerden und Gefahren wieder zu erinnern und ſich ſelbſt ſagen zu können: Das Alles haſt du erfahren — das Alles haſt du ausgehalten, liegt eine Quelle von Vergnügen und herzerhöhendem Selbſtgefühl, die allein hinreichend iſt, einen Mann auf ſein ganzes Leben glücklich zu machen, werth, durch edles Daranſetzen ſeines Lebens erkauft zu werden! Indeſſen iſt all das Ungemach, das unſeren neuen Argonauten auf dieſer kühnen Fahrt nach dem ſüdlichen Polarcirkel aufſtieß, das, was ſie, aller zum voraus genommenen Verwahrungsmittel ungeachtet, in dieſen ſturmvollen, kalten, unwirthlichen Weltgegenden wirklich zu leiden hatten (die immer neuen, immer wachſenden Gefahren und fürchterlichen Ausſichten in ungewiſſe, aber doch immer vorſchwebende noch größere Uebel nicht gerechnet), ich ſage, dieß Ungemach, dieſe Beſchwerlichkeiten und Leiden von ſo mancherlei Art ſind gleichwohl ſo beſchaffen, daß bei ihrer bloſen Vorſtellung den Herzhafteſten ein Grauen ankommen muß. Wir können unſerem Autor auf dieſem Theil ſeiner Reiſe, den er, nicht wie ein Seemann, ſondern wie ein Naturforſcher und wie ein Menſch (mitunter auch wie ein junger Mann, dem das Leſen der alten und neuern Dichter noch in friſchem Andenken liegt) beſchreibt, nur von fern und gleichſam mit einem Blicke folgen; wir müßten Alles abſchreiben, wenn wir alles Bemerkenswürdige ausheben ſollten. Seeleute von Profeſſion ſind der Stürme und alles Ungemachs, dem ſich ein Landthier, wie der Menſch iſt, in dieſem

furchtbaren Element ausſetzt, zu gewohnt und überdieß im Schreiben meiſtens zu wenig geübt, um uns Landleuten von ſolchen Scenen ſo lebhafte und detaillirte Schilderungen zu machen, wie wir ſie verlangen. Hier einer aus unſerem Mittel, der uns beſchreibt, wie einem Jeden von uns an ſeinem Platze zu Muthe geweſen wäre; dieſer Umſtand macht allerdings für Leſer von Gefühl jeden Zug ſeiner Erzählung doppelt intereſſant. Schon am zweiten Tage nach ihrer Abreiſe aus der Tafelbay (den vierundzwanzigſten November) gingen die Stürme an, vor denen ſie nun vier Monate lang wenige einzelne Tage oder Stunden Ruhe haben ſollten. Man ſtelle ſich unſern Philoſophen vor, dem in dem friedlichen Meere zwiſchen dem Wendecirkel die Reiſe um die Welt ſo leicht und angenehm vorgekommen war — jetzt, wie auf einmal in den ewigen Sitz heulender Winde und raſender Stürme verſetzt, mitten unter fürchterlichen Wogen, die das Schiff aufs heftigſte hin und wieder ſchaukeln und, indem ſie ſich häufig über demſelben brechen, Alles mit einem Platzregen von Seewaſſer überſchwemmen. Wer kein Seemann war (ſagt Herr Forſter mit aller Naivetät eines Erdeſohnes, der die Linie zum erſten Male paſſirt hatte), wußte ſich in dieſe neue Lage gar nicht zu ſchicken. Zwar gab es, aus Gelegenheit des heftigen Schwankens, wodurch täglich unter den Taſſen, Gläſern, Weinflaſchen, Schüſſeln, Tiſchen und übrigem Hausgeräthe der Herren Reiſenden gräuliche Verwüſtung angerichtet wurde, mitunter noch Scenen, wobei ſie lachen mußten; das war im Grunde doch nur ein ſchwacher Erſatz für einen Verluſt, der in ihrer Lage eben ſo wichtig als unerſetzlich war. „Das Uebelſte dabei war, daß die Decken und Fußboden in allen Kajüten gar nicht trocken wurden, und das Heulen des Sturms im Tauwerk, das Brauſen der Wellen, nebſt

dem gewaltigen Hin- und Herwerfen des Schiffes, welches faſt keine Beſchäftigung verſtattete, waren neue fürchterliche und höchſt beſchwerliche Scenen. Hierzu kam noch, daß ungeachtet ſie ſich erſt im 42° ſüdlicher Breite befanden, die Luft doch ſchon ſehr kalt und ſcharf zu werden anfing, gleichwie auch der häufige Regen dem Schiffsvolk den Dienſt noch ſchwerer machte." — Indeſſen war das Alles nur Spielwerk gegen das, was ihnen noch bevorſtand. Nachdem ſie bis zum fünften December immer ſtürmiſches Wetter, an dieſem Tage aber, zum erſten Male ſeit ihrer Abreiſe vom Cap, wieder ſo gemäßigten Wind gehabt hatten, daß die höchſten Bramſegel aufgeſetzt werden konnten, fiel am nämlichen Nachmittag ſchon wieder Regenwetter ein: in der Nacht ward es ſo kalt, daß der Thermometer von vierundvierzig auf 38° fiel, und Morgens früh gab's etwas Schnee; der Wind nahm zu und ſtürmte den ſiebenten ſo heftig, daß ſie, wiewohl unter Begleitung immer zunehmender Schaaren von Sturmvögeln, nur noch mit einem Segel fahren konnten. Am achten gab ihnen der ſogenannte See-Bambu (fucus buccinalis Linnei), der ſich in Haufen um das Schiff ſehen ließ, und verſchiedne Pinguins, die unter einer Menge Pintaden und Albatroſſen erſchienen, Hoffnung, bald Land zu finden. Denn von dergleichen Felſenkraut und beſonders von den Pinguins hatte man ſonſt immer geglaubt, daß ſie niemals fern von der Küſte angetroffen würden. Aber die Erfahrung bewies jetzt die Unzuverläßigkeit dieſer Zeichen. In der Nacht vom neunten fing das Waſſer in den Gefäſſen ſchon an am Rande zu gefrieren, wiewohl ſie noch nicht weit über den fünfzigſten Grad ſüdlicher Breite waren. Den folgenden Morgen war ein großer Eisklumpen, dem ſie kaum noch ausweichen konnten, das Erſte, was ihnen in die Augen fiel. Ein andrer

von gleicher Größe lag dicht vor ihnen, und ein dritter ragte ungefähr zwei Seemeilen vor dem Wind wie ein weißes Vorgebirg aus dem Meer hervor. Nachmittags fuhren sie bei einem andern Eisberge vorbei, der ungefähr zweitausend Fuß lang, vierhundert breit und zweihundert hoch war. Da die Masse des Eises über dem Wasser sich zu jener, die unter dem Wasser bleibt, wie eins zu neun verhält: so müßte dieß Stück, gesetzt, daß es ein regelmäßiges Viereck gewesen, im Ganzen zwei tausend Fuß hoch gewesen seyn und solchemnach eintausend sechshundert Millionen Cubikfuß Eis enthalten haben. Am eilften liefen sie an einer Eisinsel vorbei, die wenigstens eine halbe englische Meile lang war. Das Thermometer war vorher, wegen des schönen Sonnenscheins, von 36° auf einundvierzig gestiegen; wie sie aber dem Eis gegenüber kamen, sank es nach und nach auf 37½ herab, und, sobald sie vorbei waren, stieg es wieder zu 41. Die Wellen brachen sich mit solchem Ungestüm gegen diese Eisinsel, als ob es ein unbeweglich stehender Felsen gewesen wäre, und schlugen, ungeachtet sie nicht viel niedriger als die vorgedachte Eismasse war, dennoch so hoch hinan, daß der Schaum noch weit über sie hinaus spritzte, welches bei dem schönen Wetter einen herrlichen Anblick gab. Das Seewasser, das solchergestalt aufs Eis gejagt wird, friert wahrscheinlich dort fest, und dieß kann, wie Forster glaubt, zu Erklärung der Entstehungsart und Anhäufung desselben viel Licht geben.

Der Mensch glaubt leicht, was er hofft, und sieht bald, was er sehen will. Unsere Abenteurer sollten und wollten ein neues Land entdecken, und wenn es auch nur ein südliches

Grönland wäre, wozu ihnen einige Wallfische, die sich zwischen dem Eise zeigten, große Hoffnung machten. Sie befanden sich nun gerade unter der Polhöhe, in welcher Bouvet das Cap de la Circoncision gefunden haben wollte. Die Menge der Eismassen hatte bisher täglich zugenommen, und die Einbildung des Schiffvolkes stieg in gleicher Progression. Der geringste Umstand (sagt Herr Forster), wenn es auch nur ein schwarzer Fleck am Eise war, machte unsere ganze Aufmerksamkeit rege. Die vor uns liegenden Wolken wurden alle Augenblicke sorgfältig beobachtet, ob nicht irgend eine Bergspitze zum Vorschein käme; denn Jeder wollte gern der Erste seyn, Land! zu rufen. Unter Andern hatte der Glaube an Bouvets Entdeckung die Einbildungskraft eines Schiffslieutenants so erhitzt, daß er ein Mal übers andere auf den Mastkorb kletterte und endlich am vierzehnten December, Morgens sechs Uhr, dem Capitain sehr ernsthaft entdeckte, er sehe ganz deutlich Land. Alles kam aufs Verdeck. Wie man aber recht schaute, fand sich, daß es nichts als ein größes flaches Eisfeld war, hinter welchem, so weit das Auge reichte, eine Menge Eisinseln von allerlei Größe und Figuren emporstiegen; und, was Einigen Berge schienen, war ein bloser Effect der Strahlenbrechung. Indessen konnte doch Vielen die Einbildung, daß sie hier Land gesehen hätten, nicht eher benommen werden, als bis Capitain Cook im Februar 1775, auf seinem Wege vom Cap Horn nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, just über diesen nämlichen Fleck wegsegelte, wo aber damals weder Land noch Eis mehr zu sehen war.

Da unsere Seefahrer nunmehr gegen Süden hin nichts als große Eisfelder vor sich fanden und also, ungeachtet verschiedener, immer vergeblicher Versuche, sich zwischen dem Eise durchzuarbeiten, alle Hoffnung aufgeben mußten, auf diesem

Striche weiter vorzudringen: so steuerten sie nun, oft mitten durch große Strecken Packeis (gebrochenes Eis), gegen Osten. Schwere Hagel und Schneeschauer verdunkelten die Luft beständig, und sie sahen sich überall von großen Eisinseln umgeben, daß dieser Anblick ihnen nun schon eben so gemein war, als Wolken und See. Indessen verloren sie doch ihre Bestimmung nie aus den Augen und lenkten ihren Lauf, sobald die See nur irgendwo etwas freier und offner war, wieder mehr nach Süden; aber immer mit einerlei Erfolg. Den siebzehnten Jänner 1773 passirten sie endlich den antarktischen Cirkel und traten also in den eigentlichen kalten Erdgürtel der südlichen Halbkugel, der bis dahin noch allen Seefahrern verschlossen geblieben war. Hier fanden sie eine neue Art von Sturmvögeln (Petrels), braun von Farbe, mit weißem Bauch und Rumpf und mit einem weißen Fleck auf den Flügeln gezeichnet, nicht mehr einzeln, wie etliche Tage zuvor, sondern bei Zwanzigen und Dreißigen auf einmal; daher sie ihnen den Namen des antarktischen Sturmvogels beilegten. Um fünf Uhr Nachmittags sahen sie mehr als dreißig große Eisinseln vor sich und am Horizont einen starken weißen Schein in der Luft, der noch mehr dergleichen verkündigte. Kurz nachher passirten sie durch viel kleines Brucheis, das löcherig, schwammig und schmutzig aussah und sich endlich so sehr anhäufte, daß, ungeachtet eines sehr frischen Windes, die wellenförmige Bewegung des Meeres dadurch gehemmt ward und die See ganz eben zu seyn schien. Ueber dieses Brucheis hinaus aber erstreckte sich gegen Süden, soweit das Auge vom Mastkreichen konnte, ein unabsehliches Feld von festem Eis. Da nun keine Möglichkeit war, auf diesem Striche weiter durchzudringen, ließ Capitain Cook unter dem 67° 15′ südlicher Breite die Schiffe umwenden und

gegen Nordoſt zu Nord ſteuern. Sie hatten alſo auf dieſer ganzen ſüdlichen Fahrt nirgends Land und außer Albatroſſen, Pintaden, Pinguins, Sturmvögeln und Wallfiſchen keine Spur von lebendigen Weſen angetroffen.

Zwiſchen dem neunzehnten und neun und zwanzigſten Jänner zeigten ſich ihnen wieder einige zweideutige Anzeigen, daß Land in der Nähe ſeyn könnte, z. B. die große nördliche Möve (Larus Catarrhactes) und ein kleiner ſchwarz und weißer Vogel, der eine Art von Eisvogel ſchien. Weniger zweideutig ſchien der Umſtand, daß die See, ungeachtet des friſchen Windes, ziemlich ruhig und eben war. Da nun zwei franzöſiſche Seefahrer, die Herren von Kerguelen und St. Allouar im Januar 1772 in dieſer Gegend Land entdeckt haben ſollten, ſo gab ſich Capitain Cook viel Mühe, ſich von der Richtigkeit dieſer Entdeckung zu überzeugen. Wiewohl aber alle ſeine Verſuche fruchtlos abliefen; ſo ſcheint doch ſo viel daraus mit Gewißheit geſchloſſen werden zu können: daß jene franzöſiſche Entdeckung nichts weiter als eine kleine Inſel und nicht, wie man vermuthet, die nördliche Spitze eines unter dieſem Himmelsſtriche liegenden großen feſten Landes ſey.

Am achten Jänner verloren ſie in einem außerordentlich dicken Nebel ihre bisherige treue Gefährtin, die Adventure, und ſahen ſich, nach zwei zum Aufſuchen derſelben vergebens angewandten Tagen genöthigt, in dem wieder begonnenen beſchwerlichen und gefahrvollen Lauf nach Süden allein fortzufahren.

In der Nacht vom ſechzehnten und verſchiedene folgende Nächte hinter einander gab ihnen die Natur, zu einiger Verſüßung ihres Kummers, ein ſchönes Feuerwerk zum Beſten. Es beſtand in langen Säulen eines hellen weißen Lichts, die

ſich am öſtlichen Theile des Geſichtskreiſes faſt bis zum Scheitelpunkt herauf erhoben und nach und nach über den ganzen ſüdlichen Theil des Himmels verbreiteten. — Kurz, es war eine (noch von keinem Reiſenden, wie Forſter glaubt) bemerkte Aurora australis, und von unſern Nordlichtern blos darin, daß ſie nie eine andere als weißliche Farbe hatte, verſchieden. Die Sterne ſah man, wiewohl bei klarem Himmel, entweder gar nicht oder nur ganz blaß durchſchimmern; und die Luft war dabei ſo ſcharf, daß das Thermometer gemeiniglich auf dem Gefrierpunkt ſtand.

Den vier und zwanzigſten Februar beſchloß Herr Cook endlich, da ſie unterm 62° ſüdlicher Breite abermals nichts als Eisfelder antrafen, und die nunmehrige Jahreszeit fernern Entdeckungen in dieſen Meeresgegenden allzu ungünſtig war, für dieß Mal nicht weiter nach Süden zu gehen; doch ſteuerte er bis zum ſiebzehnten März zwiſchen dem 61 und 58° noch immer oſtwärts, während welcher Zeit ein Oſtwind, der gemeiniglich Nebel und Regen brachte, ſie mehr als einmal in Gefahr ſetzte, an den hohen Eisinſeln zu ſcheitern. Dieſe machten jetzt ihren beinahe einzigen, zwar gefährlichen und ſchauervollen, aber eben dadurch deſto intereſſantern Zeitvertreib aus. „Ihre Geſtalt (ſagt Herr Forſter) war mehrentheils ſonderbar und des zertrümmerten Anſehns wegen oft maleriſch genug. Unter andern kamen wir an einer vorbei, die von außerordentlicher Größe war und in der Mitte ein grottenähnliches Loch hatte, das durch und durch ging, ſo daß man das Tageslicht an der andern Seite ſehen konnte. Einige waren wie Kirchthürme geſtaltet; noch andre gaben unſrer Einbildungskraft freies Spiel, daraus zu machen, was ſie wollte, und dienten uns, die Langeweile zu vertreiben, weil der tägliche Anblick von Seevögeln, Meerſchweinen,

Seehunden und Wallfischen den Reiz der Neuheit längst verloren hatte."

Ungeachtet aller der guten (im Vorberichte dieses Werks umständlich angegebenen) Präservative, womit sie sich auf die Reise ausgerüstet, namentlich des Sauerkrauts und der Bierwürze, wovon sie die besten Dienste erfahren hatten, zeigten sich nun bei einigen ihrer Leute starke Symptome von Scharbock, und alle waren des Ungemachs, das sie seit ihrer Abreise vom Vorgebirg in diesen stürmischen und kalten Himmelsgegenden ausgestanden, von Herzen überdrüssig. Auch die Landthiere, die sie am Bord hatten, konnten's nicht länger ausdauern. Ihre Schafe, die zum Geschenk an die Einwohner der Südseeinseln bestimmt waren, waren krätzig geworden und wollten nicht mehr fressen, und die Ziegen und Schweine hatten zwar geworfen, aber die Jungen kamen entweder todt zur Welt oder verkammten bald darauf vor Kälte. Da es bei so bewandten Umständen hohe Zeit für sie war, die höhern südlichen Breiten zu verlassen und einem Erfrischungsorte zuzueilen: so richteten sie ihren Lauf nordostwärts, in der Absicht, das Südende von Neu-Seeland zu erreichen.

Herr Forster stellt hier alle die Mühseligkeiten, die sie auf dieser ihrer ersten Fahrt gegen den Südpol überstanden, so zusammen, daß sie die Skizze zu mehr als einer großen Schilderei für künftige Maler und Dichter enthalten, die sich diese Reise zu Nutze zu machen wissen werden, um die Natur von ganz neuen Seiten darzustellen. — Wir wollen ihn wieder selbst reden lassen. — „Die schrecklichen Wirkungen und Folgen fürchterlicher Stürme, die der treffliche Geschichtschreiber von Ansons Reisen mit so natürlichen schwarzen Farben geschildert hat, waren gewisser Maßen nur die geringsten

unſerer Plagen. Noch außer dieſen mußten wir mit der Strenge eines ungewöhnlich rauhen Klimas kämpfen; Matroſen und Officiere waren beſtändig Regen, Hagel oder Schnee ausgeſetzt; das Tau- und Takelwerk war durchaus mit Eis überzogen, und wehe den Händen, die daran arbeiten mußten! Unſer Vorrath von friſchem Waſſer konnte nicht anders als mit Treibeis erſetzt werden, und das Aufnehmen desſelben aus eiskaltem Seewaſſer ging ohne erfrorne und blutige Hände nicht ab. Unaufhörlich mußten wir befürchten, gegen die hohen Eismaſſen anzulaufen, womit der unermeßliche ſüdliche Ocean gleichſam angefüllt iſt; und dergleichen Gefahr kam oft ſo ſchnell und vielfältig, daß die Leute ſelten ihre gewöhnlichen Ruheſtunden genießen konnten, ſondern den Wachthabenden alle Augenblicke zu Hülfe kommen mußten. — Zu dieſen Unannehmlichkeiten geſellte ſich noch die düſtre Traurigkeit, die unter dem antarktiſchen Himmel herrſcht, wo ſie oft ganze Wochen lang in undurchdringliche Nebel verhüllt zubringen mußten und des erfreulichen Anblicks der Sonne nur ſelten theilhaft wurden; ein Umſtand, der allein ſchon vermögend iſt, den Entſchloſſenſten und Lebhafteſten niedergeſchlagen zu machen" u. ſ. w.

Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, wie entzückend ihnen nach einer mit ſo viel Mühſeligkeit und Elend verknüpften Fahrt von hundert und zwanzig Tagen der Anblick der Küſte von Neu-Seeland ſeyn mußte, an deren äußerſter nordweſtlichen Spitze (der einzigen, welche Capitain Cook auf ſeiner erſten Reiſe noch nicht unterſucht hatte), ſie den 26. März 1773 anlangten. Die Scene, die uns Herr Forſter hier ſchildert, durch das Medium der vorherigen Beſchreibung und alſo aus der Seele unſrer Seefahrer geſehen und gefühlt, hat (nach meinem Gefühl wenigſtens) ſo viel Anziehendes, und beide

zuſammen machen, ohne Kunſt der Compoſition, durch die bloſe Wahrheit der Natur ein ſo großes rührendes Ganzes, daß wir uns nicht enthalten können, die ganze Stelle abermals mit den eignen Worten unſers Geſchichtſchreibers herzuſetzen.

„Das Wetter war ſchön und in Verhältniß zu demjenigen, das wir bisher hatten empfinden müſſen, recht erquickend warm. Sanft wehende Winde führten uns nach und nach bei vielen felſichten Inſeln vorbei, die alle mit Bäumen und Buſchwerk überwachſen waren, deren mannigfaltiges dunkleres Immergrün mit dem durch die Herbſtzeit verſchiedentlich ſchattirten Grün des übrigen Laubes maleriſch vermiſcht war und ſehr angenehm gegen einander abſtach. Ganze Scharen von Waſſervögeln belebten die felſichten Küſten, und das Land ertönte überall vom wilden Geſang der gefiederten Waldbewohner. Je länger wir uns nach Land und friſchen Gewächſen geſehnt hatten, deſto mehr entzückte uns nun dieſer Proſpect, und die Regungen der innigſten Zufriedenheit, welche der Anblick dieſer neuen Scene durchgängig veranlaßte, waren in eines Jeden Augen deutlich zu leſen. Um drei Uhr Nachmittags kamen wir endlich unter der Spitze einer Inſel vor Anker — wo wir der Küſte ſo nah waren, daß man ſie mit einem kleinen Tau erreichen konnte. Kaum war das Schiff in Sicherheit, als unſre Matroſen ihre Angeln auswarfen; und in wenig Augenblicken ſah man an allen Seiten des Schiffs eine Menge vortrefflicher Fiſche aus dem Waſſer ziehen, deren vielverſprechender Anblick die Freude über unſre glückliche Ankunft in der Dusky-Bay ungemein vermehrte. Da wir ſo lange darauf gefaſtet hatten, ſo war es kein Wunder, daß uns dieſe erſte neuſeeländiſche Mahlzeit als die herrlichſte in unſerm ganzen Leben vorkam. Zum

Nachtiſch ergetzte ſich das Auge an der vor uns liegenden wildnißartigen Landſchaft, die Salvator Roſa nicht ſchöner hätte zuſammenſetzen können. Sie war ganz im Geſchmack dieſes Künſtlers und beſtand aus Felſen, mit Wäldern gekrönt, deren Alter in die Zeiten vor der Sündfluth hinauf zu reichen ſchien, und zwiſchen welchen ſich aller Orten Waſſerbäche mit ſchäumendem Ungeſtüm herabſtürzten. Doch hätte es bei Weitem nicht ſo vieler Schönheiten bedurft, um uns zu entzücken; denn nach einer langen Entfernung vom Lande iſt es wahrlich ſehr leicht, ſelbſt die ödeſte Klippe für das herrlichſte Land in der Schöpfung anzuſehen. Und aus dieſem Geſichtspunkte muß man auch die feurigen Beſchreibungen der wilden Klippen von Juan Fernandez und der undurchdringlichen Wälder von Timan in Anſons Reiſe um die Welt betrachten."

Da die an Dusky-Bay angrenzende Gegend ihnen alle ihrem gegenwärtigen Bedürfniſſe angemeſſene Bequemlichkeiten anbot, ſo beſchloß Capitain Cook, hier einige Zeit zu verweilen. Unſre Naturforſcher wandten dieſe Zeit an, ſich mit den Reichthümern der Natur ſo bekannt zu machen, als es die ſchon ziemlich weit fortgerückte herbſtliche Jahreszeit zuließ.

Der Hafen, wo ſie vor Anker lagen, war eine kleine Bucht, ſo nah am Ufer, daß es mit einem Gerüſte von wenigen Planken erreicht werden konnte. Die Natur ſelbſt ſchien ihnen den Zugang durch einen großen Baum erleichtern zu wollen, der vom Ufer aus, in horizontaler Richtung, ſchief über das Waſſer hin gewachſen war. Am Ufer ſelbſt fanden ſie nicht weniger Bequemlichkeit für das, was jetzt ihre dringendſten Bedürfniſſe ausmachte. Die Bäume ſtanden ſo nah am Schiffe, daß die Aeſte bis an die Maſten

hinreichten, und ein ſchöner Strom friſchen Waſſers floß nur einen Piſtolenſchuß weit hinter dem Schiffe. Sie ließen es nun ihre erſte Arbeit ſeyn, einen nahgelegenen Hügel von Holz kahl zu machen, um die Schmiede und Sternwarte daſelbſt aufzuſtellen, und zugleich wurden für die Segelmacher, Böttcher, Waſſerträger und Holzhauer am Waſſerplatz Zelte aufgeſchlagen. Dieſe Arbeiten gaben ihnen Gelegenheit, bald genug von der allzu günſtigen Meinung zurückzukommen, die ſie in der Entzückung des erſten Anblicks von dieſem Lande gefaßt hatten. Denn die ungeheure Menge von Schlingſtauden, Dornen, Strauchwerk und Farnkraut, womit die Wälder überall durchwachſen und überlaufen waren, machte es ungemein mühſam, ein Stück Landes zu reinigen. In der That (ſagt unſer A.) iſt es nicht nur hiſtoriſch wahrſcheinlich, daß in dieſem ſüdlichen Theile von Neu-Seeland die Wälder noch unangetaſtet in ihrem urſprünglich wilden erſten Stande der Natur geblieben ſind; ſondern der Augenſchein beweiſt ſolches beinahe unleugbar. Wir fanden es nicht nur, des obgedachten überhandgenommenen Unkrauts wegen, faſt unmöglich, darin fortzukommen; ſondern es lag auch überall eine Menge von verfaulten Bäumen im Wege, die entweder vom Wind umgeworfen oder vor Alter umgefallen und durch die Länge der Zeit zu einer fetten Holzerde geworden waren, aus welcher bereits neue Generationen von jungen Bäumen, paraſitiſchen Pflanzen, Farnkräutern und Moſen reichlich wieder aufſproßten. Oft bedeckte eine täuſchende Rinde das innere verfaulte Holz eines ſolchen umgefallnen Stammes, und, wer es wagte, darauf zu treten, fiel gemeiniglich bis mitten an den Leib hinein. Auch das Thierreich lieferte ſeiner Seits einen Beweiß, daß dieſer Theil des Landes bis jetzt noch keine

Veränderung von Menschen erlitten haben müsse; denn eine Menge kleiner Vögel schienen noch nie eine menschliche Gestalt gesehen zu haben, so unbesorgt blieben sie auf den nächsten Zweigen sitzen oder hüpften wohl gar auf den äußersten Enden unsrer Vogelflinten herum und betrachteten uns als fremde Gegenstände mit einer Neugierigkeit, die der unsrigen einiger Maßen gleichkam."

Es ist leicht zu erachten, daß es in einem so beschaffnen Lande an neuen Gegenständen für unsre Naturforscher nicht fehlen konnte. Zwar setzten ihnen theils eben diese Wildheit desselben (indem das ganze Land um die Dusky- oder Dämmerungs-Bay aus steilen felsigen Bergen besteht, die durch Klüfte von einander abgesondert und unterhalb mit dicken Wäldern bewachsen sind), theils die Jahrszeit und das fast immer nasse Wetter große Schwierigkeiten entgegen. Indessen wurde ihre Mühe doch durch Entdeckung vieler neuer Pflanzen- und Vögel-Arten und durch den Anblick großer herrlicher Naturscenen belohnt, unter denen wir, unsrer Absicht gemäß, nur die malerische Beschreibung eines Wasserfalls mit den Worten des Verfassers mittheilen wollen.

Als sie nach einem Wege von anderthalb englischen Meilen bei demselben angelangt waren, mußten sie den Berg, von welchem er sich stürzte, sechshundert Fuß hoch hinanklettern, ehe sie ihn völlig zu Gesichte bekamen. Von dort aus fanden sie die Aussicht groß und prächtig. Das Erste, was ihnen in die Augen fiel, war eine klare Wassersäule, die etwa vier und zwanzig bis dreißig Fuß im Umfang hält und sich mit reißendem Ungestüm über einen senkrechten Felsen aus einer Höhe von ungefähr dreihundert Fuß herabstürzt. Am vierten Theile der Höhe trifft diese Wassersäule auf ein hervorstehendes Stück desselben Felsen,

der von da an etwas abhängig wird und schießt sodann, in Gestalt einer durchsichtigen, ungefähr fünf und siebzig Fuß breiten Wasserwand, über den durchscheinenden flachen Felsenrücken hinweg. Während des schnellen Herabströmens fängt das Wasser an zu schäumen und bricht sich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das ungefähr hundert und achtzig Fuß im Umfang hält und an drei Seiten durch eine ziemlich senkrechte Felswand, vorn aber von großen unordentlich über einander gestürzten Steinmassen eingeschlossen ist. Zwischen diesen drängt es sich wieder heraus und fällt am Abhang des Berges schäumend in die See herab. Mehr als dreihundert Fuß weit (fährt Herr Forster fort) fanden wir die Luft umher mit Wasserdampf und Dunst angefüllt, der von dem heftigen Fall entsteht und so dicht war, daß er unsre Kleider in wenigen Minuten dermaßen durchnäßte, als ob wir in dem heftigsten Regen gewesen wären. Wir ließen uns aber durch diese kleine Unannehmlichkeit nicht abhalten, ein so schönes Schauspiel von mehreren Seiten zu betrachten, und stiegen zu solchem Ende auf die höchsten Steine vor dem Bassin. Wenn man von hier aus in dasselbe herabsah, so zeigte sich ein vortrefflicher Regenbogen, der bei hochstehender Mittagssonne in den Dünsten der Cascade völlig cirkelrund und sowohl vor als unter uns zu sehen war. Außer und neben diesem Licht- und Farbenkreise war der Wasserstaub mit prismatischen Farben, aber in verkehrter Ordnung gefärbt. Zur Linken dieser herrlichen Scene stiegen schroffe braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen großer Steine, den allem Ansehn nach die Gewalt des vom Berge herabströmenden Wassers zusammen

gethürmt hatte. Ueber dieſem hinaus erhob ſich eine abhängige Felſenſchicht zu einer Höhe von hundert und fünfzig Fuß, und auf dieſer war eine fünf und ſiebzig Fuß hohe ſenkrechte Felſenwand mit Grün und Buſchwerk überwachſen. Weiter zur Rechten ſah man Gruppen von gebrochnem Felſen, durch Moos, Farnkraut, Gras und allerlei Blumen verſchiedentlich ſchattirt, den dort herkommenden Strom aber zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt, die vermöge ihrer Höhe von ungefähr vierzig Fuß das Waſſer deckten. Das Getöſe des Falls war ſo heftig und hallte von den benachbarten Felſen ſo ſtark zurück, daß man keinen andern Laut davor unterſcheiden konnte. Die Vögel ſchienen ſich deßhalb etwas davon entfernt zu halten; weiter hin aber ließ ſich die durchdringend helle Kehle der Droſſeln, die tiefere Stimme des Bartvogels (Wattle Bird) und der bezaubernde Geſang verſchiedner Baumläufer an allen Seiten hören und machte die Schönheit dieſer wilden romantiſchen Gegend vollkommen. Als wir uns umwandten, ſahen wir die weite Bay, mit kleinen waldigen Inſeln beſät, unter uns; über ſie hinaus an der einen Seite das feſte Land, deſſen hohe mit Schnee bedeckte Berge bis an die Wolken reichten; an der andern aber verlor ſich das Auge in den unabſehlichen Flächen des Oceans. Dieſer Proſpect (ſetzt Herr Forſter hinzu) iſt ſo bewundernswürdig groß, daß es der Sprache an Ausdrücken fehlt, die Majeſtät und Schönheit deſſelben der Natur gemäß zu beſchreiben, und daß nur der künſtliche Pinſel des auf die Reiſe mit ausgeſchickten Malers Hodges im Stande war, dergleichen Scenen mit meiſterhafter Täuſchung nachzuahmen.

Die Kenntniß, die wir von den Einwohnern von Neu-Seeland durch Capitän Cooks erſte Reiſe bekommen, hat

durch dieſen zweiten Beſuch keinen ſonderlichen Zuwachs erhalten. Die Dusky-Bay, in deren Gegend ſie ſich meiſtens aufhielten, macht einen Theil des ſüdlichen Endes der Inſel Tovy-Poänuemu oder der ſüdlichen Hälfte von Neu-Seeland aus, auf welcher man im Jahre 1770 größtentheils gar keine Einwohner angetroffen hatte. Dieſer Umſtand, nämlich die wenige Bevölkerung dieſes wilden und gebirgigern Theiles von Neu-Seeland, hat ſich auch durch dieſen zweiten Beſuch beſtätigt. Unſre Reiſenden faßten zwar anfangs eine beſſre Hoffnung, da ſie wenige Tage nach ihrer Ankunft ein paar Kähne mit Indianern zu ſehen bekamen; allein dieſe, deren Zahl ſich zuſammen nicht über vierzehn erſtreckte, waren ſo ſcheu, daß ſie weder durch Freundſchaftszeichen zum Annähern, noch durch die in ihren Hütten und Kähnen zurückgelaſſnen Geſchenke zum Wiederkommen zu bewegen waren. Einige Tage hernach aber kam der Capitain, da er mit den beiden Herren Forſter und dem Maler Hodges in einem Boot ausgefahren war, um die Nordſeite der Bay genauer zu unterſuchen und Zeichnungen aufzunehmen, bei einer kleinen Inſel, die eine weit hervorragende Felſenſpitze hatte, vorbei, wo ſie einen Menſchen ſehr laut rufen hörten. Dieß bewog ſie, näher zu kommen, und da zeigte ſich's, daß er ein Indianer war, der, mit einer Streitart bewaffnet, auf der Felſenſpitze ſtand; und hinter ihm erblickten ſie in der Ferne am Eingang eines Waldes zwei mit Speeren bewaffnete Frauensperſonen. Sie riefen ihm in der Sprache von O-Tahaiti (von welcher die neuſeeländiſche nur ein Dialekt iſt) freundſchaftlich zu, näher zu kommen; er blieb aber unbeweglich auf ſeine Keule gelehnt ſtehen und hielt in dieſer Stellung eine lange Rede, die er bei verſchiednen Stellen mit großer Heftigkeit ausſprach und alsdann auch zugleich

die Keule um den Kopf schwenkte. Herr Cook fuhr fort, ihm sein Tayo, harre mai (Freund, komm her) zuzurufen und ihm zugleich einige Schnupftücher zuzuwerfen; aber ohne Wirkung. Endlich stieg Cook unbewaffnet und blos mit einigen Bogen weißem Papier in der Hand auf den Felsen und reichte dem Wilden das Papier hin. Dieser zitterte nun am ganzen Leibe, nahm zwar das Papier an, verlor aber seine Furcht nicht eher, als bis der Capitän seine, des Indianers Nase, mit der seinigen berührte, welches in Neuseeland die Art, einander zu grüßen ist. Dieses Merkmal von Freundschaft machte den Wilden auf einmal so zahm und zutrauisch, daß er sogleich den beiden Weibern rief, herbeizukommen. Dieß thaten sie auch ungesäumt, und es erhob sich nun zwischen den Indianern und Herrn Cook und seinen Begleitern eine Unterredung, die um so viel interessanter war, weil — kein Theil den andern recht verstand. Herr Hodges zeichnete indessen ihre Gesichter ab. Der Mann hatte ein ehrliches gefälliges Ansehen, und die eine von den beiden Frauenspersonen, die sie für seine Tochter hielten, sah gar nicht so unangenehm aus, als sich's Herr Forster von einer Neuseeländerin vermuthet hatte; die andere hingegen war desto häßlicher und hatte ein ungeheures garstiges Gewächs an der Oberlippe. Sie waren Alle olivenfarbig, schwarz und lockig von Haaren und am obern Theile des Körpers wohl gebildet; die Beine hingegen außerordentlich dünne, übelgestaltet und krumm — welches sie in der Folge bei allen andern Neuseeländern, die ihnen zu Gesicht kamen, eben so fanden. Man bot den Indianern einige Fische und Enten an, sie warfen solche aber zurück und gaben zu verstehen, daß sie daran keinen Mangel hätten. Da die anbrechende Nacht unsre Reisenden zum Abschied nöthigte, sah ihnen

der Mann in ernſthafter Stille und mit einer Aufmerkſamkeit nach, welche tiefes Nachdenken anzuzeigen ſchien; das junge Mädchen hingegen, die während ihrer Anweſenheit in Einem fort und mit ſo geläufiger Zunge, als Keiner von ihnen je gehört zu haben ſich erinnerte, geplaudert hatte, fing nunmehr an zu tanzen und fuhr fort, eben ſo laut zu ſeyn als vorher. Des folgenden Tages kehrten ſie mit Geſchenken von Beilen, Nägeln und andern Sachen zu dieſen Indianern zurück. Der Mann begriff nicht nur beim erſten Anblick den vorzüglichen Werth und Gebrauch der Beile und großen Nägel, ſondern ſah auch überhaupt Alles mit Gleichgültigkeit an, was ihm keinen Nutzen zu haben ſchien. Ein Zeichen einer vorzüglichen Sagacität und Beurtheilungskraft: uns dünkt es blos ein Zeichen, daß ihm der Gebrauch der Beile und Nägel ſchon bekannt war. Denn aus Allem, was Herr Forſter von ihm erzählt, iſt zu vermuthen, daß er ſich in dieſer wilden Gegend blos als ein Flüchtling aufhielt, der vor ſeinen Feinden ſonſt nirgends ſicher war. Sie lernten bei dieſem Beſuche ſeine ganze Familie kennen, die aus zwei Frauen (worunter die mit dem Gewächs an der Lippe war), dem obgedachten jungen Mädchen, einem Knaben von etwa fünfzehn Jahren und drei kleinen Kindern beſtand, wovon das jüngſte noch an der Bruſt lag. Es wäre zu wünſchen, daß unſer Philoſoph dieſe kleinen Kinder werth geachtet hätte, ſie genauer zu beſehen; wäre es auch nur geweſen, um uns deutlicher zu machen, ob die Ungeſtalt der Neuſeeländer an den Schenkeln, Knieen und Beinen ein Werk der Natur oder zufälliger Umſtände ſey. Sie gingen mit dieſen Indianern nach ihrer Wohnung, die wenige Schritte im Walde lag und aus zwei Hütten von der ſimpelſten und primitivſten Bauart beſtand. Denn es waren

blos etliche pyramidenförmig in der Spitze zusammengelehnte Stangen, mit Blättern ihrer Flachspflanze und drüberher mit Baumrinde gedeckt. Um die Geschenke des Herrn Cook zu erwiedern, ließen sie sich's etliche Streitärte kosten; von den Speeren, die ihnen das Unentbehrlichste scheinen mochten, wollten sie keinen abgeben. Die zwischen dieser indianischen Familie und unsern Seefahrern angefangene Freundschaft wurde durch verschiedene Besuche und Gegenbesuche fortgesetzt; sie konnten es aber, ungeachtet einer ihrer Seesoldaten ziemlich viel von der Landessprache verstehen wollte, nie bis zu einer mündlichen Unterredung bringen, weil diese Familie eine besondere harte und unverständliche Aussprache hatte. Vielleicht war es ein besonderer Dialekt, der in einer Gegend gesprochen wurde, wohin Herr Cook auf seiner ersten Reise nicht gekommen war, und wo das Haupt dieser Familie vor der Revolution, die vielleicht seine Horde zerstört und ihn selbst in diese kleine Insel am wildesten und unbewohntesten Ende des Landes zu flüchten gezwungen, eine angesehene Person oder gar einen Anführer vorgestellt hatte. Vielleicht hatten die Feinde seines Hippäh oder seiner Horde den über sie erlangten Sieg den Beilen und Nägeln zu danken, die sie bei Cooks erstem Aufenthalt in Neu-Seeland bekommen; und so erklärte sich dann auf eine ganz natürliche Art sowohl sein oben bemerktes nachdenkendes Wesen, als der Werth, den er sogleich beim ersten Anblick auf Beile und Nägel zu setzen schien. Ein Umstand, der die Vermuthung, daß dieser Neuseeländer kein gemeiner Mann gewesen, wahrscheinlicher macht, scheint dasjenige zu seyn, was Herr Forster bei Gelegenheit eines Besuchs, den er auf dem Schiffe ablegte, von seiner natürlichen Unerschrockenheit erzählte: da er nämlich, wie er ihre Leute schießen sah, Lust

bekam, es auch zu versuchen, und, ungeachtet das junge Mädchen, seine vermeinte Tochter, ihn fußfällig mit den größten Zeichen der Angst davon abzuhalten suchte, das Gewehr drei- oder viermal hinter einander abfeuerte, ohne einige Furcht blicken zu lassen. Auch von diesem Mädchen, das er damals ganz allein mit sich auf das Schiff genommen hatte, und das, so wie er selbst, mit einem Speer bewaffnet war, erzählt uns der Verfasser einen merkwürdigen Zug. Sie hatte verschiedene Tage zuvor, als unsre Reisenden zu ihnen an ihr Ufer hinübergekommen waren, eine besondere Neigung und Zudringlichkeit zu einem jungen Matrosen gezeigt, den sie ihrem Betragen nach für eine Person ihres Geschlechts zu halten schien; nachher aber wollte sie ihm, ohne daß man eine andre Ursache errathen konnte, als daß er sich vielleicht einige Freiheiten bei ihr herausgenommen, nie wieder erlauben, ihr nahe zu kommen. An Menschen, mit denen man nicht reden kann, wird Alles zu Räthsel. Was unsre obige Vermuthung am meisten zu bekräftigen scheint, ist dieß, daß diese Familie mit allen von den Europäern empfangenen Geschenken eines Morgens, in Abwesenheit des Capitains Cook, auf einmal unsichtbar wurde. Der Mann (sagte das Schiffsvolk) hätte bei seinem Abzug durch Zeichen zu verstehen gegeben, er wolle aufs Todtschlagen ausgehen und dazu die Beile gebrauchen. Vermuthlich glaubte er sich nun im Stande, seine zerstreuten Anhänger wieder zusammen zu bringen, sie vortheilhafter zu bewaffnen und solchergestalt wieder die Oberhand über seine Feinde zu erhalten.

Außer dieser Familie kamen unsern Abenteuern nur wenige andre Eingeborne zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zu Gesichte, so daß die ganze Bevölkerung der Dusky-Bay sich vielleicht nicht über drei oder vier

Familien erſtreckte. Ungeachtet dieſer geringen Anzahl ſchienen dieſe Indianer den Gedanken, „daß ſie ſich verkriechen müßten,“ nicht ertragen zu können; wenigſtens verſtecken ſie ſich nicht, ohne vorher verſucht zu haben, ob ſie mit den Fremden in Verbindung kommen und erfahren können, wie ſie geſinnt ſind. Bei der Menge von Inſeln und Buchten und der dicken Wälder wegen, die es hier gibt, würde es uns (ſagt Herr Forſter) unmöglich geweſen ſeyn, die Familie ausfindig zu machen, die wir auf der kleinen Inſel ſahen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt entdeckt und die erſten Schritte zur Bekanntſchaft gethan hätte. Auch würden wir dieſe Bucht hier (diejenige, wo ſie noch mit zwei oder drei Familien bekannt wurden) verlaſſen haben, ohne zu wiſſen, daß ſie bewohnt ſey, wenn die Einwohner bei Abfeurung unſers Gewehrs uns nicht zugerufen hätten. In beiden Fällen ließen ſie meines Erachtens eine offenherzige Dreiſtigkeit und Ehrlichkeit blicken, die ihrem Charakter zur Empfehlung gereicht; denn, hätte ſelbiger die mindeſte Beimiſchung von heimtückiſchem Weſen gehabt, ſo würden ſie (was ihnen ſehr leicht geweſen wäre) geſucht haben, uns unverſehens zu überfallen u. ſ. w. In der That läßt ſich aus Allem, was man uns von den Neuſeeländern meldet, der Schluß ziehen, daß eine Anlage in ihnen liegt, aus welcher durch Cultur eine ſehr edle Art von Menſchen werden könnte. Indeſſen wiſſen wir doch von ihren dermaligen Sitten und Gebräuchen unſern verfeinerten Landsleuten kaum etwas Anderes zur Nachahmung anzupreiſen, als die Mode, einander mit Berührung der Naſen zu grüßen oder, wie es die engliſchen Matroſen nennen, einander zu naſen; und wir können nicht umhin, anſtatt des minder ehrerbietigen und allzuvertraulichen Küſſens (welches überdieß zuweilen noch andere Unbequemlichkeiten hat) die

Einführung des Naſens beim Grüßen und Abſchiednehmen in Vorſchlag zu bringen.

Eh wir Dusky-Bay verlaſſen, ſey uns erlaubt, noch ein Gemälde von derjenigen Art, worin unſer Verfaſſer ein Meiſter iſt, auszuziehen, das die Veränderung betrifft, die ein einziges europäiſches Schiff in wenigen Tagen in der Geſtalt dieſes wilden Heiligthums der Natur hervor brachte. Ein Gemälde, das uns dadurch um ſo viel lieber wird, weil es, beinahe ſollte man denken, ohne Abſicht des Verfaſſers, ein wahres Bild der großen menſchlichen Vanitas Vanitatum und gleichſam ein kurzer Auszug iſt der ganzen Geſchichte unſrer hochgerühmten Künſte und des ewigen Entſtehens und Verſchwindens aller Werke, womit Menſchenwitz und Menſchenhände den Erdboden zieren und — verunzieren.

„Die Vorzüge einer civiliſirten Verfaſſung über den rohen Zuſtand des Menſchen fielen durch nichts deutlicher in die Augen (ſagt unſer Verfaſſer), als durch die Veränderungen und Verbeſſerungen, die auf dieſer Stelle (die ſie nun im Begriff waren wieder zu verlaſſen) vorgenommen worden waren. In wenig Tagen hatte eine geringe Anzahl unſerer Leute das Holz von mehr als einem Morgen Landes weggeſchafft, welches fünfzig Neu-Seeländer mit ihren ſteinernen Werkzeugen in drei Monaten nicht würden zu Stande gebracht haben. Den öden wilden Fleck, wo ſonſt unzählbare Pflanzen ſich ſelbſt überlaſſen wuchſen und wieder vergingen, hatten wir zu einer lebendigen Gegend umgeſchaffen, in welcher hundert und zwanzig Mann unabläſſig auf verſchiedene Weiſe beſchäftigt waren:

quales apes aestate nova etc Virgil.

Wir fällten Zimmerholz, das ohne uns durch Zeit und Alter umgefallen wäre und verfault ſeyn würde, und unſere

Bretschneider sägten Planken daraus, oder es ward zu Brennholz gehauen. Hier, an einem rauschenden Bache, dem wir einen bequemen Ausfluß in die See verschafften, stand die Arbeit unserer Böttcher, ganze Reihen von neuen oder ausgebesserten Fässern, um mit Wasser gefüllt zu werden. Dort dampfte ein großer Kessel, in welchem aus inländischen, bisher nicht geachteten Pflanzen ein gesundes, wohlschmeckendes Getränke für unsere Arbeiter gebrauet wurde. Unweit davon kochten unsere Leute vortreffliche Fische für ihre Cameraden, die zum Theil an den Außenseiten und Masten des Schiffes arbeiteten, um solches zu reinigen, zu kalfatern und das Tauwerk wieder in Stand zu setzen. So verschiedene Geschäfte belebten die Scene und ließen sich mit mannigfaltigem Geräusche hören, indeß der benachbarte Berg von den abgemessenen Schlägen der Schmiedehämmer laut wiederhallte. Selbst die schönen Künste blühten in dieser neuen-Colonie auf. Ein Anfänger in der Kunst zeichnete hier in seinem Noviziat die verschiednen Thiere und Pflanzen dieser unbesuchten Wälder; die romantischen Prospecte des wilden rauhen Landes hingegen standen mit den glühenden Farben der Schöpfung geschildert da, und die Natur verwunderte sich gleichsam, auf des Künstlers Staffelei so richtig nachgeahmt zu erscheinen. Auch die höhern Wissenschaften hatten diese wilde Einöde mit ihrer Gegenwart beehrt. Mitten unter den mechanischen Werkstätten ragte eine Sternwarte empor, die mit den besten Instrumenten versehen war, durch welche der Sternkundigen wachender Fleiß den Gang der Gestirne beobachtete. Die Pflanzen, die der Boden hervorbrachte, und die Wunder des Thierreichs in Wäldern und Seen beschäftigten die Weltweisen, deren Stunden bestimmt waren, ihren Unterschied und Nutzen auszuspähen. Kurz, überall, wo wir nur hin

blickten, sah man die Künste aufblühen, und die Wissenschaften tagten in einem Lande, das bis jetzt noch eine lange Nacht von Unwissenheit und Barbarei bedeckt hatte. — Allein dieß schöne Bild der erhöhten Menschheit und Natur war von keiner Dauer. Gleich einem Meteor verschwand es fast so geschwind, als es entstanden war. Wir brachten unsere Instrumente und Werkzeuge wieder zu Schiffe und ließen kein Merkmal unseres Hierseyns, als — ein Stück Land, das von Holz entblößt war. Zwar hatten wir eine Menge von europäischem Gartengesäme der besten Art daselbst ausgestreut; allein das Unkraut umher wird jede nützliche Pflanze bald genug wieder ersticken, und in wenig Jahren wird der Ort unseres Aufenthalts nicht mehr zu kennen, sondern zu dem ursprünglichen chaotischen Zustande des Landes wieder herabgesunken seyn. Sic transit gloria mundi! Augenblicke oder Jahrhunderte der Cultur machen in Betracht der vernichtenden Zukunft keinen merklichen Unterschied."

Den fünften Mai 1773 segelten unsere Abenteurer aus Dusky-Bay in Neu-Seeland nach dem aus Capitain Cooks erster Reise bekannten Charlotten-Sund, wo sie den achtzehnten anlangten und die nicht mehr gehoffte Freude hatten, die Adventure, von der sie den achten Jänner während eines außerordentlichen Nebels getrennt worden waren, wieder zu finden. Sie hielten sich nicht länger hier auf, als vonnöthen war, um beide Schiffe wieder segelfertig zu machen.

Das Meiste, was Herr Forster während dieses kurzen Aufenthalts von den Einwohnern dieses merkwürdigen Landes wahrgenommen, bestätiget das Gute, was im neunten

Hauptstück des III. Bandes des Hawkesworthischen Werkes von ihnen gesagt wird.

So nachtheilig eine größere Cultur und Bekanntschaft mit unseren Künsten und feinern Bedürfnissen den glücklichen, nichtsbedürfenden Lieblingskindern der Natur in O-Tahiti und den übrigen Gesellschafts-Inseln aller Wahrscheinlichkeit nach seyn möchte: so viel hätten hingegen die Neu-Seeländer dabei zu gewinnen, gegen welche sich die Natur so karg erwiesen hat, daß sie sich, ohne Hülfe unserer Künste und Einrichtungen, unmöglich jemals aus ihrem armseligen Zustande empor arbeiten können. Denn eben dieser allzu dürftige Zustand scheint die einzige, aber ohne fremde Beihülfe unüberwindliche Ursache zu seyn, warum dieß Volk, in welchem so viel herrliche Kräfte und Fähigkeiten zu schlummern scheinen, nie zur Entwicklung derselben gelangen wird, solange es sich selbst überlassen bleibt. Es ist wirklich ein trauriger Anblick, wenn wir ein Volk, das sich, unter günstigern Umständen und mit den gehörigen Hülfsmitteln, in wenigen Jahrhunderten vielleicht zu etwas Besserm als Spartaner und Römer ausbilden könnte, durch die bloße Schwierigkeit, ihr Leben zu erhalten, genöthigt sehen, sich selbst unter einander aufzureiben und gerade durch die daher entstehende Entvölkerung ihres Landes und Trennung der Einwohner in lauter sehr kleine, in ewigem Kriege unter einander lebende Gesellschaften die Möglichkeit eines glücklichern Zustandes sich selbst immer an der Wurzel abzuschneiden. Was die Erfahrung längst als eine große Wahrheit bestätigt hat, daß Noth und Dürftigkeit auch die edelsten Naturen endlich zusammendrückt, abwürdiget, kleinmüthig, mißtrauisch und der niedrigsten Handlungen fähig macht, zeigt sich vielleicht nirgends in einem stärkern Licht als unter den Indianern von Neu-Seeland.

Von Natur herzhaft, unerschrocken, großmüthig und zutraulich, macht sie das Gefühl ihrer Schwäche feig, mißtrauisch und menschenscheu. Sie scheinen den Werth der friedsamen häuslichen Glückseligkeit so stark zu fühlen, als irgend ein Volk in der Welt, und leben immer unsicher, in einem ewigen Hobbesianischen Kriegsstande. Ihr Herz ist offen, treu, dankbar, gefühlvoll für Ehre und Schmach, mit einem Wort, edel und menschlich. — und sie sind Menschenfresser. Ungeachtet ihre sittlichen Gefühle nicht zu deutlichen Begriffen und zusammenhangenden Grundsätzen entwickelt seyn können, so glaubt man doch, selbst durch die Hülle der höchst unvollkommnen Nachrichten, die uns unsre europäischen Abenteurer von ihnen geben können, das Selbstgefühl einer edlern Natur durchscheinen zu sehen, die unwillig darüber ist, sich durch die Noth erniedrigt zu sehen, zu thun oder zu leiden, was eines Menschen unwürdig ist. Der unendliche Nutzen, den ihnen in ihrem armseligen Zustande das europäische Eisenwerk, Beile, Messer, große Nägel und dergleichen schaffen können, setzt zwar ihre erregte Begierlichkeit der Verführung unserer Seefahrer aus; sie geben, um dieses Gewinnstes willen, ihre Schwestern und Töchter Preis: aber man sieht, daß sie es ungern thun, und nichts kann sie dahin bringen, auch ihre verheiratheten Frauen der Entehrung zu überlassen; und Herr Forster (der überhaupt nicht dazu gestimmt scheint, die Neu-Seeländer in einem verschönernden Lichte zu sehen) gesteht, daß auch unter jenen Weibsbildern manche nicht anders, als mit dem äußersten Widerwillen und durch ihre eigenen Verwandten gezwungen, dahin zu bringen gewesen, „sich den Begierden solcher Kerle preiszugeben, die ohne Empfindung ihre Thränen sehen und ihr Wehklagen hören konnten.“

Die empfindsame Anmerkung, welche Herr Forster bei dieser Gelegenheit macht, über den moralischen Schaden, womit die Neu-Seeländer die wenigen Vortheile, so sie von dem Besuch der engländischen Seefahrer gezogen, bezahlen müßten, ist nur zu sehr begründet — und, wenn wir uns nicht sehr irren, kann das ihnen dadurch zugefügte Unrecht auf keine andere Weise vergütet werden, als daß man sich ein ernstliches Geschäfte daraus mache, sie nun völlig zu policiren und ihnen, da sie doch einmal etwas von unsern gefährlichen Gaben gekostet haben, lieber vollends Alles gebe — die ganze Büchse der Pandora mit allem Guten und Bösen, was sie enthält. In ihren Umständen haben sie nichts mehr dabei zu verlieren, hingegen sehr viel zu gewinnen. Aber was sieht die Europäer der Zustand eines armen rohen Volkes am Ende der Welt an, bei dem nichts zu holen ist, als, wenn es hoch kommt, Mastbäume und ein paar Raritäten für Kunst- und Naturalien-Cabinete, deren man um eine Hand voll Nägel genug von ihnen haben kann.

Wir eilen mit unseren Argonauten nach diesem berühmten O-Tahiti, welches seit der ersten Nachricht, die uns Herr von Bougainville davon gegeben, eine Art von Schlaraffenland oder Pays de Cocagne für unsere Europäer geworden ist — nach dieser glücklichen Insel, wo wir mit Recht so erstaunt sind unsere Lieblingsträume von arkadischer Unschuld, Einfalt, Ruhe und kummerfreiem Wohlleben eines Volkes, das in ewiger, unbesorgter, lieblicher Kindheit an den Brüsten der Natur hängt — realisirt zu sehen — nach dieser Insel, wo der weniger dichtrische Menschenforscher selbst, so

unbefriedigend er alle bisherige Nachrichten von ihren Bewohnern findet, doch immer genug sieht, um nach einer genauen, vollständigen, durchaus wahren Kenntniß derselben lüstern zu werden. Was uns Herr Forster nach einem blos vierzehntägigen Aufenthalt davon sagt und sagen kann, ist zwar ein bloßer Nachtrag zu dem ausführlichern Bericht, den wir dem Herrn von Bougainville und dem Beschreiber der ersten Reise des Capitain Cook zu danken haben. Denn Herr Forster wollte nichts wiederholen, was man dort schon gelesen hat — aber unterhaltend und schätzbar ist dieser Nachtrag durch viele kleine Anekdoten und individuelle Züge, die uns diesen holden Geschöpfen, in denen wir die Natur sich verjüngern und das kindliche Alter der Menschheit wiederkehren sehen, näher bringen, und die dem Weisen unendlich willkommner sind, als abgezogene Resultate, studirte Hypothesen und idealisirte Abbildungen oder vielmehr Vorspieglungen, womit wir uns so oft anstatt echter Geschichtserzählungen und lebendiger Bilder abspeisen lassen müssen.

„Ein Morgen war's! (singt Herr Forster im höhern Ton) schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, der uns bis hierher begleitet, hatte sich geleget; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigern sanft abhängenden

Hügeln, die, den Bergen gleich, mit Waldung bedeckt und mit verschiedenem Grün und herbstlichem Braun schattiret waren. Vor diesen her lag die Ebne, von tragbaren Brodfruchtbäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene hervorragten. Noch erschien Alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählig aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern unterscheiden und Kanots, die auf dem sandigen Strand herauf gezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an, die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten, und die Aussicht begann zu leben."

Kaum war das Schiff bemerkt, so eilte Alles dem Strande zu, und einige Kähne stießen ab, um die Neuangekommenen mit Darbietung eines grünen Pisang-Schosses und häufigem Zuruf des Worts Tayo (Freund) zu begrüßen und sich ihrer Freundschaft zu versichern. Der grüne Pisangzweig wurde auf ihr Verlangen an das Tauwerk des Hauptmasts befestiget, wo er von Jedermann gesehen werden konnte und das Zutrauen der Insulaner zu den Fremden unverletzlich befestigte. Die zuerst Herbeigekommnen kehrten zu den Ihrigen ans Land zurück, und bald war das ganze Ufer mit Menschen bedeckt. Das Schiff sah sich in kurzer Zeit von einigen hundert Kähnen umgeben, in jedem zwei, drei bis vier Mann, Alle, zum Beweis ihres ganz argwohnlosen Vertrauens, unbewaffnet. Von allen Seiten her erschallte das süße freundschaftliche Tayo und wurde von den Neuangekommenen so gut erwiedert, als sie konnten und wußten.

Mich, ich gesteh' es unverhohlen, wenn ich mir den Contrast denke zwischen der offnen, warmen, kunstlosen Gutherzigkeit dieser Kinder der Natur und aller der Freundlichkeit und Gutartigkeit, deren ein Schiff voll — englischer Seeleute fähig ist — mich wandelt dabei ein Schauder an; und es ist mir ungefähr eben so dabei zu Muthe, als wenn ich einen Zieraffen von einer wohldressirten und auf ihre Kunst einstudirten französischen Gouvernante einem holden deutschen Mädchen von dritthalb Jahren liebkosen sehe.

Herr Forster fing sogleich an, durch die Kajütenfenster mit seinen neuen Freunden — um Naturalien zu handeln. In einer halben Stunde hatte er schon etliche Vögel und eine Menge Fische. Die Farben der letzten waren, solange sie lebten, von ausnehmender Schönheit; daher Herr Forster auch sogleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben aufzulegen, eh sie mit dem Leben verschwanden. — Ich bemerke diesen Umstand nicht, um Herrn Forster zu tadeln; er war nun einmal ein Naturalienforscher und Sammler; Fische und Pflanzen nach der Natur abzuzeichnen, war ein wesentlicher Theil seiner Bestimmung und Pflicht. Ich bedaure nur, daß bei einer solchen Reise nicht auch einmal Einer bestellt wird, der keine andere Pflicht noch Bestimmung hat, als die neuen Menschen, die ihm vorkommen, zu forschen und nach dem Leben abzuzeichnen. Menschen sind doch wohl auch Naturalien, was auch die königliche Gesellschaft zu London davon denken mag.

Indessen ließ Herr Forster gleichwohl die Menschen nicht ganz aus der Acht, und, was er von ihnen sagt, bestätiget

den liebenswürdigen Charakter, der den Einwohnern der Societäts-Inseln von allen Europäern, die zu ihnen gekommen, beigelegt wird und sie von allen Völkern der Welt unterscheidet. Die Leute, die uns umgaben, sagt er, hatten so viel Sanftes in ihren Gesichtszügen als Gefälliges in ihrem Betragen. — Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, der Hauptzug ihres Nationalcharakters, leuchtete sogleich aus allen ihren Geberden und Handlungen hervor. Die äußeren Merkmale, wodurch sie uns ihre Zuneigung zu erkennen zu geben suchten, waren von verschiedener Art; Einige ergriffen unsere Hände, Andere lehnten sich auf unsere Schultern, noch Andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unserer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären, als sie.

Man erinnere sich aus Bougainville's und D. Hawkesworths Nachrichten, daß eben diese so ungemein sanften Menschen die empfindlichsten Geschöpfe von der Welt sind, daß es ihnen nicht an Muth fehlt, Beleidigungen zu rächen, daß sie mit ihren Waffen sehr wohl umzugehen wissen und mit einigen Völkerschaften benachbarter Inseln in beständiger Fehde leben. Ihre Sanftheit und Güte ist also nicht phlegmatische Schwäche. Diese höchste Sanftheit, mit so reizbaren Sinnen, solchem Feuer der Leidenschaft, so viel Herz und Unerschrockenheit, macht zusammen den schönsten, menschlichsten Geschlechtscharakter aus, den ich — der die weite Welt nur aus Büchern kennt — in allen Zeiten und Strichen des Erdbodens jemals gefunden habe.

Hundertmal, wenn ich die unaussprechliche Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur im zweiten und dritten Jahre der Kindheit — diese so wunderbar angenehme und reizvolle Composition von Unwissenheit und Neugierde, Sorglosigkeit und Aufmerksamkeit, Liebe und Selbstheit, traulicher Gutherzigkeit und äußerster Zornfähigkeit, Nachgiebigkeit und Eigensinn, Schlauheit und Einfalt, diese offne Unbefangenheit der Seele; dieses Aufdämmern der Vernunft aus dem dunkeln Gewirr des Gefühls; diese zarte Beweglichkeit aller Sinne; diese lautre Reinheit jedes Naturtriebs, diese Wahrheit und Innigkeit aller Begierden, Zuneigungen und Bewegungen des Herzens, in Lust und Schmerz, Freude und Betrübniß, Liebe und Haß; diese glückliche Geneigtheit, alles Uebel, sogleich wie es nicht mehr gegenwärtig gefühlt wird, alle Beleidigungen im Moment, wie sie aufhören, wieder zu vergessen; diese reine Stimmung aller Saiten des Gefühls zu Allem in der Natur, was Beziehung auf sie hat; diese beständige Aufgelegtheit, sich zu freuen, zu genießen; dieses ewige Leben im Augenblick, diese gänzliche Verschlossenheit für die Zukunft; dieß nichts Böses Wollen, nichts Böses Ahnen — wenn ich, sag' ich, das Alles, in der so unbeschreiblich feinen und lieblichen Mischung, wie es in den ersten Jahren des kindischen Lebens sich äußert, sah und es zu einer Zeit sah, da — noch von keinem O-Tahiti die Rede war — wie oft dacht' ich dann: was für Geschöpfe wären wir, wenn wir zur Blüthe und Kraft des Jünglingsalters heranwachsen und die Vollkommenheit unserer Natur erreichen könnten, ohne von Allem, was die Kindheit so liebenswürdig, so glücklich macht, mehr zu verlieren, als vermöge der absoluten Nothwendigkeit der Sache verloren gehen muß, wenn Dämmerung zum Morgen und Knospe zur Blume wird!

Ich weiß, wenn ich wieder kalt bin, so gut als ein Anderer, in welche Classe ein solcher Wunsch gehört, und was mir jeder hoch gelehrte Knabe, der so eben seinen Cursus von Logik, Metaphysik, Moral, Dogmatik u. s. f. absolvirt hat, dagegen einwenden kann — Aber ich freue mich doch, zu denken, daß wenigstens der beste und glücklichste Theil der Bewohner der Gesellschaftsinseln lebendige Beweise sind, daß die Natur in einigen kleinen Inselchen der Südsee gewisser Maßen wirklich gemacht hat, was bei mir und andern ehrlichen Wünschern und Träumern bloser Wunsch und Traum der freundlichen Einbildung war. — Freilich geht etwas und ziemlich viel davon ab, daß Wirklichkeit je so schön, so glänzend, so erwünscht sey, als was Fee Mab mit einem Schlag ihres Mohnstengels vor unserm innern Sinn vorbeizaubert. Die Kinder von O-Tahiti sind freilich keine Halbengel aus einer idealischen Unschuldswelt — Aber, so wie sie sind, wer ist der Mensch, der sie nicht lieben muß? Wo die gute Seele, die sich nicht zu ihnen wünscht?

Herr Forster war kaum in O-Tahiti angekommen, als er schon die Wirkungen der leutseligen und gefälligen Gemüthsart der Einwohner erfuhr. „Da sie merkten, sagt er, daß wir Lust hätten, ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten: so gaben sie sich viel Mühe, uns zu unterrichten, und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten.“ — Herr Forster setzt Verschiedenes, was jedoch aus seinen Vorgängern schon bekannt war, zum Lobe

dieſer Sprache hinzu. Sie beſteht aus lauter reinen Sylben und hat noch viel weniger Mitlauter, als die griechiſche; ſie iſt noch ſingbarer, als die italieniſche, oder vielmehr, ſie iſt an ſich ſelbſt ſchon Geſang. — Auch erinnert er ausdrücklich, daß der wahre Name dieſer Inſel nicht Otaheite (wie die Engländer ihn ſchreiben und ausſprechen), ſondern O-Tahiti ſey, und daß alſo, da die Vorſylben O und E Artikel ſind, Herr von Bougainville den wahren Namen, Tahiti richtig angegeben; nur daß die Einwohner es mit einer leichten Aſpiration ungefähr wie Tahiti ausſprechen.

Bougainville, in deſſen Ausdrücken von dieſer Zauberinſel und ihren Bewohnern man Schwärmerei einer verſchönernden Imagination vermuthete, hat nicht zu viel geſagt, wenn er jene als ein Paradies und dieſe als glückliche Geſchöpfe beſchreibt. Herr Forſter fühlte es gerade eben ſo, und die Gemälde, die er davon macht, ſind ſehr geſchickt, auch uns etwas von ſeinem Genuſſe mitzutheilen. — „Ungeachtet, der ſpäten Jahrszeit wegen, Laub und Gras ſchon durchgehends mit herbſtlichem Braun gefärbt war, ſo bemerkten wir doch bald, daß dieſe Gegenden in der Nähe nichts von ihren Reizen verlören. — Wir befanden uns in einem Walde von Brodfruchtbäumen, auf denen aber bei dieſer Jahrszeit keine Früchte mehr waren, und beim Ausgang des Gehölzes ſahen wir einen ſchmalen, von Gras entblößten Fußpfad vor uns, vermittelſt deſſen wir bald zu verſchiednen Wohnungen gelangten, die unter mancherlei Buſchwerk halb verſteckt lagen. Hohe Cocospalmen ragten weit über die andern Bäume empor und neigten ihre hängenden Wipfel auf allen Seiten gegen einander hin. Der Piſang prangte mit ſeinen ſchönen breiten Blättern und zum Theil auch noch mit einzelnen traubenförmigen Früchten. Eine ſchattenreiche Art von Bäumen,

mit dunkelgrünem Laube, trug goldgelbe Aepfel, die den würzhaften Geschmack und Saft der Ananas hatten. Der Zwischenraum war bald mit jungen chinesischen Maulbeerbäumen bepflanzt, deren Rinde von den Einwohnern zu Verfertigung der hiesigen Zeuge gebraucht wird, bald mit verschiednen Arten von Arum- und Zehrwurzeln, mit Yams, Zuckerrohr und andern nutzbaren Pflanzen besetzt. Die Wohnungen der Indianer lagen einzeln, jedoch ziemlich dicht neben einander, im Schatten der Brodfruchtbäume, auf der Ebne umher und waren mit mancherlei wohlriechenden Stauden umpflanzt. Die einfache Bauart und die Reinlichkeit derselben stimmte mit der kunstlosen Schönheit des um sie her liegenden Waldes überaus gut zusammen. — Sie bestanden mehrentheils nur aus einem Dach, das auf etlichen Pfosten ruhte, und pflegten übrigens an allen Seiten offen und ohne Wände zu seyn — (glücklicher Beweis, daß die Einwohner weder Schirm vor der Ungunst der Witterung und des Klima, noch die mindeste Verwahrung gegen einander selbst vonnöthen haben!) — Vor jeder Hütte sah man eine kleine Gruppe von Leuten, die sich ins weiche Gras gelagert hatten, oder mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen beisammen saßen und ihre glücklichen Stunden entweder verplauderten oder ausruhten. Einige standen bei unserer Annäherung auf und folgten dem Haufen, der mit uns ging; Viele aber, besonders Leute von reiferem Alter, blieben unverrückt sitzen und begnügten sich, uns im Vorübergehen ein freundschaftliches Tayo zuzurufen. Da unsere Begleiter gewahr wurden, daß wir Pflanzen sammelten, so waren sie sehr emsig, dieselben Sorten zu pflücken und herbei zu bringen, die sie von uns hatten abbrechen sehen. Es gab auch in diesen Plantagen in der That eine Menge von allerhand

wilden Arten, die untereinander in jener schönen Unordnung aufsproſſen, die über das steife Putzwerk künstlicher Gärten immer unendlich erhaben ist. — Vornehmlich fanden wir verschiedene Grasarten, die, ungeachtet sie zarter und feiner als unsere nördlichen waren, dennoch, weil sie im Schatten wuchsen, ein sehr frisches Ansehen hatten und einen weichen Rasen ausmachten. Sie dienten zugleich, das Erdreich feucht zu erhalten und solchergestalt den Bäumen Nahrung zu verschaffen, die auch ihrerseits im vortrefflichsten Stande waren. Mancherlei kleine Vögel wohnten in ihren Zweigen und sangen sehr angenehm, dem Wahn zu Trotz, den man in Europa hegt, als ob es den Vögeln in den heißen Ländern an harmonischen Stimmen fehle. In den Gipfeln der höchsten Cocosbäume pflegte sich eine Art kleiner schöner saphirblauer Papagaien aufzuhalten, und eine grünliche Art mit rothen Flecken sah man häufig unter den Pisangbäumen. — Ein Eisvogel von dunkelgrünem Gefieder und rings um den weißen Hals mit einem ringförmigen grünen Streif gezeichnet, ein großer Kuckuk und verschiedene Arten von Tauben hüpften fröhlich auf den Zweigen herum, indeß ein bläulicher Reiger gravitätisch am Seeufer einhertrat, um Muscheln, Schnecken und Würmer aufzulesen. Ein schöner Bach, der über ein Bette von Kieseln rollte, kam in schlängelndem Lauf das schmale Thal herab und füllte beim Ausfluß in die See unsere Fässer mit silberhellem Wasser." — Ich besorge nicht, daß meine Leser diese ausgeschriebene Stelle zu lang finden werden. Solche individuelle Gemälde geben eine lebendigere Vorstellung als allgemeine Beschreibungen; und wem muß es nicht angenehm seyn, zu sehen, mit welcher Liebe die Natur an der Wiege ihrer Schooßkinder gearbeitet hat?

Deſto verdrießlicher iſt gleich darauf zu leſen, wie der Capitain Cook, vermuthlich in einem Anſtoß übler ſeemänniſcher Laune, fähig war, um eines ſogenannten Diebſtahls willen, deſſen ſich einer von den beiden Söhnen ihres bisherigen Begleiters O-Pue, von ſeiner kindiſchen Begierlichkeit verleitet, ſchuldig gemacht hatte, d. i. um einer Beleidigung willen, die in O-Tahiti gar keine Beleidigung war, den Frieden dieſer glücklichen Wohnungen zu ſtören und die trauliche Sorgloſigkeit dieſes Volks von Kindern durch Flintenkugeln und Vierpfünder zu ſchrecken. O ihr haſſenswürdige Europäer mit eurem zur Unzeit angebrachten Puffendorf! — „Was? (wendet man ein) man hatte dem Kerl ſchon unentgeltlich eine Menge Sachen gegeben, und er hat noch die Unverſchämtheit, die Geſetze der Gaſtfreiheit auf eine ſo häßliche Art zu übertreten“ und — ein Meſſer und einen zinnernen Löffel zu mauſen! War es bei ſolcher Bewandtniß des Herrn Capitains Hochwohlgeboren zu verdenken, daß Wohlderſelbe „aus Unwillen über das ſchändliche Betragen dieſes Kerls“ ſich nicht enthalten konnte, ihm eine Flintenkugel über dem Kopf hinzufeuern — und, als ſogar der dritte Schuß nichts fruchten wollte, und die entfernten Indianer (die von alle dem Spuk nichts begriffen und nur einige der Ihrigen mit Flintenſchüſſen von den fremden Herren verfolgt ſahen) vom Strand aus mit Steinen nach den Herren zu werfen anfingen, ſie durch einen Vierpfünder in Reſpect zu ſetzen, auch ihnen zu wohlverdienter Strafe und Andern zum Schrecken für Koſten, Schaden und Genugthuung zwei doppelte Kanots wegnehmen zu laſſen? — O des herrlichen europäiſchen Natur- und Völkerrechts! — Ei, ei, lieber Forſter! — wo war in dieſem Augenblick Ihre Philoſophie? — Wie können Sie von dem jungen Menſchen verlangen, daß er Ihren Puffendorf

und Barbeyrac geleſen haben ſoll? Wie können Sie ſich einbilden, daß er das Meſſer und den zinnernen Löffel aus einer andern Urſache als aus kindiſchem Inſtinct oder höchſtens aus unbeſonnenem, argloſem Muthwillen genommen hat? Was würden Sie dazu ſagen, wenn ein Friedensrichter in England ein Kind von zwei oder drei Jahren, weil es einen Löffel, oder was Sie ſonſt wollen, gemaust hätte, pilloriſiren laſſen wollte? Der O-Tahitiſche Junge hier verſtand wahrlich von der Moralität ſeiner Handlung, die Sie ein ſchändliches Betragen nennen, nicht mehr, als das vorbeſagte Kind. Das Kind und der junge Kerl von O-Tahiti hat einen Naturtrieb zu Allem, was ihm gefällt, und weiß nichts Anderes, als daß die ganze Welt mit Allem, was darin iſt, ihm gehört. Du ſollſt nicht ſtehlen! iſt ein poſitives bürgerliches Geſetz, zu deſſen Beobachtung wir erzogen werden müſſen. Man hat an deſſen Uebertretung in den meiſten bürgerlichen Geſellſchaften Schande und entehrende Strafe hängen müſſen; aber was geht das die Bewohner von O-Tahiti an? Und wenn es, der Folgen wegen, nöthig war, dem kindiſchen Trieb dieſes Völkchens zu Allem, was ihnen anſteht, Einhalt zu thun, konnte das nicht auf eine freundlichere Art und ohne Vierpfünder geſchehen?

Man kann ſich des Unwillens ſchwerlich enthalten, wenn man (wie nur zu oft Gelegenheit iſt) dergleichen Probeſtückchen lieſt von dem herriſchen Betragen, das die europäiſchen Seemänner ſich über Menſchen herausnehmen, die von ihnen nicht abhängen und nur durch den Vorzug tödtlicherer Waffen gezwungen ſind, ſich von ihnen mißhandeln zu laſſen. Aber freilich iſt es — ihrer würdig und ganz aus einem Stücke mit der Unverſchämtheit, womit dieſe Herren, im Namen ihrer allergnädigſten Könige, von jeder Inſel und Halbinſel

der Südsee, auf die sie Wind und Wetter oder Bedürfniß, sich zu erfrischen, verschlägt, feierlich Besitz nehmen, ohne daß es ihnen einfällt, die uralten Einwohner derselben zu fragen, was sie zu dieser Besitznehmung zu sagen haben. Ein herrliches Völkerrecht! Und das sind die aufgeklärten, philosophischen, rechtshochgelahrten Herren, die einen weggemausten zinnernen Löffel mit Vierpfündern rächen!

Der Vierpfünder indessen wirkte. Die Herren erreichten ihren großen Zweck; denn er jagte den O-Tahitern ein solches Schrecken ein, daß sie sich zwei doppelte Kanots (und wahrscheinlich noch zehnmal so viel, wenn die Herren Vierpfünder gewollt hätten) ohne Widerrede wegnehmen ließen. Freilich war nun das Vertrauen der guten Insulaner verscherzt — und das hatten die europäischen Herren gleichwohl noch vonnöthen, weil sie wenigstens eben so großen Appetit zu den Hühnern und Schweinen der Indianer hatten, als diese zu ihren Messern und Löffeln. Aber das war ja auch leicht wieder zu gewinnen. Die Bewohner waren „so freundschaftliche, gutherzige Leute!" — Gleichwohl waren sie, sagt Herr Forster, wegen des Vorgefallnen etwas scheuer und zurückhaltender als zuvor (sie hatten wohl groß Unrecht daran?). Es währte etliche Tage, bis man sie wieder zutraulich machen konnte, und Herr Cook mußte sich am Ende doch entschließen, die genommenen Kähne wieder zurückzugeben.

Doch — weg von diesen unangenehmen Betrachtungen! Herr Forster versöhnt uns wieder mit sich durch ein paar ziemlich getreu, wie es scheint, und nicht ohne Liebe nach dem Leben gemalte O-Tahitische Familienstücke, die ich nicht um das Beste von Greuze geben möchte. Hier hätte der Maler Hodges, den unsre Seefahrer bei sich hatten, wenn etwas von Greuzens Geist in seinen Augen und in seinem

Herzen gewesen wäre, Stoff zu Bildern und Gruppen bekommen können, womit er mehr Dank von uns verdient hätte, als mit den reichen, idealisirten, griechenzenden Compositionen, die er uns für Natur, und Natur aus den Südseeinseln aufheften will.

Die Herren Forster waren mit einigen Begleitern früh Morgens aufs Botanisiren gegangen. Zufälliger Weise bekamen sie im Walde Gelegenheit, einigen Weibern von der niedrigsten Classe zuzusehen, wie sie den in diesen Inseln gewöhnlichen Zeug aus der fasrigen Rinde junger Maulbeerbäume bereiteten. Von da gelangten sie zuletzt in ein schmales Thal. Ein wohl aussehender Mann, bei dessen Wohnung sie vorbeikamen, lag im Schatten da und lud sie ein, neben ihm auszuruhen. Sobald er sah, daß sie dazu nicht abgeneigt schienen, streute er Pisangblätter auf einen mit Steinen gepflasterten Fleck vor dem Hause und setzte einen kleinen Stuhl hin, auf welchen er denjenigen, der ihm der Vornehmste unter ihnen schien, niederzusitzen bat. Nachdem auch die Uebrigen sich ins Gras gelagert hatten, lief er ins Haus, holte eine Menge gebackner Brodfrucht und setzte ihnen solche auf den Pisangblättern vor. Nächst diesem brachte er noch einen Mattenkorb voll Tahitischer Aepfel, einer Frucht, die der Ananas im Geschmack ähnlich ist, und nun bat er sie, zuzulangen. Die Herren ließen sich's wohl schmecken, fanden die Früchte vortrefflich und die tahitische Art, die Brodfrucht vermittelst heißer Steine in der Erde zu backen, unendlich besser, als ihre eigene Art, sie zu kochen, weil bei jener aller Saft beisammenbleibt und durch die Hitze noch mehr verdickt wird, beim Kochen hingegen sich viel Wasser in die Frucht saugt, und von Geschmack und Saft viel verloren geht. Zum Nachtisch brachte ihnen

der freundliche Wirth fünf Cocosnüsse; er öffnete sie, goß den kühlen hellen Saft in eine reine Cocosschale und reichte sie einem Jeden nach der Reihe zu. Unsre Reisenden wurden von der zuvorkommenden und uneigennützigen Gastfreiheit dieses Mannes sehr eingenommen, schenkten ihm das Beste, was sie von Korallen und Nägeln bei sich hatten, und begaben sich nun wieder an ihre botanische Arbeit, die zwar nicht ganz unbelohnt blieb, aber doch, theils wegen der schon vergangnen Jahrszeit, theils aus einem andern wesentlichen Grunde, nicht sehr ergiebig war. Dieser war, wie Herr Forster sehr richtig zu urtheilen scheint, die hohe Cultur der Insel O-Tahiti. Wäre sie weniger angebaut, sagt er, so würde das Land dem herrlichen Boden und Klima nach überall mit hunderterlei Arten von Kräutern wild überwachsen gewesen seyn, anstatt daß jetzt dergleichen kaum hie und da einzeln aufsprossen.

Bei Anbruch des folgenden Tages gingen sie wieder ans Land und ostwärts den Gegenden um den Hafen Aitepieha zu, wo die Ebne immer breiter, die Pflanzungen immer ansehnlicher, und die Wohnungen zahlreicher wurden, auch reinlicher und neuer aussahen, als in der Gegend des Ankerplatzes. Sie spazierten ungefähr zwei Meilen weit beständig in den anmuthigsten Wäldern und Pflanzungen von Cocos- und Brodfruchtbäumen fort und sahen, wie die Leute aller Orten wieder an ihr Tagwerk gingen; vornehmlich hörten sie die Zeugarbeiter fleißig klopfen. Gleichwohl sammelte sich, wo sie hinkamen, bald ein großer Haufen um sie her, der ihnen den ganzen Tag so unermüdet folgte, daß Manche darüber ihr Mittagsbrod versäumten. „Doch gingen sie (sagt Herr Forster) nicht so ganz ohne Nebenabsicht mit. Im Ganzen war ihr Betragen allemal gutherzig, freundschaftlich

und dienstfertig; aber sie paßten auch jede Gelegenheit ab, eine oder die andre Kleinigkeit zu entwenden, und damit wußten sie ausnehmend gut Bescheid. Wenn wir sie freundlich ansahen oder sie anlächelten, so hielten Manche es für die rechte Zeit, von unserm guten Willen Gebrauch zu machen und in einem bittenden Tone ein: Tayo, poe! (Freund, ein Korallchen?) hören zu lassen."

Ich, meines Orts, sehe in diesem kinderhaften Zug nichts als die klare ungeschminkte Menschheit, wie wir sie alle Tage an unsern Kindern von zwei oder drei Jahren sehen und auch an denen von fünf und sechs noch sehen würden, wenn wir nicht genöthigt wären, ihnen baldmöglichst beizubringen, daß es unanständig sey, seine guten Freunde anzubetteln. Warum übrigens die Leute von O-Tahiti die Einzigen in der Welt seyn sollten, die ohne alle Rücksicht auf sich selbst gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig wären — oder mit welchem Recht diese Rücksicht auf sich selbst den Werth ihrer Gutherzigkeit in unsern Augen verringern sollte, seh' ich nicht; zumal da Herr Forster selbst hinzusetzt: wir mochten ihnen willfahren oder nicht, so brachte dieß doch niemals eine Aenderung in ihrem Betragen hervor, sondern sie blieben so aufgeräumt und freundlich als vorhin. Ich dächte, dieß wäre wirklich mehr, als man von den meisten unter den wohlerzogensten und moralisirtesten von uns Europäern sagen kann.

Anmerkungen.

Sympathien.

S. 3. Unwiſſend, daß dieſes Bild ein Urbild hat u. ſ. w. — Die erſten philoſophiſchen Abhandlungen Wielands ſind als eine Frucht ſeiner Lectüre Platons zu betrachten. Daß er in ſeinen früheren Jahren die Lehre Platons von den Ideen angenommen, haben wir ſchon bemerkt (ſ. die Anm. zu: Briefe von Verſtorbenen, 4. Br. Bd. 26.): gerade hier wird es zweckdienlich ſeyn, die theologiſchen, pſychologiſchen und moraliſchen Sätze Platons, die damit zuſammenhängen, anzuführen, denn Wieland hatte ſie in ſeine Denkweiſe aufgenommen. Es ſind hauptſächlich folgende:

1) Von Ewigkeit her war die Gottheit und die ungeformte Materie vorhanden, und in der Gottheit waren von Ewigkeit her die Ideen. Die Welt entſtand, indem die Gottheit die Materie mit dieſen Ideen verband oder ſie ordnete nach ihren ewigen Urbildern. Das Weltideal, ſofern es von Gott gedacht wird, macht die Verſtandeswelt aus, nach welcher die ſichtbare dadurch, daß die Materie mit den Ideen verbunden wurde, gebildet iſt.

Da es nach dieſen Sätzen zweifelhaft ſeyn mußte, ob ein Verſtand, der nicht der göttliche ſelbſt iſt, die Verſtandeswelt erkennen könne, ſo half Platon durch einen Satz ſeiner Pſychologie:

2) Die Seele iſt göttlichen Urſprungs und vor ihrer Vereinigung mit dem Körper in einem vollkommnern Zuſtande geweſen. Aus eben dieſem liegen die Ideen noch in ihr (ſie ſind angeboren), und alles unſer Erkennen, Erlernen u. ſ. w. iſt eine bloſe Wiedererinnerung.

Dieſes iſt der Satz, den Wieland hier vorträgt. Um des Folgenden willen theilen wir aber gleich auch die moraliſchen Folgerungen mit, welche Platon aus ſolchen Vorausſetzungen zog:

5) Körper und Sinne hindern uns, die Wahrheit rein und vollkommen zu erkennen, und eine reine und vollkommene Glückseligkeit zu erlangen. Der Körper ist der Seele Kerker, und diese zur Strafe in ihn gesetzt. (Hier folgt die Lehre von dem Abfall, Sündenfall.) Um noch Glückseligkeit hienieden zu erlangen, muß man das Irdische fliehen, die Seele vom Körper abziehen, und die ewige Wahrheit des Unsichtbaren unverwandt mit dem Auge des reinen Verstandes anschauen, worin die wahre Weisheit, die Mutter aller Tugenden, besteht. Des Menschen Glückseligkeit besteht in der Aehnlichwerdung Gottes, wozu die Tugend, die Anerkennung des Elendes der eingekerkerten Seele und die Reinigung derselben die Mittel sind. Der Tod erst, als Befreiung von des Körpers Banden, verhilft zur wahren Glückseligkeit.

Hier folgt nun im platonischen Systeme die Lehre von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung, womit sich der Cirkel schließt. Eine unendliche Sehnsucht treibt den Forscher zu Gott hin; aber auch diese, durch nichts Irdisches zu befriedigende Sehnsucht leitet er von der dunkeln Erinnerung des ehemaligen Zustandes ab, wo die Seele Gott näher und in ihrem eigentlich natürlichen Zustande war. Zu Gott erheben die Schwingen der Seele, d. i. die Kraft und der Hang, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen emporzusteigen. Dieß führt den Denker auf die Kraft der Begeisterung und der Schönheit, die er ebenfalls mit seinen Ideen in Verbindung bringt. Er weiß es, daß die Energie des Geistes durch das wahrgenommene Sinnlichschöne besonders kräftig erregt wird, und daß es antreibt, zu dem Genusse des geistigen Urschönen sich zu erheben. Die Schönheit führt ihn auf die Liebe. Der physischen Liebe aber, die sich an der körperlichen Schönheit weidet, eine Folge des Geschlechtstriebes ist und blos angenehmen Sinnengenuß bezweckt, stellt er, als vernünftiges Begehren, seine himmlische Liebe entgegen, deren Gegenstand die moralische Schönheit und Vollkommenheit ist. „Wer, durch die Liebe für den geliebten Gegenstand richtig geleitet, sich von der Neigung zu diesem allmählich erhoben hat zum Anschauen der ewigen Schönheit, der hat den Grad der Vollendung beinah erreicht. — Von schönen Körpern steigt man zu schönen Handlungen, zu schönen Wissenschaften auf und wird endlich in den letzten Grad eingeweiht, wo man die Urschönheit selbst erkennt. Hier wird des Menschen Leben erst ein wahres Leben."

S. 9. Richardson — Samuel Richardson, geb. 1689 in Derbyshire, gest. 1761 zu London, wo er Eigenthümer einer Buchdruckerei war, ist der eigentliche Begründer der Familienromane. Seine Pamela, Clarissa und Grandison, die dem Verfasser den ehrenvollen Namen des Shakespeare unter den Romandichtern erwarben, erschienen alle kurz vor Wielands

ersten Schriften (in den Jahren 1740—1753) und blieben auf diesen nicht ohne großen Einfluß. — Miß Byron und Shirley, deren weiter unten gedacht wird, sind Personen aus Richardsons Romanen.

S. 19. Amalia, welche hier neben zwei weiblichen Idealen von Richardson steht, ist die Heldin eines Romans von Fielding, der in ihr ein Muster ehelicher Treue und Zärtlichkeit aufstellen wollte. Seinem Tom Jones steht dieser Roman weit nach, und der Amalia thut man nicht großes Unrecht, wenn man sie mit unserm seligen Weibe, wie es seyn soll, vergleicht.

S. 24. Hier liegt u. s. w. — Chaulieu, geb. 1639 zu Fontenay, gest. 1720 zu Paris, wurde Anacréon du Temple genannt, weil er bis in sein Alter von Wein und Liebe sang, und der Herzog von Vendome ihm im Temple eine Wohnung eingeräumt hatte, wo sich an bestimmten Tagen die witzigsten Köpfe von Paris versammelten. — Welcher Anstoß an dem zärtlichen Tibull (vergl. B. 2. S. 446.) und an Gay (geb. 1688 in Devonshire, gest. 1732 zu London), dem berühmten Verfasser der Bettleroper, die ein Lieblingsstück der Engländer geblieben ist, hier eigentlich genommen war, dürfte schwer zu sagen seyn, wenn der damalige Wieland nicht an noch weit unverdächtigeren Dichtern ein Aergerniß genommen hätte. — Prior, geb. 1664 und gest. 1721 zu Wimpole, ist in seinen Erzählungen und Liedern immer anmuthig, zuweilen leichtfertig.

S. 24. Suarez — Franz Suarez, ein spanischer Jesuit, gest. 1617, dessen Werke 24 Foliobände ausmachen, half den Geschmack an scholastischen Spitzfindigkeiten und Zergliederungen allerdings sehr verbreiten, auch in der Moral, mit deren wichtigsten Gegenständen er sich beschäftigte, allein er war einer der feinsten Köpfe seines Ordens. Wielands Erlaubniß, ihn zu verspotten, ohne ihn zu kennen, läßt sich daher nur mit seiner Jugend entschuldigen.

Ich will dich nur zu einem größeren Virtuoso machen — Auf jeden Fall bezieht sich dieß auf folgende Stelle in Shaftesbury's Abhandlung Sensus communis: „Jeder ist ein Virtuose von einem höhern oder niedrigern Range; Jeder strebt einer Grazie nach und buhlt um eine Venus von der einen oder der andern Art. Das Venustum, das Honestum, das Decorum öffnet sich mit Gewalt den Weg. Wer ihm in den edleren Gegenständen, von der geistigen und moralischen Gattung, kein freies Spiel lassen will, wird anderswo, in einer niedrigern Classe von Dingen, seine Gewalt fühlen. Wer die Haupttriebfedern der Handlungen übersieht und auf Harmonie und Ebenmaß eines ganzen Lebens keine Aufmerksamkeit richtet, wird sich mit elenden Nebensachen beschäftigen und davon fesseln

lassen, entweder mit dem Studium gewöhnlicher Künste oder mit der Wartung und dem Anbau blos mechanischer Schönheiten. Die Modelle von Häusern, Gebäuden und ihren begleitenden Verzierungen, die Pläne von Gärten und ihren Beeten, die Anlegung der Spaziergänge, Pflanzungen, Alleen und tausend andre Symmetrien werden an die Stelle der glücklichern und höhern Symmetrie und Ordnung einer Seele treten." — „Die Wollüstlinge, die diese philosophische Schönheit am meisten zu verachten scheinen, können ihr doch nicht immer ihre Reize absprechen. Sie können eben so herzlich wie Andere die Tugend loben; sie werden eben so sehr durch die Schönheit einer edlen Handlung gerührt. Sie bewundern die Sache, allein nicht die Mittel dazu. Gern möchten sie, wenn es anginge, Tugend und Wollust vereinigen; allein die Regeln der Harmonie erlauben es nicht, die Mißharmonie ist zu stark." Des Grafen v. Sh. ph. Werke. Uebers. I. 182. fg.

S. 25. Leontium — Vergl. die Anmerk. zu Krates und Hipparchia, 18. Brf. Bd. 21.

Lavinia — Wenn keine andre gemeint ist, als die Tochter des Latinus und nachmalige Gemahlin des Aeneas, welcher der Stadt Lavinium nach ihr den Namen gab; so sehe ich nicht, warum sie gerade als die unschuldsvolle bezeichnet und der Zauberin Circe entgegengesetzt wird. —

Der Witz u. s. w. — Bei allen heftigen Anklagen des Witzes, die hier und anderwärts vorkommen, hatte Wieland Young vor Augen, der, wie Wieland selbst in einer von ihm unterdrückten Stelle sagt, die Schändlichkeit des gemißbrauchten Witzes so nachdrucksvoll und mit eben so viel Witz als Eifer dargestellt hat.

S. 26. Da sie Nachtigallen schrieben — Die so eben erwähnte unterdrückte Stelle gibt hierüber Aufschluß. In einem Schreiben an den O. C. R. Sack, worin Wieland ihn bewegen will, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches leichtsinnige Witzlinge anrichten," heißt es: „Weil dieses Ungeziefer, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist, so will ich einige der neuesten, die mir aufgestoßen sind, anzeigen: Lyrische Gedichte, neueste Ausgabe; die Nachtigall, eine Erzählung; Meine Lieder; Vermischte Poesien." Der Hauptangriff ging hier auf den Dichter Uz, denn die genannten lyrischen Gedichte sind die Uzischen, welche mit drei mittelmäßigen, über die man schon damals schwieg, zusammengestellt werden. Man sieht schon daraus, daß Niemand diese Nachtigall mehr kennt, wie übereilt Wielands jugendlicher Eifer war, dessen Folgen an einem andern Orte erzählt werden sollen.

S. 50. Freilich sind gemeine Formen — nicht für edlere Seelen — Der Verfasser hatte hier die Maxime des berühmten Dr. Swift im Sinne:

That common forms are not design'd
Directors to a noble mind.

Diese Aufsätze wimmeln von ähnlichen Anspielungen, so wie von erborgten Gedanken oder Ausdrücken aus alten und neueren Schriftstellern, deren er, nach der bequemen Theorie und Praxis seines damaligen Freundes und Vorbildes, des Verfassers der Roachide, sich ohne Bedenken bemächtigte, sobald sie zu den seinigen paßten oder ihm die Mühe, für die seinigen selbst einen schicklichen Ausdruck zu suchen, ersparten. W.

S. 55. Shaftesbury's Erinnerungen — Advice tho an Author, im ersten Theile seiner Characteristicks. W.

S. 58. Kerinthus oder Marcion — Den Ersten scheint der Evangelist Johannes noch gekannt zu haben, der zweite lebte in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus. Beide gehören der Religionspartei der Gnostiker an, deren Hauptstreben in einer Vereinigung der zoroastrischen und christlichen Religion bestand, wobei die Phantasie meist ganz zügellos, besonders in Schöpfung einer Geisterwelt und deren Handlungen, wirkte, weßhalb es kein Wunder war, daß man unter dem Namen der Gnostiker — wie Henke sagt — die seltsamsten Geschlechter von Fanatikern, metaphysischen und moralischen Adepten, Traumdeutern, Beschwörern und Geistersehern, verrückten Theosophen, Astrologen und Gauklern zusammenfaßte. Die beiden Genannten waren keineswegs die schlimmsten darunter. Wieland dachte wohl zunächst an die Vorschrift für die Marcioniten, sich der Fleischspeisen, des Weines und des Ehestandes zu enthalten, um mit der Materie so wenig als möglich gemein zu haben, was andere Parteien, vielleicht auch nicht ganz unparteiisch, ihnen nicht nachrühmen wollten.

S. 59. Gleich Ramsay's feindseligen Gestirnen — Wenn hier nicht der schottische Baronet Andreas Michael von Ramsay gemeint ist, dessen Voyages de Cyrus (die Reisen des Cyrus, Basel 1779) zuerst im J. 1730 erschienen — ein für ihre Zeit merkwürdiges und noch jetzt interessantes Werk —; so weiß ich nicht, welchen Ramsay Wieland gemeint haben möchte. Mir scheint, daß er aus dem zweiten Buche des genannten Werkes die Stelle im Sinne hatte, wo Zoroaster dem Cyrus die Beschaffenheit von der Sphäre Ahrimans berichtet, zu welcher die sieben Planeten gehören, von Geistern bewohnt, die auf jedem Planeten eine eigenthümliche verdorbene Natur haben, die aber sämmtlich feindselig gegen Ormuzd sind.

Platoniſche Betrachtungen über den Menſchen.

S. 112. Unbefiederte zweibeinige Bewohner der Erde — Platon ſoll einmal den Menſchen erklärt haben für ein unbefiedertes zweibeiniges Thier. Diogenes rupfte einen Hahn, ließ ihn laufen und rief: Seht da, den Menſchen Platons. — Ob Wieland im Uebrigen hier eine andere Menſchenentſtehungsgeſchichte, deren es in Aſien manche wunderliche gibt, als die durch Prometheus im Sinne gehabt, weiß ich nicht. Von jener platoniſchen Erklärung hat aber Swift ohne Zweifel die bitterſte Anwendung gemacht, da er ſie als ein Compliment für das Menſchengeſchlecht darſtellt und hinzufügt, daß zuweilen ein Thier in einen Menſchen ausarten könne. In The Beasts Confession to the Priest ſagt er nämlich:

Our author's meaning, I presume, is
A creature bipes et implumis:
Wherein the moralist design'd
A compliment on human-kind;
For here the owns, that now and then
Beasts may degenerate into men.

Rabelais — Franz Rabelais, geb. zu Chinon zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts und geſtorben um 1553 zu Montpellier, wo er Profeſſor der Heilkunſt war, hat ſich vorzüglichen Ruhm erworben durch ſeinen ſatiriſchen Roman Gargantua und Pantagruel, worin er die Thorheiten des menſchlichen Lebens im Ganzen als Carricatur aufſtellt.

Gulliverß Reiſen — Ein Werk von Swift, zuerſt erſchienen 1727, iſt voll der gröbſten Bitterkeit gegen das menſchliche Geſchlecht.

Reden, Lachen und Grauwerden gibt Ariſtoteles als unterſcheidende Kennzeichen des Menſchen vor allen Thieren an, das letzte Probl. Sect. 10.

S. 113. Yahoos nennt Swift in ſeinen ſatiriſchen Reiſen Pferde, mit allen menſchlichen Anlagen ausgeſtattet. Da, ſagt Herder, Swiften in ſeiner Geiſtes- und Herzenskrankheit kein ander Geſchlecht zu Gebot ſtand, eine vernünftige, reine, billige Geſellſchaft zu zeichnen, ſo wählte er die Geſtalt des Thieres, das der Schöpfer der Menſchen ſelbſt als eine edle Geſtalt dargeſtellt hat (Hiob 39, 19. fgg.), des Roſſes. Swifts Roſſe aber ſind vernünftige, billige Geſchöpfe, wie Menſchen es ſeyn ſollten; nicht der Zweck, nicht die erhabnen Fähigkeiten und Anlagen des Menſchengeſchlechts, wohl aber Name und Geſtalt des Menſchenthiers war ihm, wie dem lebensſatten Hamlet, verleidet. Adraſtea Bd. 1. S. 526.

S. 117. Tisch der Isis — Tabula Isiaca, oder von ihrem ehemaligen Besitzer Torquato, Sohne des Cardinals Bembo, Tabula Bembina genannt, ein merkwürdiges Denkmal ägyptischer Kunst, hat, seitdem es im J. 1559 von Fura Vico zu Venedig zum ersten Male durch einen Kupferstich bekannter geworden, eine Menge Erklärer gefunden, und auch Lessing war Willens, seinen Scharfsinn an sie zu wenden. S. Lessings sämmtl. Schr. Bd. 15. S. 420. fgg.

Was ist Wahrheit?

S. 145. Areopagus — Der oberste Gerichtshof in Athen. — Amphiktyonen — Die Repräsentanten der griechischen Bundesstaaten bei der Nationalversammlung, die jährlich zweimal zu Delphi gehalten wurde.

S. 147. Energumenen — Besessene.

S. 148. Elihu — So heißt der junge Mann im Buche Hiob, der, nachdem er dessen ältern Freunden lange stillschweigend zugehört hatte, und es nicht mehr länger ausstehen konnte, sie so mächtig deraisonniren und zuletzt doch vor Hiob verstummen zu sehen, endlich im Unmuth seiner Seele ausbricht, sich der guten Sache Gottes anzunehmen, und im Eingang seiner Rede sagt: Ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängstet; siehe, mein Bauch ist wie der Most, der zugestopft ist, der die neuen Fässer zerreißt — u. s. w. W.

Philosophie als Kunst zu leben.

S. 153. Tubalkain — Nach der Genesis Erfinder der Schmiedekunst.

S. 155. Wohlthätige Trägheit — Die Weltverbesserer klagen über die Trägheit der Menschen ungefähr aus eben dem Grunde, warum die Wucherer immer über nahrungslose Zeiten klagen, und meistens, wenn die Zeiten am besten sind. Es ist natürlich, daß ein Mann, der sich bewußt ist, daß er einen herrlichen Entwurf zur Verbesserung des Zustandes eines ganzen Volkes gemacht hat, seine Ideen gern realisirt haben möchte: so wie einer, der ein Schauspiel gemacht hat, es gern aufgeführt sieht. Alle Köpfe, meint er, sollten sich also geschwinde nach dem seinigen drehen, und alle Arme nach seinem Winke rudern. Thun sie es nicht (wie dieß denn gemeiniglich der

Fall ist), so schmählt er auf die Trägheit der Menschen; und das ist ihm zu verzeihen, weil er dabei verliert. Aber diese nämliche Trägheit schützt die Leute vor der Gefahr, alle Augenblicke das Opfer eines Projects und einer angeblichen Verbesserung unwissender Adepten zu werden; und dieß, denke ich, ist ihnen auch zu verzeihen, weil sie dabei gewinnen. Denn selten bezahlt das zehnte Project, wenn es auch anschlägt, den Schaden von den neunen, die fehl geschlagen sind. W.

S. 155. Per star meglio etc. — Weil ich mich besser befinden wollte, befind' ich mich hier. W.

S. 156. Quam multis etc. — Wie vieles bedarf ich nicht! W.

S. 159. Purgando, saignando et clysterizando — In dem dritten Zwischenspiele von Molière's Malade imaginaire ist auf die Frage des Examinators, welches Heilverfahren bei dieser oder jener Krankheit anzuwenden sey, allezeit die Antwort des Candidaten: er werde Clysterium donare, Postea saignare, Ensuita purgare; worauf die Facultät Chorus singt:

Bene, bene, bene, bene respondere!
Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore.

Ueber Rousseau's ursprünglichen Zustand des Menschen.

Selten ist wohl über etwas ungleicher geurtheilt worden, als über die zwei Schriften Rousseau's, gegen welche Wieland diese und die folgende Abhandlung gerichtet hat. Ob der Verfasser ein Weiser oder ein Thor, seine Absicht redlich oder unredlich gewesen sey, ob er habe täuschen wollen oder sich selbst getäuscht habe, darüber stritt man nicht weniger, als über die vorgetragenen Paradoxen selbst, welche durch die Art, wie sie ins Publicum eingeführt wurden, eine um so größere Aufmerksamkeit erregten. Die Akademie zu Dijon hatte im Jahr 1750 die Preisfrage aufgegeben: ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe? Rousseau, damals 38 Jahre alt, von dem Schicksal wunderlich umhergeworfen, kränklich und in melancholischer Stimmung, beschloß, mit der Beantwortung jener Frage als Schriftsteller aufzutreten, und würde sie ohne Dazwischenkunft eines Freundes — wo ich nicht irre, war es Diderot — bejahend beantwortet haben. Dieser aber erklärte die Frage für eine wahre Eselsbrücke, sagte, daß alle gemeine Köpfe sie bejahend

beantworten und in Lobpreisungen kein Ende finden würden, und rieth Rousseau, lieber das Gegentheil zu thun und die Behauptung aufzustellen, die Wissenschaften seyen den Sitten schädlich gewesen. Daß hierdurch Rousseau erst auf seine Idee kam, ist gewiß, allein nicht eben so gewiß, ob er nun gegen seine Ueberzeugung, als bloser Sophist, geschrieben habe. Er führte wirklich die hingeworfene Idee aus: und da die Akademie seiner Abhandlung, weil sie am reissten durchdacht und mit hinreißender Beredsamkeit geschrieben war, den Preis zuerkannte; so war es sehr natürlich, daß Jeder begierig wurde, zu sehen, mit welchen Gründen solch eine Behauptung unterstützt sey. Der Erfolg von jenem Rathe fiel also so glücklich aus, als nur möglich war; Rousseau's schriftstellerischer Ruhm war begründet. Wohl möglich wäre es gewesen, daß er nun aus bloser Ruhmsucht auf dem einmal so glücklich betretenen Wege fortgegangen wäre, — und seine Feinde haben nicht ermangelt, dieß zu behaupten — eben so möglich aber und bei der Lage, der Stimmung Rousseau's noch wahrscheinlicher, daß jene Idee ihn weiter geführt hatte, als er anfangs selbst vermuthen konnte, und dieß haben seine Freunde geltend zu machen gesucht. Rousseau hatte, bei aller Menschenscheu, ein Herz, das die Menschen liebte, er hatte in einer traurigen Lage Gefühl seines Werthes und — wie alle Menschen — Eigenliebe; bedurfte es bei einem Manne, der Alles mit einer gewissen leidenschaftlichen Wärme that, mehr, als in seiner Nähe den Contrast zwischen Cultur und Elend, Kenntniß, Geschmack, Anstand und einer ungeheuren Frivolität und Bedrückung zu bemerken, um nach der Richtung, die seine Gedanken einmal genommen hatten, erst den Wunsch und dann die Ueberzeugung zu bewirken, es möchte wirklich um die Menschen besser stehen, wenn sie niemals Wissenschaften und Künste gehabt hätten? Wie steht es um die Menschen? Wie stand es um sie? Wie sollte es um sie stehen? Diese Fragen beschäftigten von jetzt an seinen Geist aufs lebhafteste und veranlaßten die Entwickelung einerseits seiner politischen, andererseits seine pädagogischen Ideen und Schriften, die so folgenreich für die ganze polierte Welt geworden sind. Zunächst mußte er bei der Art, wie er seine erste Idee ausführte, und unter den Umständen, unter denen er sie ausführte, auf den Gedanken kommen: wie es denn nun wohl unter den Menschen ausgesehen habe, als sie noch keine Wissenschaften und Künste hatten? Dieß führte ihn auf eine zwar nicht ganz neue, aber kräftiger von ihm angeregte und seitdem öfter verhandelte Idee, von dem Stande der Natur. Daß er diese Idee nicht rein an sich, sondern lediglich im Contraste mit der Wirklichkeit aufgefaßt habe, kann Niemand bezweifeln, der sich darauf versteht, außer in dem Buche zugleich in der Seele seines Verfasserd zu lesen. Die Schicksale, die ihn hierauf betrafen, die Verfolgungen, die er zu erdulden hatte, waren

nicht geeignet, ihn von seiner Bahn abzubringen, und man sieht daher schon dem Titel des zweiten Werkes, von welchem hier die Rede ist, an, wie die erste Idee in ihm nachgewirkt hatte. Im Jahre 1755 erschien sein Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes, der als eine wirkliche Fortsetzung der ersten Schrift betrachtet werden kann. Er leugnet, daß die Menschen ursprünglich gesellig seyen, vielmehr hätten sie Hang zu Unabhängigkeit. In ihrem Naturstande, der (wie schon mehrere Alte behauptet hatten) von dem thierischen nicht sehr verschieden und (wie er hinzufügte) dem Menschengeschlecht am angemessensten sey, sagt er, sind auch alle Menschen frei und haben gleiche Rechte; die bürgerliche Gesellschaft hat die Menschenrechte unterdrückt, und die Menschen haben die Ordnung der Natur umgekehrt, indem sie sich in Staatsverbindungen eingelassen haben. — Dieß sind die in dieser Schrift ausgeführten Hauptideen, von denen, wie man sieht, er nachher auf dem geradesten Wege zu der Idee seines Gesellschaftsvertrages kommen mußte.

Es ist hier der Ort nicht, auszuführen, wie ganz anders die Resultate ausgefallen seyn würden, wenn nicht Geselligkeit und Gesellschaft, Gesellschaft und Staatsverbindung, Menschengeschlecht und Menschheit mit einander wären verwechselt worden; genug, die Schrift, gerade so, wie sie war, mußte noch größeres Aufsehen erregen, als jene erste, und es fehlte daher auch ihr, die mit allen glänzenden Eigenschaften der ersten nicht weniger reich ausgestattet war, so wenig an Bewunderern als Gegnern. In die Reihe dieser letzten trat unter uns auch Wieland, der sich weislich den Vortheil sicherte, nicht blos für den Augenblick zu schreiben, wo man aus einem der Wissenschaft fremdartigen Interesse Widerlegungen gern liest und dann für immer vergißt. Er wählte sich einen Hauptpunkt, der seine culturhistorische Wichtigkeit nie verlieren kann, weil alle Culturgeschichte von ihm ausgehen muß, und führte diesen polemisch durch, um seiner Abhandlung ein Interesse mehr zu geben. Der Gegenstand selbst gehört zu denen, die in allen Zeitaltern und für alle Menschen neu sind. Ist doch Rousseau's Schrift selbst nichts Anderes, als eine Variation zu dem uralten Thema von dem entschwundenen goldenen Zeitalter oder von dem verlorenen Paradiese!

5.

In dieser Ansicht von der Entstehungsgeschichte der genannten Schriften Rousseau's ist nichts zu ändern, als was aus der Anekdote folgt, die Wieland noch nicht bekannt seyn konnte, daß R. anfangs in der That für die Wissenschaften sich erklären wollte und erst auf fremde Veranlassung sich gegen dieselben erklärte. In der Hauptsache ist seine Ansicht doch die richtige.

S. 167. Der Philosoph von Ferney ist Voltaire, der in der Schweiz das Schloß Ferney besaß, wo er in glücklicher Unabhängigkeit lebte, während Rousseau in Paris — der Philosoph im siebenten Stockwerke — bei Notenschreiben darbte.

S. 167. Poppäa, die verschwenderische und zügellose Gemahlin Nero's.

S. 167. Trimalcion, ein ganz dem Wohlleben hingegebener Greis bei Petron, dessen Name den dreifachen Weichling bedeutet.

Daß wir bei diesen an die Maitressen und Roués vor der Revolution zu denken veranlaßt werden sollen, bedarf keiner Erinnerung. Wären diese nicht gewesen, und hätten nicht Deputirte, die sich über ungerechte Auflage beschwerten, Antwort erhalten, wie sie der Abt Terray gab: wann er denn versprochen habe, daß seine Auflagen von der Gerechtigkeit dictirt seyn sollten? — schwerlich hätte dann R. seine Schriften nur gedacht. Aber er hätte sie auch schreiben können, und es würde keine Revolution erfolgt seyn. Was soll man nun von den Leuten denken, welche auch nach der französischen Revolution fortfahren zu behaupten, R's Schriften hätten dieselbe mit herbeigeführt? Man würde sehr unredlich handeln, wenn man diesem nicht widersprechen wollte. Nicht R's Schriften und nicht tausend Schriften hätten dieß vermocht; dazu waren ganz allein die vereinigten Umstände stark genug, welche Rousseau zwangen, solche Schriften zu denken.

Man vergesse nicht, daß Wieland diese Stelle an zwanzig Jahre vor der französischen Revolution schrieb, zu einer Zeit also, wo man diese Ideen R's nur noch für müßige Träumereien hielt; in späterer Zeit würde er zu seiner Schilderung wohl andere Farben gewählt haben.

4.

S. 170. Den Grotiussen und Puffendorfen — Hobbes (geb. zu Malmesbury 1588), Hugo de Groot, gewöhnlich Grotius genannt (geb. zu Delft 1583), und Samuel Puffendorf, nachmals Freiherr (geb. 1631 auf einem Dorfe bei Chemnitz im sächsischen Erzgebirge), also ein Engländer, ein Holländer und ein Teutscher, waren im 17ten Jahrhundert die Begründer des Naturrechts (das also ein Bedürfniß geworden seyn mußte) und eines darauf begründeten Staats- und Völker-, Friedens- und Kriegsrechtes. Alle drei mußten auf die wichtige Frage kommen: worin überhaupt das Recht (und also auch die Pflicht) ihren Grund habe? und bei der Beantwortung dieser Frage kamen alle drei auf die Idee eines Naturstandes (und zwar um so mehr, da sie den einzig richtigen Gesichtspunkt, die Anlagen der Menschheit, nicht im Auge hielten), den sich aber Jeder anders ausbildete. Mit Hobbes konnte Rousseau keinen Streit bekommen, denn er erklärte

den Satz, der Mensch sey als ein zur Gesellschaft fähiges Thier geboren, für falsch: Groot und Pufendorf hingegen, die hier für einen Mann stehen, nahmen in dem Menschen einen Trieb zur Geselligkeit an und sammelten auch alle Zeugnisse der Alten hierüber, die freilich nichts beweisen konnten.

S. 171. Aristoteles — Daß dieser philosophische Naturforscher dem Menschen irgendwo lange krumme Klauen zugesprochen hätte, ist mir völlig unbekannt, vielmehr sagt er überall das Gegentheil, besonders in den zwei Hauptstellen, wo er die Unterschiede zwischen dem Menschen und Affen (Hist. animal. 2, 8) und den übrigen Thieren (de part. anim. 2, 10) angibt und sich ausführlich über den Bau der menschlichen Hand erklärt. Was daher Wieland hier eigentlich gemeint hat, weiß ich nicht.

S. 171. Gemelli Carreri, ein Neapolitaner, der die Rechte studirt hatte, machte im Jahr 1693 eine Reise nach den drei außereuropäischen Welttheilen, von welcher er 1699 zurückkam. Sein Giro del Mondo (Venedig 1709) findet sich im Auszug im 12. Bande der allgemeinen Historie der Reisen.

S. 171. Struys, Jan Janſson (öfters unter dem Namen Strauß angeführt), gestorben in Dithmarſen 1694, machte Reisen von 1647 bis 1673 durch Europa und Asien und gab nach der Rückkehr von seiner dritten Reise die Beschreibung derselben heraus, die 1678 Deutsche übersetzt wurde (Amst. 1678). Es heißt daselbst S. 32: „Ein Formosaner von der Südseite mit einem Schwanz, einen guten Fuß lang und rauch mit Haaren besetzt." Vergl. Blumenbach de generis hum. var. nat. §. 76.

6.

S. 173. Kyklopen des alten Vater Homer — In der Odyssee 9, 106 fg. heißt es:

Und an das Land der Kyklopen, der ungesetzlichen Frevler,
Kamen wir, welche, nur den unsterblichen Göttern vertrauend,
Nirgend bauen mit Händen zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht;
Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt das Gewächs auf.
Dort ist weder Gesetz, noch Rathsversammlung des Volkes,
Sondern All' umwohnen die Felsenhöhn der Gebirge,
Rings in gewölbeten Grotten, und Jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein; und Niemand achtet des Andern.

S. 173. Venegas, Miguel, spanischer Jesuit, Verfasser der zu Madrid 1757 erschienenen Notitia de la California, y de su conquista temporal y espiritual. Nach der engländischen, sehr fehlerhaften Uebersetzung ist die deutsche (von Adelung): Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien. Lemgo 1769, 70.

S. 174. Der Kalif Omar soll, als er die Bibliothek zu Alexandria verbrennen lassen, gesagt haben: Entweder stimmt das, was diese Bücher enthalten, mit dem Koran überein, und dann brauchen wir sie nicht, oder es widerspricht dem Koran, und dann ist's schädlich! — man verbrenne also!

S. 174. Priester zu Memphis — S. den Timäus des Plato. W.

S. 174. Aus dem Boden hervorgewachsen — Diod. Sicul. L. I. c. 10. W.

S. 174. Hypothese des Anaximander — Plutarch. Symposiac. L. VIII. c. 8. W.

S. 175. Lucrez — Lucret. L. V. W.

S. 175. Protoplasten, Urbildner.

8.

S. 178. Die unbeschriebene Tafel des Aristoteles — ein berühmt gewordenes Gleichniß dieses Philosophen, um das Entstehen der Vorstellungen anschaulich zu machen. Anfangs, sagt er, weiß die Seele von nichts und gleicht einer unbeschriebenen Tafel, so wie aber die äußeren Eindrücke durch die Sinne auf die Seele wirken, und diese die Eindrücke empfängt, füllt sich die Tafel an.

S. 179. Der größte Kenner des menschlichen Herzens — Yoricks Sentimental Journey Vol. I. p. 85. W.

S. 180. Lauzun — Der Graf und nachmalige Herzog von Lauzun, ein Günstling Ludwigs XIV., wurde als Opfer der Rache der Frau von Montespan und des Ministers Louvois, die der unruhige, heftige und übermüthige Mann freilich nur zu sehr gereizt hatte, im Jahre 1671 in die Gefängnisse nach Pignerol gebracht, woraus ihn erst nach mehreren Jahren die Verwendung der Prinzessin von Montpensier befreien konnte.

S. 180. Donjon von Vincennes — Vincennes, altes Schloß und Staatsgefängniß bei Paris. Donjon, der stärkste Thurm darin, so wie in jeder Festung.

9.

S. 182. Dapper, Arzt zu Amsterdam (gest. 1690), gab besonders über die entfernteren Welttheile mehrere geographische Compilationen heraus, die nicht eben ihrer kritischen Sorgfalt wegen berühmt und daher nur mit Behutsamkeit zu gebrauchen sind.

S. 182. St. Preux — Nouv. Heloise Tom. I. pag. 71.

S. 185. Battel, Andrew, von 1589—1607 in Süd-Guinea, in seiner Beschreibung von Loango u. s. w. Allgemeine Beschreibung der Reisen u. s. w. im 5ten Theile S. 264, 280, 320 u. fg.

S. 183. Barbot, Jakob, Buchhalter, schrieb über Kongo und Kabinda. Einen Auszug davon liefert die allg. Hist. d. Reisen, Bd. 4. S. 629 fg.

S. 184. Purchaß gab eine Sammlung von Reisebeschreibungen heraus unter dem Titel Pilgrimes Lond. 1625, 1626, 4 Bde Fol., und einen Foliobaud unter dem Titel: Pilgrimage, der auch als 5ter Band der Pilgrimes angeführt wird.

S. 186. Merolla, Verfasser einer Beschreibung von Kongo, in Churchill's Coll. I. 650, und im Auszug bei der deutschen Uebersetzung von des Abbé Projart Geschichte von Loango, Kakongo u. s. w. Leipzig 1777. Allg. Historie der Reisen, Bd. 4, 5.

10.

S. 189. Moore's zuverlässiges Werk erschien unter dem Titel: Travels into the Inland Parts of Africa. London, ohne Jahreszahl, nach 1750.

11.

S. 191. Yahoos — In dem letzten Bande von Gullivers Reisen bringt Swift seinen Reisenden in das Land der Houyhnhnms, und indem ich dieser gedenke, muß ich einen Fehler verbessern, zu welchem in der früheren Abhandlung „platonische Betrachtungen über den Menschen" S. 405 bei Erwähnung der Yahoos Herder veranlaßt hat. Nicht die Yahoos sind bei Swift die mit menschlichen Anlagen (und zwar nur mit den guten und nicht mit den schlimmen) ausgestatteten Pferde, sondern die Houyhnhnms sind dieß, und die Yahoos dagegen Wesen von Menschengestalt, im ganzen Wesen aber den Affen gleicher, als den Menschen. Die Houyhnhnms wollen daher auch an deren mögliche Cultur eben so wenig glauben, als sie begreifen können, wozu es den Europäern nützlich oder nöthig seyn könne, Verbrechen zu begehen, dergleichen ihnen geschildert werden. Die von Herder angeführte Stelle war von dem Herausgeber eigentlich für diese Stelle angezeichnet worden, wo sie dienen sollte, auch Swiften in ein günstigeres Licht zu setzen, als in welchem ihn hier Wieland sah.

12.

S. 197. Vertugaden — S. die Anm. zu dem neuen Amadis, 15 St. des ersten Gesangs, Bd. 15.

S. 198. Talia saecla etc. — Virg. Ekl. 4, 46.

Solche Jahrhunderte, rollt! so redeten: rollet, ihr Spindeln!
Strenge das feste Gebot des Schicksals ordnend, die Parcen. Voß.

S. 199. Platonisches Jahr oder das große Jahr, der Zeitraum, während dessen die Fixsterne ihre eigne Bewegung um den ganzen Himmel vollenden, wurde von Ptolemäus auf 36,000 Sonnenjahre berechnet, von Neueren nur auf 25,920; — also hätten wir noch lange Zeit bis dahin!

S. 199. Sapere et fari quod sentias — Weise zu seyn und zu sagen, wie du es fühlst und beurtheilst.

Ueber Rousseau's vorgeschlagene Versuche ꝛc.

1.

S. 203. Pythagoras — Vor Pythagoras, erzählt Cicero (Tusc. 5. 3.) hießen Alle, die ihr Leben der Betrachtung weihten, Weise (Sophoi), seit Pythagoras aber Philosophen, Liebhaber der Weisheit. Dieser kam einst nach Phlius, einer Stadt im Peloponnes, und hatte mit dem Fürsten Leon daselbst eine lange gelehrte Unterhaltung, die diesem Bewunderung seines Geistes und seiner Beredsamkeit einflößte. Er fragte daher, in welcher Kunst er Meister sey. Pythagoras erwiederte, daß er mit keiner Kunst sich abgebe, sondern ein Philosoph sey, und auf die Erklärung, welche jener deßhalb verlangte, sagte er: ihm scheine das Leben gleich dem Verkehr bei den olympischen Spielen. Dorthin kämen Einige, um nach dem Ruhme der Krone zu ringen, Andere, um zu kaufen oder zu verkaufen, eine gewisse Classe aber lediglich, um zu sehen, was man triebe und wie. Eben so gebe es im Leben einige Wenige, die mit Hintansetzung von allem Andern nur mit Eifer die Natur der Dinge zu erforschen suchten, und diese nenne er Philosophen. — Genau läßt sich dieß nicht übersetzen wegen der Mehrdeutigkeit der griechischen Worte. Bekanntlich erhielt durch Sokrates diese Idee des Philosophen und der Philosophie eine mehr praktische Wendung.

S. 203. Demokritus, Diogenes, Krates sah W. nicht immer in diesem Lichte, wie seine Abderiten, Diogenes und Krates und Hipparchia beweisen.

S. 204. Num Deus etc. — Ob Gott wohl habe die Gestalt eines Kürbisses annehmen können.

4.

S. 209. Vanini — Warburton — S. Jul. Caes. Vanini de Natura regina deaque Mortalium und Warburtons Anmerkung zum Monolog des Edmund im König Lear, Shakesp. Vol. VI. p. 16. W.

S. 209. Mann-Thier — Ein Wort, das wir dem alten Froschmäuseler zu danken haben. W.

7.

S. 213. Die schöne Seilerin — Oeuvres de Louise Charly, dite Labé ou la belle Cordière, p. 13. Mehr von ihr in dem Bande, welcher die literarischen Miscellaneen enthält. W.

8.

S. 214. Strabo und Plinius — S. Strabon L. III. p. 233. ed. Amstelod. 1707 und Plin. C. XVI. c. 6. W.

11.

S. 217. Ferguson, Professor der Moral auf der Universität zu Edinburgh, in seinem Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft (übersetzt von Garve, Lpz. 1768), wo er in dem ersten Abschnitt ebenfalls die Frage über den Stand der Natur abhandelt.

14.

S. 227. Der gewisse Präsident einer gewissen Akademie, welcher unter andern seltsamen Einfällen, die sein witziger Gegner Doctor Akakia (Voltaire) persiflirte, auch den hatte, das Gehirn von Riesen zu zergliedern, um die Natur der Seele zu ergründen, war der große Mathematiker Maupertuis, Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

15.

S. 218. Daß keines gähnen könne u. s. w. — Aristoteles trieb sie noch weiter. Er behauptet, kein Mensch könne den andern p*ss*n sehen, ohne augenblicklich einen Reiz zu fühlen, dasselbe zu thun; und er erklärt sehr scharfsinnig, wie dieß zugehe, Problemat. Sect. VII. quaest. 6. W.

17.

S. 235. Büchse des Papsts Johannes XXIII. — S. v. Hagedorns Fabeln und Erzählungen, 2tes Buch, im 2ten Theile seiner Werke, S. 256. In der Ausgabe von Eschenburg S. 202. W.

S. 235. Porphyrius — S. Porphyr de antro nympharum. W.

S. 235. Vers des Horaz — Horat. Sat. L. I. Sat. 3. v. 107. W.

Reise des Priesters Abulfauaris.

4.

S. 243. Vertugade — S. oben.

S. 243. Gymnosophist, nackter Weiser, vergl. Bd. 15. die Anm. zur 5. Str. des 10. Ges. des neuen Amadis.

6.

S. 253. Frigidi et malefiziati — Kalten und Bezauberten.

Bekenntnisse des Abulfauaris.

Evemerus oder Euhemerus war ein griechischer Geschichtschreiber, von dessen Schriften sich nur ein Bruchstück erhalten hat. Er war der Erste, welcher gegen die griechische Volksreligion die Waffen der Geschichte kehrte. Zum Beweise, daß alle Götter dieser Religion einst Sterbliche gewesen wären, führte er Inschriften und Denkmäler an, die er auf einer — von ihm erdichteten — Insel Panhäa gesehen zu haben vorgab.

1.

S. 262. Exoterischen Theil — Die alten Priester und manche Philosophen hatten eine doppelte Lehre, eine, welche öffentlich und Allen mitgetheilt wurde, — die exoterische, — und eine andre, die nur wenigen Eingeweihten, als ein Geheimniß, anvertraut wurde, — die esoterische.

2.

S. 267. Meerzwiebel — Wenigstens behauptete Juvenal in einer Stelle, wo er darüber eifert, daß die Aegypter jedes Thier ihres Landes zu einem Gotte gemacht, sie hätten auch die Meerzwiebel angebetet.

S. 268. In dem geheiligten Alphabet — Außer den Hieroglyphen, einer bloßen Bilderschrift, hatten die ägyptischen Priester auch eine heilige Buchstabenschrift — die hieratische Schrift — die von der gewöhnlichen Buchstabenschrift verschieden und ein Priestergeheimniß war.

S. 270. Bei Gastmählern eine Mumie — Diodor berichtet, daß die Aegypter die Sitte hatten, bei ihren Gastmählern das hölzerne Bild eines Todten umherzutragen und jedem Gaste mit dem Zurufe zu zeigen: Schaue dieß an; trinke und sey fröhlich; denn, stirbst du, so bist du wie

dieß! — Man kann dieß bei den Aegyptern kaum für einen Aufruf zur Fröhlichkeit halten, da sie überhaupt das gegenwärtige Leben für gering achteten, die Zeit nach dem Leben hingegen für äußerst wichtig. Daher nannten sie die Wohnungen der Lebenden Herbergen, in denen der Mensch nur kurze Zeit wohne, die Gräber dagegen ewige Wohnungen. Auf Erbauung ihrer Häuser wandten sie aus diesem Grunde nur geringere Sorgfalt und desto größere auf die ihrer Gräber. — Die Pyramiden hält man für Königsgräber.

Ob ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey.

1.

S. 288. Gemelli Carreri — S. oben.

2.

S. 288. Agrippa, von Nettesheim, schrieb ein Werk über geheime Philosophie (de occulta philosophia). Von den übrigen hier Genannten s. Bd. 2. die Anm. zu Don Sylvio von Rosalva.

S. 289. Condamine, geb. zu Paris 1701, gest. daselbst 1774, Mitglied zweier Akademien zu Paris, berühmt durch seine Reisen nach America, in der Absicht, um durch genauere Messungen unter dem Aequator die Gestalt der Erde zu bestimmen, und durch die Verdienste, die er sich hiedurch um Astronomie, Natur- und Menschenkunde erwarb.

3.

S. 291. Charlevoix — Jesuit, geb. zu St. Quentin 1684, gest. 1761, hat sich durch seine, wenn gleich etwas weitschweifigen Geschichten und Beschreibungen von Japan, St. Domingo, Paraguay, wo er als Missionär gewesen war, den Ruhm eines guten Beobachters erworben.

S. 292. Hamak — Hängebett.

S. 292. Manioc — Die Manioc- oder Kassawiwurzel ist ein Hauptgegenstand des Anbaues bei mehreren americanischen Stämmen, welche daraus ihr Brod und Getränke bereiten. Dieß Getränke ist von dreierlei Art, und zwei Arten davon sind berauschend. Die beste Nachricht hierüber giebt Quandt: Nachrichten von Surinam und seinen Einwohnern, Görl. 1807 im Auszug im Journale für die neuesten Land- und Seereisen. Bd. 4.

S. 294. Tiberius und der Elephantis exhibitus — Was hier nicht erklärt werden kann, erzählt Sueton im Leben des Tiberius Cap. 43.

S. 294. Aretin — Peter von Arezzo (der Aretiner), geb. 1492 und gest. zu Venedig 1557, die Geisel der Fürsten und der Göttliche genannt, war ein Komiker und Satiriker, dem zu Keckheit des Witzes, aber auch an Frechheit und Unverschämtheit vielleicht kein Anderer irgend einer Nation gleichkommt. — Wieland hat in diesem Gemälde einen stärkern Zug weggelassen, weil er für deutsche Leser zu anstößig wäre, wiewohl ihn die Engländer sogar auf der Schaubühne ertragen konnten. Mammon sagt im Original:

— — — Then my Glasses
Cut in more subtil Angles, to disperse
And multiply the Figures, as I walk
Naked between my Succubas — —

S. 294. In aufgelösten Perlen gesotten — Bey Johnson bringt hier, seiner Gewohnheit nach, seine Gelehrsamkeit wohl oder übel an. Die Schwelgerei der alten Römer machte aus Sinnlichkeit und Muthwillen eine Menge seltsamer Dinge zu Leckerbissen. Die Haselmäuse gehörten darunter, aus denen der berüchtigte Professor der Kazianischen Philosophie, Apicius, köstliche Ragouts zubereiten lehrte. Sir Mammon will lauter dergleichen antike Leckerbissen auf seiner Tafel haben, Karpfenzungen, Bärte von Barben, Euter von trächtigen Sauen und dergleichen. Fasanen, Salmen, Lampreten, Haselhühner sind gut genug für seine Lakeyen, sagt er —

S. 298. Verrichtungen, wobei man nie nüchtern genug seyn kann — Dieß wurde um die Zeit der letzten Reichs-Kammergerichts-Visitation geschrieben und paßte vortrefflich. W.

4.

S. 301. Soweit ein Nutzen — — zu erwarten ist — Um einer unbilligen Mißdeutung vorzubeugen, wird hier erinnert, daß ich das Nützliche, auf welches Sokrates die Wissenschaften und Künste einschränkt, (wiewohl er eigentlich an dem Orte der sokratischen Denkwürdigkeiten, auf welchen hier angespielt wird, nur davon spricht, in wie weit sich ein καλος και αγαθος auf jede Kunst oder Wissenschaft zu legen habe) in einem ungleich ausgedehnteren und so weitschichtigen Sinne nehme, daß selbst solchen gelehrten Beschäftigungen, welche nur einen sehr entfernten und unendlich

kleinen Einfluß in die Vervollkommnung des allgemeinen menschlichen Systems haben, — von des gelehrten Olaus Rudbecks Atlantica bis zu Altmanns gründlichem Beweise, daß die Lingua opica eine Sprache sey, wovon weder er selbst noch irgend ein andrer Mensch ein Wort verstehe, — eine Art von Verdienst übrig bleibt. W.

S. 301. Das richtige Mittel zwischen der Intoleranz u. s. w. — Ce période du développement des facultés humaines, tenant un juste milieu entre l'indolence de l'état primitif et la pétulante activité de notre amour propre, doit être l'époque la plus heureuse et la plus durable. Discours sur l'inégalité, p 70.

S. 303. Franz Moore — S. The Wonders of Nature and Art, Vol. III. Part. 3. chap. 3. pag. 360. seqq. und die allgemeine Historie der Reisen, Th. 3. S. 178. u. f. Moore's Buch selbst, wovon die letztere den Auszug liefert, ist mir nicht zu Gesichte gekommen W.

S. 305 Pater Labat — Seine nouvelle relation de l'Afrique occidentale (Par. 1728. 5 Bde. 8.), meist aus den Papieren des La Brue gezogen, ist die beste, die wir über die Westküste von Africa haben.

S. 306. Lampedusa — S. Bd. 15. der neue Amadis, Anm. 6 zu der 27. Str. des 11. Ges

S. 307. Marabu (Marabut, Marbuth) — Eine Art von muhamedanischen Heiligen, denen man alle Schandthaten nachsieht, weil man glaubt, daß sie auf besondern Antrieb Gottes handeln. Ursprünglich führte diesen Namen ein arabischer Stamm, der zur Zeit des ersten Kalifen Abubeir's sich in Syrien festsetzte, von da nach Aegypten zog und bis an das westliche Ende von Africa ausbreitete.

S. 308. Utopien und Severambenländern — Unter dem Titel Utopia gab der berühmte Thomas Morus, Staatscanzler von England unter Heinrich VIII., sein Ideal einer Republik heraus. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts erschien ein ähnliches Werk unter dem Titel Severambien, wovon Müller in Itzehoe eine neue Uebersetzung gab. Beider Namen bedienen sich seitdem öfters diejenigen, welche die Annäherung der Wirklichkeit an solch ein Ideal für unmöglich halten, wenn sie höflich sind, gleichbedeutend mit platonischer Republik und, wenn sie unhöflich sind, gleichbedeutend mit Schlaraffenland.

8.

S. 312. Manche noch Augenzeugen werden dürften. — Dieß wurde vor fünf und zwanzig Jahren geschrieben. Der Anfang zu

Erfüllung dieser damals aus einer Art von Ahnung niedergeschriebenen Worte ist seit 1789 in Frankreich gemacht worden. Gebe der Himmel, daß wir auch das glückliche Ende derselben erleben! W.

10.

S. 517. Mezzetino — Der Mezzetino ist eine der vielen komischen Personen des italienischen Lustspiels, ein Verwandter des Arlechino, seinem Charakter nach ein listiger Bedienter.

S. 518. Bernardons — Joseph Felix von Kurz, ein geborener Wiener, wurde einst in einer Stegreifs-Rolle als Bernardon so wohl aufgenommen, daß er von dieser Zeit an den Theaternamen Bernardon annahm. Sein Charakter als solcher war mit Spitzbüberei verbundene Dummheit, und er arbeitete für diesen Charakter eine große Menge Stücke aus. — Sonnenfels war sein obsiegender Gegner. S. Briefe deutscher Gelehrten an Kloz, I. 45.

Ueber die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts.

3.

S. 527. In den Zeiten der — — Uebersp annung — Dieß Letzte war eigentlich der Fall der Römer: aber die Folgen von beiden sind am Ende ziemlich ähnlich; nur daß Erschlaffung aus Ueberspannung bei Weitem ein schlimmerer Zustand ist als Schwäche aus Verfeinerung. W.

S. 529. Gleichwohl, sagt Plutarch, fanden sich Leute, — Er sagt uns nicht, wer sie waren; die Rede ist aber von denen, die den Pompejus wegen eines gewissen wirklich unedeln Verfahrens in dem Kriege mit den Seeräubern tadelten. Wahrscheinlich waren es nicht weise Römer, wie Dacier meint, sondern Graeculi, Moralisten von Profession, von den scharfsichtigen Herren, die den Wald vor den Bäumen nicht sehen können. W.

S. 530. Pinto — Isaak de Pinto, ein portugiesischer Jude, der erst in Frankreich und dann in Holland sich niederließ, wo er im Haag 1787 starb ist durch mehrere Schriften nicht unrühmlich bekannt. Das Werk, worauf Wieland hier anspielt, ist gegen das berüchtigte Système de la Nature gerichtet: Précis des argumens contre les Matérialistes, avec des nouvelles reflexions sur la nature de nos connoissances etc. Uebers. Frankfurt und Leipzig 1776.

S. 330. Nervis alienis mobilia ligna, durch fremde Nerven beweglichtes Holz.

S. 331. Schüler des Fohi — Fohi, nach der Meinung der Chinesen der Stifter ihrer Monarchie, wird hier, wie sehr oft, mit dem indischen Religionsstifter For oder Fo verwechselt. Sterbend offenbarte dieser seinen Schülern: es gebe kein anderes Grundwesen aller Dinge als das Leere und das Nichts, daraus sey Alles entstanden, dahin kehre Alles zurück, und darin endigen sich alle Hoffnungen. Dem Grundwesen gleich zu werden und zu diesem Ende nichts zu thun, nichts zu wünschen, nichts zu empfinden und nichts zu denken, wird von den strengen Anhängern dieser Lehre für des Menschen höchstes Ziel geachtet.

4.

S. 332. Alkoholisirte, durch den höchsten Grad von Weingeist verregte.

6.

S. 331. Eva — gestützt haben soll — Dictionnaire de Bayle, article Adam. W.

S. 336. Für den thebanischen Hercules — Der nach Freret's Berechnung (Memoir. de l'Acad. des Inscr. Tom. VII. p. 485) ungefähr zweihundert Jahre später ist als Moses. W.

S. 336. Nur wie Heuschrecken vorkamen — 4. B. Mose 13.

S. 337. Der Mönch Helinand — Ein Chronikschreiber aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, auf dessen Glaubwürdigkeit die schöne Erzählung beruht von der Entdeckung des Grabes des vom Virgil besungenen Prinzen Pallas, Evander's Sohn, und wie man dessen Leichnam zweitausend dreihundert Jahre nach seiner Beerdigung noch unversehrt gefunden, und wie er, da man ihn an die Stadtmauer zu Rom angelehnt, um den ganzen Kopf über die Mauer emporgeragt habe, und so weiter. Welches Alles ihm der ehrliche Alfons Tostat, Bischof von Avila, umständlich und getreulich nachsagt. Dieser Tostat ist der grosse Vielschreiber, dem man nachgerechnet hat, daß er, um die sieben und zwanzig dicken Folianten, woraus seine Werke bestehen, bei Lebzeiten zu Stande zu bringen, seine Kindheit abgerechnet, jeden Tag wenigstens fünf Bogen schreiben mußte. Wer einen so dringenden Beruf zum Schreiben hat, dem bleibt freilich keine Zeit zum Denken übrig. W.

S. 337. Kircher — S. die Anmerk. zu den moralischen Briefen, 2. Br. Anm. 6. Bd. 25.

7.

S. 338. Frezier, Ingenieur, geb. zu Chambery 1682, geſt. zu Breſt 1773, hat ſich durch ſeine Relation du voyage de la mer du Sud dans les années 1711—1714 (Amſt. 1717, überſ. Hamb. 1745 — eine Ausgabe von 1732 kenne ich nicht) einen Rang unter den beſten Reiſeſchreibern erworben.

S. 339. Byron — S. deſſen Nachrichten in Hawkesworth's Account T. I. Byrons Reiſe um die Welt, Leipzig 1769, iſt nur eine kleine Nachricht, die, wie Zimmermann ſich ausdrückt, nur von einem Schiffschirurgus oder dergleichen verfaßt iſt und nie vom Commodore ſelbſt.

S. 389. Wiewohl ſie ihm noch immer groß genug vorkamen — Wie leicht die Ueberraſchung und das Erſtaunen auch den verſtändigſten Mann zu unmäßigen Hyperbolen bringen können, davon kann uns Byron ſelbſt zum Beiſpiel dienen, da er ſagt: ſein Lieutenant, Cumming, der doch ſelbſt ſechs Fuß zwei Zoll maß, wäre dieſen Rieſen gegenüber ſo klein wie ein Zwerg geworden — und doch betrug der Unterſchied höchſtens nur drei bis vier Zoll! W.

9.

S. 342. Kachexie — Von verdorbenen Säften und Verſchleimung entſtehende, die Ernährung hindernde Krankheit.

Auszüge aus Forſters Reiſe um die Welt.

Als dieſe Auszüge im Jahr 1778 im Mercur erſchienen, hatten ſie allen Reiz der Neuheit, ſind aber auch jetzt noch, zumal in dem Zuſammenhange, in welchen ſie hier geſtellt ſind, intereſſant. Des Originals Titel iſt: G. Forster, Voyage round the world. 2 Bde. Lond. 4. 1776, überſ. von G. Forſter ſelbſt. (Berlin 1779 und 1783.) Aus Verſehen wird Georg Forſter, der Sohn, von Wieland hier Jakob genannt. Der Vater (Joh. Reinhold) ſchrieb Observations during a Voyage round the world Lond. 1778. 4. (überſ. Berl. 1783. 8.). Die Reiſe unter dem Capitain Cook wurde von Vater und Sohn gemeinſchaftlich gemacht.

S. 370. Dusky- oder Dämmerungs-Bay — Capitain Cook hatte ihr dieſen Namen ſchon auf ſeiner erſten Reiſe um Neu-Seeland, wo er ſie nur geſehen, beigelegt. An der Stelle, wo das Schiff jetzt vor Anker lag, verurſachte das vom Ufer herabhängende Buſchwerk eine ſolche Dämmerung, daß es in den Hajüten auch bei hellem Wetter, immer dunkel blieb, und man bei bewölktem Himmel oft am Mittage Licht anſtecken mußte. W.

S. 374. Weißem Papier — Denn die weiße Farbe iſt auch in Neu-Seeland ein Friedenszeichen, wovon Herr Forſter verſchiedene Beiſpiele anführt. W.

S. 379. Qualos apes etc. — Wie Bienen im neuen Frühling — Das Gleichniß thut hier unſtreitig das Beſte — und beweiſt am Ende doch, daß die Menſchen, um das Gemälde ihrer künſtlichen Geſchäftigkeit zu verſchönern, der Natur die Farben abborgen müſſen. W.

S. 383. Sie geben, um dieſes Gewinnes willen — Man vergeſſe gleichwohl nicht, daß ein paar große Nägel für eine Neu-Seeländerin wenigſtens eine eben ſo große Verſuchung ſind, als eine Riviere von Diamanten für eine hübſche Putzmacherin in Paris oder London. W.

S. 384. Paya de Cocagne — S. die Anm. zu Pervonte, 2. Theil, Bd. 12.

S. 385. Ein Morgen war's u. ſ. w. — Herr Forſter (damals noch ein ſehr junger Mann) war noch ganz voll von ſeinen Dichtern und bedachte wohl nicht, als er dieſe Zeile hinſchrieb, daß ſeine Dichter ſich glücklich geachtet haben würden, einen ſolchen Morgen, wie ihm hier zu Theil ward, wirklich zu ſehen — und daß die Einbildungskraft in ſolchen Dingen immer unter der Natur bleibt. W.

S. 395. Pittoriſiren — An den Pranger (Pilori) ſtellen.

00099802

Digitized with financial assistance from
Government of Maharashtra
on 30 January, 2020